

1. Europäische Väterkonferenz

15. und 16. September 2004
Palais Auersperg / Wien

INHALT

BEGRÜßUNG DURCH STAATSSSEKRETÄRIN URSULA HAUBNER	5
EINLEITUNG DURCH MODERATOR MAG. JOHANNES KAUP	8
VATERSCHAFT – EINFÜHRUNG UND ÜBERBLICK	11
„Väter. Worüber reden wir?“ Univ. Prof. Dr. Heinz Walter, Konstanz	11
„Can men be initiated into fatherhood?“ Father Richard Rohr OFM, USA	33
„Jugendliche Familienfähigkeit und Vaterschaft“ Dr. Edit Schläffer, Wien	41
Czepeto, Märchenerzähler - „Der Feuervogel“	49
I VATERSCHAFT UND MÄNNLICHE IDENTITÄT	55
„Betreuung, Pannenhilfe oder sporadische Einsätze? Vaterarbeit auf der Grundlage männlicher Eigenschaften“ Univ. Doz. Dr. Allan Guggenbühl, Zürich	55
„Männerwelt ohne Väterprofile? Warum das Männliche Väterliches einschließt“ Univ. Prof. Dr. Gertrud Höhler, Berlin	63
„Welche Auswirkungen hat die Scheidung auf die männliche Identität? Was ändert sich dabei in Bezug auf das Familiensystem und die Vaterschaft?“ Univ. Prof. Dr. Gerhard Amendt, Wien	71
„Vaterbilder der Helfenden – Bild der helfenden Väter“ (Vaterbilder und Vaterschaftsmodelle, Angehörige der helfenden Berufe) Univ. Doz. Dr. Roger Czáký-Pallavicini, Dr. Zsófia Czáký-Pallavicini, Budapest	79
PODIUMSDISKUSSION	87

II TRIADE VATER-MUTTER-KIND	109
„Zur Psychoanalyse des Vater-Mutter-Kind Dreiecks“ Univ. Prof. Dr. Horst Petri, Berlin	109
„Gott Vater - Mensch Vater“ S.E. Weihbischof Univ. Prof. Pater Dr. Andreas Laun O.S.F.S., Salzburg	117
„Sicherung der Vater-Kind Beziehung im Dreieck Vater-Mutter-Kind bei Trennung/Scheidung“ Prof. Dr. Roland Proksch, Nürnberg	125
„Partnerschaft und Elternschaft im Konflikt“ Dr. Gabriele Peitz, München	131
„Ist der Vater eine Erfindung der Romantik?“ Univ. Prof. Dr. Reinhold Knoll, Wien	145
„Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität“ Mag. Peter Ballnik, Salzburg	155
Czepeto Märchenerzähler - „Ein Rätsel“	166
Czepeto Märchenerzähler - „Rosenschön“	167
III VATERSCHAFT UND VEREINBARKEIT VON BERUF UND FAMILIE	171
„Die Vereinbarkeit ist auch ein Männerproblem“ Univ. Prof. Dr. Walter Hollstein, Bremen	171
„Experiences from men, fatherhood and gender equality in Sweden“ Tomas Wetterberg, Stockholm	181
„Väter und Betriebe – auf der Suche nach dem Gleichgewicht“ Andreas Borter, Burgdorf/Schweiz	189
„Ich bin meines eigenen Väter - Glückes Schmied“ (Wie Väter in Deutschland versuchen, Familie und Beruf zu vereinbaren) Dipl.-Pol. Eberhard Schäfer, Berlin	199
PODIUMSDISKUSSION	207
ZU DEN VORTRAGENDEN	223
BIBLIOGRAPHIE	229
IMPRESSUM	231

Begrüßung durch Staatssekretärin Ursula Haubner



Meine sehr geehrten Damen und Herren,
sehr geschätzte Konferenzteilnehmerinnen und Konferenzteilnehmer!

Ich darf Sie sehr herzlich willkommen heißen bei der ersten Europäischen Väterkonferenz – hier im schönen Palais Auersperg in Wien! Ich freue mich sehr über das große Interesse an dieser Konferenz und bedanke mich bei all jenen, die heute hier sind, die sich die notwendige Zeit dazu genommen haben, um zu signalisieren, dass Väter, Väterarbeit, Väterkarenz wichtige Themen sind, die in alle Bereiche der Gesellschaftspolitik einzufließen haben. Und besonders freut es mich, dass nicht nur aus Österreich und Deutschland namhafte Expertinnen und Experten hier sind, sondern dass wir einen guten Querschnitt durch alle europäischen Länder haben. Wir haben Gäste, wir haben Experten, wir haben Vertreter der NGOs aus Albanien, aus Tschechien, aus der Slowakei, aus Italien, aus Frankreich, aus England und aus Litauen, aus der Schweiz, Deutschland hab ich schon erwähnt, aus den Niederlanden, aus Ungarn, aus Slowenien, aus Lettland und aus Spanien. Man könnte vereinfacht sagen, das Väterthema ist eigentlich ein europäisches Thema. Ich bedanke mich auch sehr herzlich bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der männerpolitischen Grundsatzabteilung, die für das Zustandekommen der Konferenz verantwortlich zeichnen, mit ihrem Leiter Dr. Johannes Berchtold, der hier in diesem Bereich mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sehr viel auf die Beine gestellt hat, dass diese zwei Tage auch zu einem erfolgreichen und guten Ergebnis führen. Ich glaube auch, dass der heutige Beginn der Anfang neuer Kontakte sein kann, einer Politik für Familien, die sehr nachhaltig ist, und wenn sie nachhaltig sein soll, dann müssen die Väter als eine wichtige Säule mit einbezogen werden.

Meine Damen und Herren, Väter sind ein Thema der österreichischen Politik für Familien, und sie sind ein wichtiges Thema, weil sie vor allem auch die Kinder betreffen. Denn Kinder brauchen, und das ist ja nichts Neues, neben Müttern, neben Großeltern, neben Pädagoginnen und Pädagogen, im Kindergarten, im Schulbereich vor allem auch Väter. Und deshalb stellen wir ganz verstärkt die Männer in das Blickfeld, in den Blickpunkt der Geschlechter- und Generationenbeziehungen. Politik muss sich dieses Themas annehmen, aber wir müssen auch schauen, wo wir Partner dafür finden. Partner in der Wissenschaft, in der Öffentlichkeit, in der Wirtschaft, aber vor allem brauchen wir für diese Politik die Frauen als Partnerinnen. Denn die Vereinbarkeit von Familie und Beruf setzt eben Partnerschaft voraus und ohne stärkere Beteiligung der Väter an der Familienarbeit wird sie immer eine Einbahnstraße für die Mütter bleiben. Es ist unbestritten, wie wichtig die Väter-Präsenz für die kindliche Entwicklung ist, und ebenso unbestritten ist es auch, wie wertvoll die Erfahrung für die Väter selbst ist, wenn sie sich ihren Kindern widmen können.

Diese österreichische Regierung hat in ihrem Regierungsprogramm den Vätern einen Schwerpunkt zugeordnet. Lassen Sie mich zwei Vereinbarkeitsmaßnahmen herausgreifen, die sowohl den Vätern als auch den Müttern zugute kommen: Wir haben seit dem Jahre 2000 das Kinderbetreuungsgeld eingeführt, wobei es, wenn es der zweite Elternteil, in diesem Fall der Vater, bezieht, automatisch zu einer Verlängerung des Bezugszeitraumes kommt und es daher auch ein Anreiz ist, diese Verlängerung des Bezugszeitraumes in Anspruch zu nehmen. Wichtig ist auch, dass wir gerade beim Bezug dieses Kinderbetreuungsgeldes eine möglichst hohe Zuverdienstgrenze eingezogen haben, damit auch der wirtschaftliche Faktor hier nicht zu kurz kommt. Eine zweite Maßnahme, wo wir auch Väter gleichwertig mit einbezogen haben, ist seit einigen Monaten die Möglichkeit, Elternteilzeit zu übernehmen. Elternteilzeit sowohl für Mütter als auch für Väter, bis zum siebten Lebensjahr des Kindes, kann von beiden, von Müttern und Vätern, gleichzeitig in Anspruch genommen werden. Das sind zwei Maßnahmen, die sicher der richtige Schritt in die richtige Richtung sind, aber es ist sicher noch einiges zu tun. Wir haben derzeit in Österreich 4236 Väter, die das Kinderbetreuungsgeld beziehen, das sind 2,56 % aller Beziehenden. Wir freuen uns über die Steigerung dieses Prozentsatzes, wenn man bedenkt, dass es 1999 nur 1300 Väter gewesen sind, die sich diese notwendige Zeit für ihre Familie genommen haben. Wir können daher sagen, diese neue Form der Väterbeteiligung ist tendenziell steigend, bewegt sich aber noch in einem relativ geringen Prozentsatz.

Meine Damen und Herren, um Väterbeteiligung in der Familienarbeit und Kindererziehung zu steigern, dürfen wir aber andererseits nicht traditionelle Formen der Vaterschaft diskriminieren, und schon gar nicht gegen neue Formen gelebter Vaterschaft ausspielen. Wir müssen Männer motivieren, indem wir ganz speziell auf männliche Bedürfnisse eingehen und darauf Rücksicht nehmen. Und das ist auch der Ansatz, dem sich die männerpolitische Grundsatzabteilung des Bundesministeriums widmet, insbesondere im Bereich der Grundlagenforschung, die eine wichtige Basis ist für politische Entscheidungen zum Thema Väterbeteiligung an der Familienarbeit. Einige Studien, die in den letzten Jahren erstellt wurden, haben für großes Interesse gesorgt, wie z.B. die Auswirkungen durch Vaterentbehmung; es ist weiter zum Thema Lebenswelten Vater-Kind eine sehr interessante Studie in Arbeit, welche positive Väterlichkeit, basierend auf männlicher Identität in den Vordergrund stellt. Wir haben auch einen eigenen Arbeitskreis im österreichischen Nationalkomitee zum Jahr der Familie eingerichtet, der sich ausschließlich mit der Väterbeteiligung beschäftigt, aber wir haben auch in der politischen Umsetzung in den letzten Jahren im Bereich der gemeinsamen Obsorge den Vätern neue Chancen eröffnet, sodass, auch wenn es zur Trennung von Partnern kommt, die Vaterschaft weiterhin gelebt werden kann.

Wir arbeiten in Österreich verstärkt an der Einrichtung und Ausweitung der Männerberatungsstellen und am Beratungsangebot, das vermehrt angenommen wird. Vor allem auch im regionalen und ländlichen Bereich, wo es bis vor einigen Jahren unvorstellbar gewesen ist, dass derartige Beratungsstellen von Männern in Anspruch genommen werden. Meine Damen und Herren, es geht bei der Thematik der Väter nicht darum, die Väter zur Kinderbetreuung zu zwingen, zur Familienarbeit zu zwingen, sondern aus meiner Sicht, dass wir Vätern die Chance geben müssen, von diesem Glück und dieser Freude mit kleinen Kindern profitieren zu können. Und dass sie dieses Glück, diese Gemeinsamkeiten, mit Kindern groß zu werden, erleben können. Ich sage ganz einfach, aus meiner eigenen Sicht und aus meiner eigenen

Erfahrung: Väter sind benachteiligt, wenn sie sich nicht beteiligen. Und das ist, glaube ich, das große Thema, mit dem wir uns zu befassen haben, dass wir Vätern die Chancengleichheit geben, die Chancengleichheit in der Familienarbeit und in der Kindererziehung. Hier existiert ja noch ein eklatanter Unterschied: Erwerbstätige Frauen verbringen im Schnitt 35 Wochenstunden am Arbeitsplatz, Männer 48 Stunden. Für Haushaltsführung verwenden Frauen wöchentlich 18 Stunden, Männer 4 Stunden. Und für die Kinderbetreuung wenden Frauen neben ihrer Erwerbstätigkeit 11 Stunden auf und Männer 3 Stunden. Daher werden wir im Interesse der österreichischen Familienpolitik am Freitag eine große Bewusstseinskampagne starten, die die Väter motivieren soll, auch diese Arbeit verstärkt zu übernehmen.

Für mich, meine Damen und Herren, sind zwei Botschaften ganz wichtig in der politischen Arbeit, aber auch vielleicht als Überthema für die zweitägige Väterkonferenz: Erstens, Kinderbetreuung als Chance zu sehen, als Chance, Qualifikationen zu erwerben, die man im Job braucht. Wir haben jahrelang den Frauen gesagt „Karriere mit Kind“, und wir werden das auch noch einige Jahre sagen und helfen müssen. Aber dieses „Karriere mit Kind“ soll auch das Motto für die Väter sein. Väter sollen erkennen, dass es nicht nur eine persönliche Bereicherung ist, sondern, dass es gerade im Umgang mit Kindern sehr viel an sozialer Kompetenz, an Toleranz, an Geduld, an Nachhaltigkeit zu erwerben gilt und dass man sehr viel lernen kann, das letztendlich auch in den Job, auch in Führungspositionen einfließen kann. Und die zweite Botschaft, die mir wichtig ist, dass das Netzwerk Familie, dessen Funktionstüchtigkeit wir in Zukunft alle wollen, nur auf die Dauer funktionieren kann – vor allem wenn beide berufstätig sind – wenn die Männer dabei sind, wenn die Männer Verantwortung übernehmen, für ihre Familie, für ihre Kinder, aber auch für die älteren Mitglieder der Familie, die es im Regelfall auch durch das höhere Alter immer wieder zu betreuen und zu begleiten gilt. Ich weiß, wir haben noch viel zu tun, es ist noch vieles zu ändern, aber man muss wissen, wovon man redet, wenn man etwas ändern will. Das werden Sie, meine Damen und Herren Experten, in den nächsten beiden Tagen bestärken und begleiten.

Ich bedanke mich sehr herzlich, dass Sie an dieser 1. Europäischen Väterkonferenz teilnehmen, und sich mit dem Thema intensiv auseinander setzen. Am Ende der Tagung werden wir uns der Vereinbarkeit widmen. Beruf und Familie darf nicht nur für Mütter und Frauen kein Widerspruch sein, sondern das Gleiche muss auch für die Väter gelten.

Recht herzlichen Dank. Ich wünsche der zweitägigen Konferenz einen guten Verlauf und interessante Diskussions- und Debattenbeiträge!

Einleitung durch Moderator Mag. Johannes Kaup

Vielen Dank, Frau Staatssekretär. Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Referenten und Referentinnen, ich möchte mich kurz vorstellen:

Mein Name ist Johannes Kaup, ich bin Journalist im ORF, im Radio Österreich 1, in der Abteilung Religion und Wissenschaft. Da bin ich Teilzeit angestellt, nebenher auch noch Daseins-Analytiker - und ich habe die Ehre, Sie durch diese zwei Tage zu begleiten. Als Ihr Moderator habe ich drei Aufgaben. Das eine ist, Sie sozusagen einzustimmen, im Englischen sagt man „to set the tone“, wir würden sagen „die erste Geige einzustimmen“, damit man das im richtigen Rahmen hört, was kommt, damit das auch landen kann; das Zweite ist, Diskussionen zu leiten und das Dritte, Hüter der Zeit zu sein. Letzteres ist vielleicht eine unangenehme Aufgabe, doch es gehört auch dazu.

Einige praktische Hinweise zum Ablauf: Erstens, die Tagung hat 3 inhaltlich aufeinander abgestimmte Teile. Heute Vormittag wollen wir die Frage klären, was Väter und Vaterschaft heißt, über die wir reden. Heinz Walter wird darüber sprechen. Wir stellen die Frage, wie Männer auf ihre Vaterschaft vorbereitet werden können - beispielsweise durch Initiationsprozesse – durch Richard Rohr. Und wir hören brandneue Ergebnisse eines Forschungsprojekts, das der Frage nachgegangen ist, wie es um die jugendliche Familienfähigkeit bestellt ist und was das für die Vaterschaft bedeutet – von Edit Schläffer. Am Nachmittag ist der Fokus auf das Spannungsfeld männliche Identität und Vaterschaft gerichtet, morgen Vormittag widmen sich die Vorträge den Problemen, die das dynamische Beziehungssystem „Vater-Mutter-Kind – oder Kinder“ mit sich bringt. Am Nachmittag werden dann praktische Umsetzungs- und politische Fragen zum Thema gemacht; nämlich welche Probleme ergeben sich für Väter, wenn sie der Familie und dem Beruf gerecht werden müssen, und was bedeutet das für die Ausgestaltung von Vaterschaft? Das ist so der große Rahmen, der große Fahrplan.

Ich möchte Ihnen einen zweiten Hinweis geben, der eher an die Referentinnen und Referenten gerichtet ist. Übersetzen, dolmetschen ist an sich schon eine hohe Kunst, wir sind hier eine internationale Konferenz und wollen, dass alle etwas verstehen. Übersetzen verlangt weit mehr als die Kenntnis von Wortbedeutungen, man muss auch den Wortsinn und den Bedeutungszusammenhang transportieren. Ich möchte aus meiner Erfahrung, aus 14 Jahren Radiojournalismus, ein Wort jetzt an die Referenten und Referentinnen richten und Politiker/innen, welche noch im Saal sind, wie ich sehe. Sie erhalten jetzt einen Gratis-Tipp: wenn Sie Menschen überfahren wollen, wenn Sie sicher sein wollen, dass Sie nicht verstanden werden, dann reden Sie schnell. Je schneller Sie reden, desto weniger wird von anderen kognitiv wahrgenommen, und in Folge dessen auch übersetzt werden können. Wollen Sie aber verstanden werden, wollen Sie Menschen überzeugen und berechtigt hoffen, dass Zuhörer etwas daraus in ihr Leben mitnehmen, reduzieren Sie den Wortfluss, die Daten, sprechen Sie langsam, natürlich nicht einschläfernd, aber halten Sie sich an die Zeit durch Reduktion auf das Wesentliche.

Friedrich Nietzsche hat dazu einen sehr klugen Satz gesagt, der zumindest mir gut gefällt: „Keine Gedanken denken, in denen nicht auch die Muskeln ein Fest feiern.“ Ich sage es noch einmal, das Sitzfleisch ist eine Sünde wider den heiligen Geist.“

Kurz – die Dolmetscherinnen in den Kabinen sind sehr gut, aber sie können nur so gut sein, wie Sie es sind.

Zum ersten Vortrag: Junge Männer sind vermehrt in die Krise geraten, spätestens – es hat vorher begonnen - aber spätestens seit dem ersten Weltkrieg sind die alten Rollenbilder morsch geworden, sie sind zerfallen. Frauen haben sich dem gegenüber weiter entwickelt, größtenteils zu ihrem Vorteil, zum gesellschaftlichen Vorteil und auch zum Vorteil egalitärer Beziehungen in Augenhöhe, von Angesicht zu Angesicht. Die klassische Männlichkeit, die klassische Väterlichkeit hat den Beigeschmack des autoritären, des starren, des dominanten, des willkürlichen bekommen. Die patriarchale Männlichkeit steht für ein gezwungenes Leben im stählernen Gehäuse der Moderne - schwer zu übersetzen, aber ich hoffe es geht – das sozusagen eine Zelle darstellt von Regeln, Vorschriften und Sachzwängen. Wer bin ich als Mann? Habe ich als Mann und potenzieller Vater noch etwas Eigenständiges zu geben? Oder bin ich eine geschlechtlich austauschbare Bezugs- und Betreuungsgröße geworden, ein umher streuender Asylant, der Geld über Bankkonten überweist? Der Pionier der Sozialwissenschaften, Björn Sieml, hat das Dilemma des modernen Mannes schon zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts sehr treffend formuliert. Er sagt, für den Mann ist die Geschlechtlichkeit ein Tun, für die Frau ein Sein. Wer ist denn der Mann und Vater von dem wir eigentlich reden? Dieser Frage widmet sich im Folgenden Heinz Walter, er ist Professor für pädagogische Psychologie an der Universität Konstanz. Jahrzehnte schon ist er mit diversen Forschungsfragen der Genderfrage befasst, zuletzt im Themenkomplex „Männer als Väter“.

VATERSCHAFT – Einführung und Überblick

„Väter. Worüber reden wir?“

Univ. Prof. Dr. Heinz Walter, Konstanz

Sehr geehrte Frau Staatssekretärin Haubner,
sehr geehrte Konferenz-Verantwortliche der Männerpolitischen Grundsatzabteilung,
sehr geehrte in Wien in Sachen Väter Versammelte,

Wer hätte an so etwas vor 20 Jahren gedacht: 2004 findet in Wien eine Europäische Väterkonferenz statt! – Blenden wir 20 Jahre zurück:

1984: Ein Jahr zuvor fand die 6. Tagung Entwicklungspsychologie an der Universität Regensburg statt, für die Wassilios Fthenakis eine Arbeitsgruppe „Die Rolle des Vaters in der Entwicklung des Kindes“ mit fünf Beiträgen zu sehr unterschiedlichen Themen organisierte.

1984: Bereits ein Jahr davor lag die erfahrungswissenschaftliche Auseinandersetzung der Soziologin Ryffel-Gericke mit der sog. Vereinbarkeitsproblematik vor – diesmal aber nicht auf Mütter sondern auf Väter bezogen. Der Titel des Buches: „Männer in Familie und Beruf“.

1984: In einem Jahr werden die zwei Bände erscheinen, in denen Fthenakis sich um einen umfassenden Überblick über das damals verfügbare Wissen hinsichtlich unterschiedlicher Erscheinungsformen der Vaterschaft und der Bedeutung der Vater-Kind-Beziehung für die kindliche Entwicklung bemüht.

1984: In einem Jahr wird die Übersetzung des Buches von Delaisi de Parseval vorliegen, in dem sich die Ethnologin und Psychoanalytikerin mit dem Thema „Erlebnis der Vaterschaft“ auseinandersetzt (franz. Original 1981).

Das Angesprochene zusammengenommen, könnte es den Eindruck erwecken, dass sich das Phänomen „Vaterschaft“ um 1984 bereits eines sehr regen und breiten Forschungsinteresses erfreute:

Es besteht eine solide erfahrungswissenschaftliche Orientierung. – Ryffel-Gericke macht ihre Aussagen über eine für die schweizerische Gesamtbevölkerung (etwa) repräsentative Stichprobe von immerhin 600 Männern.

Es findet eine multidisziplinäre Annäherung an den Themenkomplex statt. – Von vier verschiedenen Disziplinen war eben schon die Rede.

Beide großen Fragenkomplexe der Väterforschung sind bereits im Blick:

(1) Welche Funktion kommt dem Vater als Sozialisationsagent seiner Kinder zu?

(2) Wie sieht und erlebt sich der Mann als Vater? Unter welchen Einflüssen steht er seinerseits?

Es gibt einen Austausch über die deutschsprachigen Grenzen hinaus.

Doch der Schein trügt. Zahlenmäßig ist es in der ersten Hälfte der 80er Jahre im deutschsprachigen Raum eine verschwindend kleine Gruppe von Autoren, die – meist dem eigenen Forschungsschwerpunkt entspringend – sehr heterogenes

„Väterrelevantes“ publiziert (Walter 2002, S. 24ff, 34ff). Von wechselseitigem Austausch untereinander kann wohl kaum die Rede sein; geschweige denn mit der internationalen Scientific Community. Von vor allem im englischsprachigen Raum Gedachtem und Erforschtem erfolgt eine einseitige Import-Rezeption. Die internationale Fachwelt erfährt wahrscheinlich das erste Mal über den Überblicksartikel von Nickel & Köcher (1987) von der noch rudimentären väterbezogenen Forschung im deutschsprachigen Raum.¹

Auch Fthenakis (1985a,b) bezieht sich in seinen beiden bahnbrechenden Bänden zu sieben Achtel auf Literatur aus dem angloamerikanischen Raum; was Publikationen empirischer Untersuchungsergebnisse angeht, zu nahezu 100 Prozent. Dort hatte man einen Vorsprung von knapp 10 Jahren. 1975 wählt der Autor eines programmatischen Aufsatzes in einer amerikanischen Fachzeitschrift jedoch auch noch eine negativ bilanzierende Überschrift: „Fathers: Forgotten Contributors to Child Development“. Der Autor ist Michael Lamb, heute Galionsfigur einer zunehmend international kommunizierenden Väterforschung.

Nach dem bislang Gesagten überrascht es, wenn Maria Rerrich einen Vortrag am Deutschen Soziologentag 1984(!) mit „Alle reden vom Vater – Aber wen meinen sie damit?“ überschreibt. – Ich zähle Rerrich zu jenen Vorreitern, die sehr früh die Bedeutung der Thematik erkannt haben; nehme ihre Formulierung deshalb eher als Ausdruck eines Wunsches: dass alle Familienforscher die Thematik in gleichem Maße als bedeutsam erkennen mögen. In ihren Ausführungen vertritt sie dann einige interessante Thesen:

Dass „gelebte Vaterschaft für die empirische Familienforschung lange keinen eigenständigen Forschungsgegenstand darstellte“ (S. 224), dafür sei das bis in die Mitte der 60er Jahre in alltagsweltlicher Unhinterfragtheit ebenso wie in theoretisch-konzeptionellen Formulierungen² weitgehende Allgemeingültigkeit beanspruchende Modell des traditionellen Vaters verantwortlich. Dieses Vaterbild sei zentral bestimmt durch die Sicht einer biologisch vorgegebenen, gleichzeitig stark affektiv bestimmten Mutter-Kind-Bindung, die dem Mann und Vater die Funktionen des Ernährers und Beschützers dieser Dyade „übrig lässt“ (H.W.); ihm damit angesichts der gesellschaftlichen (Produktions-)Verhältnisse seine familialen Aufgaben in der Verbindung zur „Welt draußen“ (H.W.) bzw. in ihr zuweist.

¹ Wobei die Autoren ebenso wie Fthenakis (1985a,b) u.a. nicht über die sehr frühen und anregenden Monografien von Ernie (1965) und Landolf (1968) berichten.

² Als Beispiele hierfür erwähnt sie so unterschiedliche Autoren wie Bowlby (1951), Parsons & Bales (1955) und Mitscherlich (1963); und zitiert den Psychiater Tellenbach, der zwischen 1976 und 1979 als Herausgeber von vier Bänden zur Väterthematik hervortrat: „So wichtig die Kenntnis solcher Daten ist (bezieht sich auf Ausführungen über Sonderrollen des Vaters), so ragt nur *eine* aus dem sozialpsychologischen Vater-Relief heraus: das notwendig stärkere Engagement des Vaters mit dem Klein-Kind, wenn die Mutter berufliche Aufgaben übernimmt und die Ehe den Charakter einer sogenannten Partnerschaft erhält. Ob diese neue Gewichtung, die dem Vater Valenzen nimmt, die potentiell seiner geistigen Entfaltung verfügbar sein sollten, welche andererseits die Mutter in ihrer höchsten schöpferischen Leistung schmälern, in der Stiftung des Atmosphärischen dem Vater wie dem Kind die Bestimmtheit des Daseins zu spenden – ob diese Gewichtung den Vater in eine echte Wandlung seiner Seinsweise von Väterlichkeit entfaltet: dafür spricht wenig.“ (Tellenbach 1978, S.15; zit. nach Rerrich 1985, S. 226f).

20 Jahre später – 1984 eben – würden „unterschiedliche und zum Teil unverträgliche Vaterbilder in der sozialwissenschaftlichen Familienforschung miteinander konkurrieren“; und – weil sie oft implizit bleiben – dafür verantwortlich sein, „dass vorliegende Forschungsergebnisse zum Thema Vaterschaft inkonsistent und unbefriedigend geblieben sind“ (S. 223).

Das ist kein Plädoyer für die Rückkehr zu *einem* Idealmodell vom Vater, schon gar nicht dem traditionellen; vielmehr für die Anerkennung der im Rahmen gesellschaftlichen Wandels stattgefundenen „Ausdifferenzierung von Vaterschaft (..), sowohl im Hinblick auf familiäre Normen, als auch hinsichtlich der familialen Alltagspraxis“ (S. 223). Die Autorin selbst fügt in idealtypischer Überspitzung dem „Herrn Papa“ einer *traditionellen Perspektive* den „Papi“ einer *partnerschaftlichen Perspektive* und den „Mappi“ einer *androgynen Perspektive* hinzu. Wird im Rahmen der zweiten Perspektive der in der Familie real präsente Interaktionspartner als Förderer und Vorbild des Kindes betont, so in der dritten die Überzeugung, dass nach Schwangerschaft und Geburt der Vater ebenso wie die Mutter in der Lage ist, den Entwicklungserfordernissen des Kindes adäquat zu entsprechen.³ – Auch forschende Sozialwissenschaftlicher – so Rerrich (1984) weiter – würden der einen oder anderen Perspektive anhängen, wenn nicht explizit so doch implizit. Darüber würden in konkreten Forschungsprojekten „sehr unterschiedliche Aspekte von Vaterschaft ins Blickfeld geraten, unterschiedliche Fragen an Väter gerichtet werden und vor allem sehr unterschiedliche Kriterien angelegt werden, an denen gelungene Vaterschaft gemessen wird“ (S. 227).

Heute liegen für den deutschen Sprachraum mehrere Väter-Typologien vor, die auf empirischer Forschung basieren. Hervorheben möchte ich zunächst die vom Psychologen Harald Werneck (1998) hier in Wien mit 126 Vätern durchgeführte Untersuchung. Ich konzentriere mich dabei auf den in dieser Untersuchung eingesetzten sog. Elternschaftsfragebogen, der im Rahmen eines kulturvergleichenden Projekts entwickelt wurde (vgl. Nickel & Quaiser-Pohl 2001). Er enthält 82 vorformulierte Feststellungen, auf die die Männer „voll“ oder „eher“ zustimmend, „eher“ oder „voll“ ablehnend reagieren konnten. Eine statistische Prozedur (Clusteranalyse, Diskriminanzanalyse) auf der Grundlage der unterschiedlichen Reaktionen der untersuchten Väter ergab deren Einteilung in drei Gruppen: *Neue Väter*, *Familienorientierte Väter*, *Eigenständige Väter*.

Eine kurze Charakterisierung dieser drei Gruppen ist in Box 1 wiedergegeben. Der dort ebenfalls wiedergegebene prozentuale Anteil der jeweiligen Gruppe an der Gesamtzahl der 126 Väter gilt für den ersten Untersuchungszeitpunkt: drei Monate vor der Geburt eines ersten, zweiten oder dritten Kindes. Wie die Abbildung in Box 2 zeigt, blieb diese Verteilung nicht erhalten. Eine größere Zahl eines Vätertyps wechselte zu einem zweiten Untersuchungszeitpunkt – drei Monate nach der Geburt des Kindes – zu einem anderen; unter Umständen noch einmal zu einem anderen zu einem dritten Erhebungszeitpunkt – etwa drei Jahre nach der Geburt des Kindes.

Auf einem ganz anderen Weg kam der Erziehungswissenschaftler Michael Matzner zu einer Väter-Typologie, dessen Nachzeichnen er erst vor wenigen Monaten publiziert hat. Von „Offenheit“ ist dort immer wieder die Rede. Offenheit ist ein Merkmal qualitativer Forschungsmethodik in den

³ Als Vertreter der partnerschaftlichen Perspektive führt die Autorin Biller (1974), Lamb (1976) und Pross (1978) auf, als Vertreter der androgynen Perspektive Beail & McGuire (1982).

BOX 1: drei von Werneck (1998) gruppierte Vätertypen (zitiert aus Rollett & Werneck 2002, S. 336)

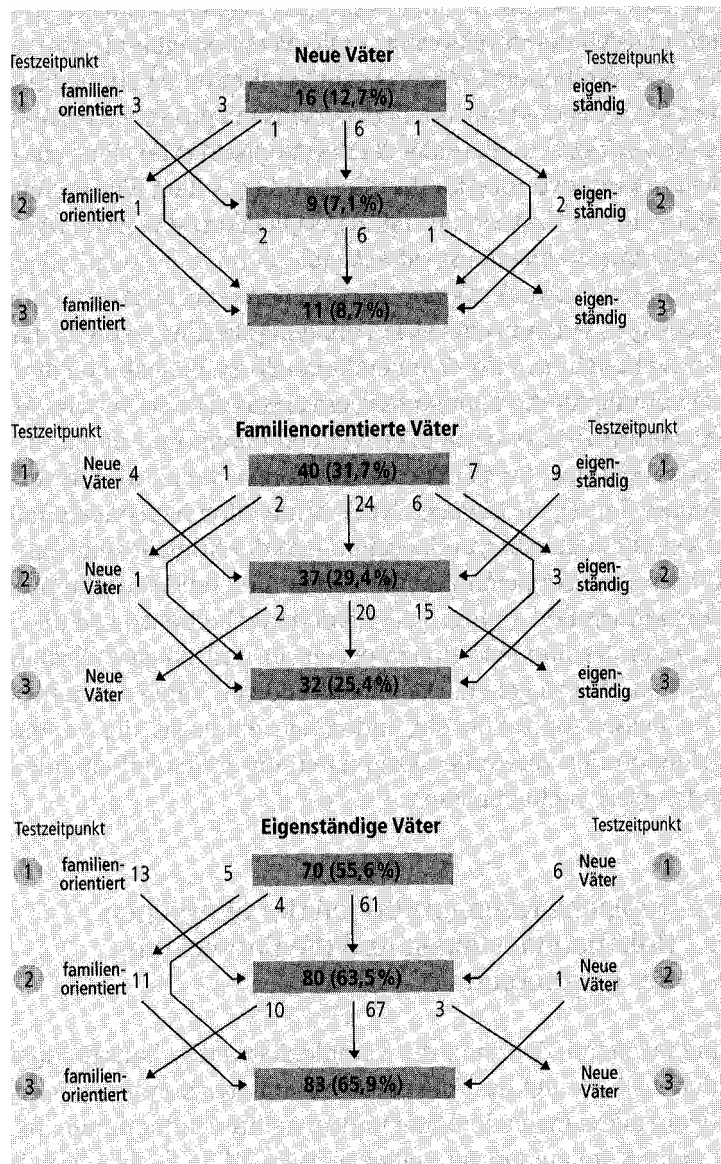
Neue Väter (12,7%): „Drei Monate vor der Geburt beurteilten diese Väter ihre Partnerschaft (...) glücklicher als die anderen Gruppen. Sie bevorzugten egalitäre Partnerbeziehungen und lehnten traditionelle Rollenvorstellungen ab. Sie verfügten über ein höheres Wissen bezüglich Kindererziehung und Kinderpflege; sahen dem Familienzuwachs mit größerer Gelassenheit entgegen, wiesen (...) den niedrigsten Wert auf einer Skala ‚Verantwortung für das Kind‘⁴ auf.“

Familienorientierte Väter (31,7%): Sie „berichteten, dass sie schon im Alter von 16 Jahren an eine Familiengründung gedacht hatten. Kinder bedeuteten für sie einen hohen Wert. Sie nahmen ihre Verantwortung für die Familie sehr ernst, was sich auch darin äußerte, dass für sie das berufliche Weiterkommen und damit die Existenzsicherung der Familie einen hohen Stellenwert hatte.“

Eigenständige Väter (55,6%): Sie hatten „wenig Interesse am familialen Zusammensein. Auch der Kontakt zum Kind hatte für sie im Vergleich zu den beiden anderen Vätergruppen nur eine geringe Bedeutung. Sie lehnten jedoch ebenso wie die ‚Neuen Väter‘ traditionelle Rollenmuster ab und neigten dazu, Streit aus dem Weg zu gehen. Die ‚Eigenständigen Väter‘ nehmen somit eine Zwischenposition ein, indem sie einerseits die veränderte Definition der Vaterrolle akzeptieren, ihr Rollenverhalten jedoch andererseits nicht anpassen.“

⁴ Skalen sind Zusammenfassungen der den Untersuchten vorgelegten Feststellungen unter übergeordneten Gesichtspunkten – wie die „Verantwortung für das Kind“. Eine der dieser Skala subsummierten Feststellungen lautet: „Die Verantwortung für ein Kind zu tragen, ist erdrückend.“ In Wernecks Untersuchung ergab die erneute Anwendung eines statistischen Verfahrens (Clusteranalyse) die Gruppierung der 82 Feststellungen des Elternschaftsfragebogens zu acht Skalen: *Verantwortung, Traditionelle Rollenaufteilung, Traditionelle Frauenrolle, Wert von Kindern, Wert der Familie, Pater familias, Egalität, Kinder als Belastung* (zur näheren Beschreibung s. Werneck 1998, S. 66ff).

BOX 2: von Werneck (1998) festgestellte „Wanderungen“ zwischen drei Vätertypen anlässlich dreier Untersuchungszeitpunkte ([1] drei Monate vor der Geburt des Kindes, [2] drei Monate nach der Geburt des Kindes, [3] drei Jahre nach der Geburt des Kindes. Fett gedruckt ist jeweils die Anzahl und der Prozentsatz der zu einem Vätertyp Gehörenden; die Zahlen neben den Pfeilen geben an, wie viele Männer zum nächsten Untersuchungszeitpunkt zu einem anderen Vätertyp wechseln. Die Darstellung ist entnommen: Rollett & Werneck 2002, S. 335)



Sozialwissenschaften – in Abhebung von quantitativer, derer sich u.a. Werneck bedient hat (vgl. Flick et al. 2000).⁵ Wiewohl von einem theoretischen Modell ausgehend, in dem das Wissen aus rezipierter einschlägiger wissenschaftlicher Literatur kumuliert ist, hat dieses im Gegensatz zum quantitativ-hypothesenprüfenden Vorgehen eine andere Funktion: Eine „vertiefte theoretische Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand (kann) die Einordnung gerade auch ungewöhnlicher, unerwarteter Informationen erleichtern, vorausgesetzt der Forscher bleibt bei seinem Vorgehen offen, wenn es um die Erhebung und Interpretation der Daten geht.“ (Matzner 2004, S. 170f)

Zur Verdeutlichung von Matzners differenziertem Forschungsinteresse gebe ich die von ihm formulierten Forschungsfragen in Box 3 in deren vollem Wortlaut wieder. Sie sehen: Er trennt deutlich – so eine wichtige theoretische Grundhaltung - zwischen einem „subjektiven Vaterschaftskonzept“ und der *Realisierung* dieses subjektiven Vaterschaftskonzepts. Bei dem breiten Fragenspektrum ist der Kontakt mit den sich für ein forschungsbezogenes Interview zur Verfügung stellenden Vätern ohne Interviewleitfaden nicht möglich. Doch darf dieser zu keinem unflexiblen Frage-Antwort-Dialog führen; vielmehr sollen – über eine durch flexibel und treffsicher gestellte Fragen evozierte, wachsende Mitteilungsbereitschaft – Narrationen angeregt werden, in denen die Interviewpartner „ihre Problemsicht auch gegen (...) in den Fragen implizit enthaltenen Unterstellungen zur Geltung bringen können“ (Witzel 1985, S.232). Logik und Einzelschritte der sich anschließenden Interpretation der transkribierten Interviewtexte können hier nicht in der wünschenswerten Detailliertheit dargelegt werden. Hier soviel: Zunächst wird jedes Interview als „Einzelfall“ gemäß einer vorweg festgelegten rekonstruktiv-interpretativen Vorgehensweise (S. 166ff) analysiert; es entstehen Darstellungen von 25 – 40 Druckseiten. Erst im weiteren bemüht sich der Autor – wieder auf regelgeleitetem verstehend-interpretativem Wege (S. 198 ff) – um eine Typologie subjektiver Vaterschaftskonzepte (in die auch deren jeweilige Realisierung eingeht). Für die Darstellung der vier sich dabei herauskristallisierenden Vätertypen benötigt er zwischen 11 und 43 Druckseiten. Der Versuch einer Kurzcharakterisierung ist in Box 4 wiedergegeben.

⁵ Selten findet eine methodologische Grundsatzdiskussion unter expliziter Bezugnahme auf ein ganz bestimmtes Forschungsthema statt. Vielleicht ist es kein Zufall, dass gerade die Geschlechterforschung – als deren Teil die Väterforschung u.a. gesehen werden kann – hier eine Ausnahme zu bilden scheint (s. Behnke & Meuser 1999).

BOX 3: *ein bunter Strauss von Forschungsfragen* (formuliert von Matzner 2004, S. 172f)

Die Ebene der Vorstellungen von Vätern (subjektives Vaterschaftskonzept)

Auf der Ebene der Vorstellungen von Vaterschaft (subjektives Vaterschaftskonzept) geht es uns um die Auffassungen, Überzeugungen, Einstellungen, Bedeutungen, Gefühle und Normen von Familienvätern zu den Bereichen Vaterschaft, Mutterschaft, Elternschaft, Kindheit, Familie, Erziehung, Geschlechterrollen und Arbeitsteilung. Dabei möchte ich nicht nur Einstellungen erfahren, sondern auch Auffassungen mit Bezug auf das praktische alltägliche Handeln (...). Wie möchten Männer als Familienvater leben und handeln? Was sehen sie als ihre Aufgaben und Verantwortlichkeiten an? Was gehört zum Vatersein dazu? Welches Vaterbild haben die Väter - für was steht Vaterschaft auf einer symbolischen Ebene? Welche Erwartungen haben Väter an ihre Frauen und Kinder? Welche Relevanz hat das Vatersein und die Familie im Vergleich mit anderen Lebensbereichen? Warum werden Männer Väter? Neben der Beschreibung der Dimensionen des subjektiven Vaterschaftskonzeptes möchte ich auch dessen Zustandekommen verstehen und erklären können. Wie entstehen subjektive Vaterschaftskonzepte? Welche Faktoren sind dabei besonders einflußreich? Zur Beantwortung dieser Frage sind folgende Forschungsfragen hilfreich: Welche Sozialisationserfahrungen haben Väter hinter sich? Welche Erfahrungen haben die Väter in ihrer Herkunftsfamilie, zumal mit dem eigenen Vater in Jugend und Kindheit gemacht? Welchen Einfluß hat die soziale Herkunft, das Aufwachsen innerhalb eines bestimmten Milieus für das Konzept als Vater? Welche gesellschaftlichen Zuschreibungen an die Person des Vaters nehmen die Befragten wahr?

Die Ebene der Realisierung des subjektiven Vaterschaftskonzeptes - Handeln und Erfahrung als Vater

Auf der Ebene des Handelns steht die Erforschung der väterlichen Beteiligung im Sinne von Präsenz, Engagement, Verantwortung sowie in Form von kognitivem und affektivem Engagement im Mittelpunkt. Wie erfahren Männer das Vatersein in verschiedenen Lebensphasen oder Situationen? Was bedeutet es im Alltag Familienvater zu sein? Was „gibt“ ihnen ihre Vaterschaft? In welcher Art und Weise beteiligen sie sich als Vater? Wie gestaltet sich die Interaktion innerhalb der Familie, insbesondere als Ehemann mit der Mutter und als Vater mit den Kindern? Welche Funktionen nehmen in der Perspektive der Väter sie selbst, ihre Frauen und ihre Kinder ein? Wie beschreiben sie ihr erzieherisches Handeln? Welche Relevanz haben die Lebensbereiche Familie, Arbeit und Freizeit für das Handeln der Väter?

Neben den Inhalten und Dimensionen der väterlichen Beteiligung möchte ich den Prozess der Realisierung verstehen und erklären können. Wie vollzieht sich die Realisierung des subjektiven Vaterschaftskonzeptes? Welche Faktoren sind dabei besonders einflussreich? Zur Beantwortung dieser Frage sind folgende Forschungsfragen hilfreich: Welche Erwartungen nehmen Väter durch ihre Frauen und Kinder wahr? In welcher Art und Weise beeinflusst die Berufstätigkeit das Handeln als Vater? Welche Zuschreibungen der sozialen Umwelt an Väter nehmen Väter wahr? Welche Erfahrungen machen sie bei der *Realisierung* ihres subjektiven Vaterschaftskonzeptes? Auf welche Probleme oder Widersprüche stoßen sie dabei? Welche handlungsleitenden Strategien entwickeln sich daraus? Stehen die Väter subjektiv in einem Konflikt zwischen konkurrierenden Lebensbereichen und Rollenanforderungen? Haben die Väter ein „unsichtbares Dilemma“ bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf?

BOX 4: eine Typologie subjektiver Vaterschaftskonzepte nach Matzner (2004, S. 339-435)

– Versuch einer Kurzzusammenfassung

Für den *traditionellen Ernährer* ist die Gründung einer Familie etwas Selbstverständliches.

Sie gehört zum Eintritt in die Erwachsenenwelt, ermöglicht die Weitergabe des eigenen Lebenskonzepts, der ideellen und materiellen Familiengüter. Dies soll durch intentionale Erziehung im Befehlshaushalt erreicht werden. Diese Vaterschaft ist geprägt durch geschlechtsspezifische Rollenaufteilung, eine über berufliches Engagement bezogene Identität und durch eine distanzierte Beziehung zu den Kindern. Aktives Vatersein ist nicht alltäglich, höchstens in Sonntagsritualen und im Urlaub gegeben.

Auch von dem *modernen Ernährer* wird Vaterschaft als selbstverständlich angesehen; auch von ihm wird sie in komplementärer Elternschaft realisiert. In seinen Augen besitzen Kinder emotionalen, gleichzeitig gesellschaftlich positionierenden Wert. Beruf und Familienleben sind zentrale Lebensthemen, es besteht großes Interesse an der Entwicklung der Kinder, die mit Hilfe eines autoritativen Erziehungsstils zu Leistung und guter sozialer Plazierung geführt werden sollen.

Die Vaterschaft des *ganzheitlichen Vaters* ist durch Bewusstheit, Reflexion und Einsatz gekennzeichnet. Sie beginnt schon während der Schwangerschaft. Den Kindern kommt ein hoher emotionaler Wert zu. Der Beruf hat zwar eine hohe Bedeutung, doch wird ihm das Familienleben nicht untergeordnet. Die Elternschaft wird im Alltag geteilt, es existiert keine spezifische Rollenaufteilung. Ein kommunikativer und kreativer Erziehungsstil will die Kinder zu ethischer und sozialer Handlungsfähigkeit sowie zu Leistungsfähigkeit führen.

Auch bei dem *familienzentrierten Vater* ist bewusste, geplante, reflektierte Vaterschaft bei hohem emotionalen Wert der Kinder gegeben. Die Identität wird gänzlich durch die Familienzugehörigkeit bestimmt, beruflich finden sich dagegen wenig Ambitionen. Das Zusammensein mit der Familie steht im Mittelpunkt. Der Gegenwartsbezug ist vorherrschend. Die Beziehung zu den Kindern ist durch Liebe und gezeigte Nähe gekennzeichnet. Insgesamt steht die Be- und nicht die Erziehung im Vordergrund. In der Regel besteht Arbeitsteilung zwischen Mutter und Vater, zum Teil – vor allem im Falle einer Arbeitslosigkeit des Vaters oder einer Krankheit der Mutter – wird das Hausmann-Modell praktiziert.

Wie ist es zu erklären, dass Werneck zu einer dreiteiligen, Matzner zu einer vierteiligen Typisierung der von ihnen untersuchten Väter kamen? Und weiter: dass man wohl jedem Väter-Typus bei Matzner Zwang antun würde, wollte man die Entsprechung bei Werneck finden, und vice versa? – Bei manchem Zuhörer mag sich in diesen Minuten Enttäuschung eingestellt haben: ein jeweils erheblicher Forschungsaufwand; und dann Befunde, die aufgrund ihrer fehlenden Kompatibilität nicht zu einem zunehmend gesicherten Wissen über sich deutlich voneinander unterscheidende Vaterschaftskonzepte beitragen, damit – so die verbreitete Idealvorstellung – darauf aufbauend neue Fragestellungen angegangen werden

können. Versuchen wir zu verstehen, warum angesichts der historischen und regionalen/kulturellen Variabilität soziopsychobiologischer Phänomene auch im Falle „Vaterschaft/Vatersein“ dieses Ideal eine Illusion darstellt:

Matzner rekrutierte seine Untersuchungsgruppe im Raum Heidelberg, Werneck in und um Wien. – Bloß eine kleine unbedeutende regionale Variation im deutschsprachigen Raum? Nein, wenn ein Befund des bereits erwähnten kulturvergleichenden Forschungsprojekts Validität besitzt. Denn demgemäß „ticken“ (in den 90er Jahren) Wiener Väter in nicht unbedeutenden Punkten anders als westdeutsche. So wirkt sich beispielsweise die „Partnerschaftliche Zufriedenheit der Mutter“ fördernd auf jene der Wiener Väter aus. Hingegen ist für deutsche Väter ein solcher Zusammenhang nicht nachweisbar; wohl aber eine Abhängigkeit der partnerschaftlichen Zufriedenheit der Mütter von jener der Väter (Nickel et al. 2001, vgl. Walter 2002, S. 62f).

Die von Matzner interviewten Männer waren im Durchschnitt 42 (zwischen 30 und 59) Jahre alt, fast die Hälfte 46 Jahre und älter. Da die von Werneck befragten Männer zum zweiten Untersuchungszeitpunkt Erst-(ca. 40 %), Zweit-(ca. 40 %) und Drittväter (ca. 20 %) geworden waren, gehörten sie mit großer Wahrscheinlichkeit in den meisten Fällen viel jüngeren Jahrganggruppen (Kohorten) an. Sie würden in diesem Falle ganz andere biografische Muster ausweisen, die gemäß unserer eigenen Forschung nicht ohne Einfluss auf die Beziehungswahrnehmung in den Familien der untersuchten Väter bleiben (Walter et al. 1998).

Auf keinen Fall außer Acht zu lassen ist die methodologische Orientierung. Es sollte im Zurückliegenden deutlich geworden sein, wie unterschiedlich Werneck und Matzner ihre verwandten Forschungsinteressen in concreto umgesetzt haben. Werneck war darauf angewiesen, dass der von ihm eingesetzte Fragebogen so umsichtig konstruiert wurde, dass die in ihm enthaltenen 82 Feststellungen alle ihn interessierenden Phänomene umfassen; denn er ist *geschlossen*: Alles, was nicht über die Feststellungen thematisiert ist, „bleibt draußen“, fehlt als unter Umständen wichtige Perspektive. Hier eröffnen sich dem Forscher, der an qualitativer/hermeneutischer/verstehender Methodologie orientiert ist, bei deren „Offenheit“ die weitergehenden Möglichkeiten (vgl. Flick et al. 2000). Eine Aussage wie jene Matzners ergibt sich nur im Rahmen „qualitativen“ Forschens: „So habe ich die Bedeutung materieller und sozialer Ressourcen wie die Höhe des Familieneinkommens, die berufliche Flexibilität *beider* Elternteile sowie das Vorhandensein von privaten und öffentlichen Kinderbetreuungsressourcen unterschätzt.“ (S. 436) Diese „Unterschätzung“ berücksichtigt der Forscher in seinem „definitiven Modell“.⁶

⁶ Durch die eben gemachten methodologischen Anmerkungen soll in keinerlei Hinsicht die fruchtlose Auseinandersetzung Nahrung bekommen, die seit langem zwischen (wechselseitig oft schlecht informierten) „quantitativ“ und „qualitativ“ Forschenden geführt wird. Es gibt *den* methodischen Königsweg in den Sozialwissenschaften nicht. Männer, die über ihr spezifisches Beantworten des Elternschaftsfragebogens zu drei verschiedenen Zeitpunkten den vermutlich für sie, die Partnerinnen und die Kinder folgenreichen Wechsel zwischen verschiedenen Vätertypen signalisieren, sind wohl nur auf dem von Werneck beschrifteten Weg so transparent ermittelbar und darstellbar. – Mit den kurzen methodologischen Ausführungen verband ich während der Konferenz u.a. die Hoffnung, dass anwesende Entscheidungsträger in Sachen Forschungsförderung die Seriosität, den Aufwand, aber auch die damit verbundenen Vorteile qualitativer Forschung sehen mögen; um diesen in Zukunft vermehrt den Zuschlag zu geben, auch wenn von qualitativ Forschenden nicht mit Zahlen und nicht

Eine Studie, die fast als „qualitatives Pendant“ zu Wernecks quantitativer Untersuchung gesehen werden kann, mag den Gewinn hermeneutischen Vorgehens auch im Weiteren erkennen lassen. Die Psychologin Ariane Schorn (2003) konzentriert sich in ihr auf 10 Männer als Interviewpartner, die alle *das erste Mal* Vater wurden; meist um die 30 Jahre alt und in sehr verschiedenen Berufen tätig. „Das Erkenntnisinteresse richtete sich auf die manifesten und latenten Vorstellungen, Phantasien und Gefühle, die im Zusammenhang mit der sich ankündigenden und schließlich faktisch gewordenen Vaterschaft relevant wurden.“ (S.38) Ihre Entscheidung für ein qualitatives Vorgehen begründet die Autorin wie folgt: „Offene, qualitative Verfahren haben (...) den Vorteil, dass sie klärende Nachfragen erlauben. Sie lassen ebenfalls zu, dass sich Widersprüche, Ambivalenzen und Vieldeutigkeiten äußern können, was für einen Untersuchungsgegenstand, bei dem das subjektive Erleben bzw. die subjektive Wirklichkeit der Befragten im Mittelpunkt steht, unverzichtbar ist. Weiterhin wichtig ist hier, dass bedeutsame Momente wie Wiederholen, Verschweigen und Abbrechen von Themen erfasst und einer Auswertung zugänglich gemacht werden können.“ (S.38) Zudem können die Gesprächspartner „Themenbereiche (...) artikulieren, die für sie persönlich bedeutsam sind, von den Forschenden aber nicht als solche antizipiert werden können“ (S.38). Um den Übergang zur Vaterschaft prozesshaft nachzeichnen zu können, fand je ein Interview in der 22. und der 32. Schwangerschaftswoche sowie im 4. Lebensmonat des Kindes statt. Sie dauerten zwischen 60 und 120 Minuten.

Nach der Auswertung von Einzelinterviews (die jeweils um die 50 Seiten für die Darstellung beansprucht) wendet sich Schorn ausgewählten Themenbereichen zu. Dabei widmet sie der Zeit vor der Geburt deutlich mehr Raum als jener danach. Von unterschiedlichem gedanklichen und emotionalen Sich-Einlassen auf die neue Situation wird berichtet; von recht vielen Befürchtungen und Sorgen, Bedenken und Versagensängsten (u.a., der übernommenen Verantwortung in mancherlei Hinsicht nicht gerecht zu werden; S. 180ff); ebenso von dem Wunsch, wachsende Elternschaft auch so unmittelbar erleben zu können wie die werdende Mutter (der Bedeutung von Ultraschallaufnahmen und Kindsbewegungen in solchem Zusammenhang); und sehr vielem mehr.

Schorn findet auch viel Entwicklung – sehr viel Entwicklung angesichts des relativ kurzen Untersuchungszeitraums. So herrscht in den dritten Gesprächen bei der Mehrzahl der Väter „die Überzeugung (vor), *im* familialen Gefüge *einen Platz zu haben*“ (S. 315). Eine „Triolog“-Perspektive rückt in diesem Zusammenhang in den Vordergrund: „Die Väter, die einen positiven Triolog beschreiben, erleben die Mutter-Kind-Beziehung nicht als ein selbstgenügsames, in sich abgeschlossenes Subsystem, sondern bringen vielmehr das Gefühl zum Ausdruck, vom Kind gesehen und als bedeutsame Person anerkannt zu werden. Dieselben Väter sprechen auch davon, dass sie sich von ihren Partnerinnen darin unterstützt erleben, zu ihren Kindern eine eigenständige Beziehung aufzubauen. (...) Die Interviewpartner, die sich vergleichsweise zufrieden mit dem familialen Triolog zeigen, beschreiben weiterhin von ihnen als sehr positiv erlebte Situationen, die alle drei Familienmitglieder einschließen. Gemeinsam ist diesen, dass alle Beteiligten als in positiver Weise aufeinander bezogen erfahren werden. Besagte Situationen zeichnet

mit so imponierenden Kopffzahlen an untersuchten Personen aufgewartet werden kann wie von ihren zahlengewinnenden, -verrechnenden und -interpretierenden Kollegen. (Matzners Untersuchungsgruppe umfasst beispielsweise 24 Väter, Wernecks Gruppe immerhin 124 Väter).

ferner ein Gefühl der Verbundenheit mit der Partnerin in der gemeinsamen Elternposition aus (so ist in diesem Zusammenhang besonders häufig von ‚uns‘ und ‚wir‘ die Rede).“ (S. 315)

Das Zitat verdeutlicht bereits einen Gesichtspunkt, der auch in dem seit mehreren Jahren von den beiden Baseler Kinder- und Jugendpsychiatern Dieter Bürgin und Kai v. Klitzing realisierten Forschungsprojekt zentral ist (Bürgin 1998a, 1998b, v. Klitzing 1998a, 1998b, v. Klitzing et al. 1999). U.a. führten diese mit 38 Elternpaaren bereits im letzten Schwangerschaftsdrittel das sog. *Triadeninterview* durch. In diesem (halbstandardisierten) Gespräch werden die Eltern gebeten, nicht nur etwas über die eigene Kindheit im Kontext der Herkunftsfamilie und die eigene Partnerschaft zu sagen. Wesentlich geht es in dem Interview auch um in die Zukunft projizierte Vorstellungen, die bereits vom werdenden Kind bestehen, und wie in der Fantasie das Leben zu dritt schon einmal vorweggenommen wird. – Solches Interesse entspricht der Akzentsetzung psychoanalytischer Theoriebildung auf *innere Bilder*, die eine Person *bewusst, vorbewusst oder unbewusst* mit sich trägt. Von (*Objekt-*) *Repräsentanzen*, von der *Repräsentation innerer Beziehungsmuster* ist die Rede.

Die systematische Analyse des Triadeninterviews anhand eines Auswertungsmanuals verweist auf das Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein einer „*triadischen Fähigkeit*“ der Eltern: die Fähigkeit von werdenden Vätern und Müttern, ihre zukünftigen familialen Beziehungen zu antizipieren, d.h. das Kind bereits auf der Vorstellungsebene konkret werden zu lassen und „als Drittes in die eigene Beziehungswelt zu integrieren – ohne den Partner oder sich selbst von der Beziehung zum Kind auszuschließen“ (v. Klitzing 2002, S. 792).

Die im pränatal durchgeführten Interview sich zeigende oder aber sich nicht zeigende triadische Fähigkeit beider Elternteile weist frappierende Zusammenhänge schon mit einem mehr oder weniger positiven *Geburtserleben* auf; danach mit dem (geringen vs. häufigen und intensiven) Auftreten funktioneller Symptome beim Kind im ersten Lebensjahr (wie etwa Säuglingskoliken, Trink- oder Schlafstörungen); mit der Qualität der beobachteten Vater-Mutter-Kind-Interaktion in einer standardisierten Situation, dem sog. „*Lausanner Spiel zu Dritt*“⁷; mit der sog. *Triadlogfähigkeit* des vier Monate alten Kindes, d.h. der Intensität, mit der das Kind in der genannten Situation zu *beiden* Eltern in Beziehung tritt; mit der Realisierung verschiedener Spielmodi durch Mutter und Vater in den ersten zwei Lebensjahren des Kindes, die diesem nicht nur ein breiteres Spektrum an Interaktionserfahrungen vermitteln, sondern darüber sogar – so eine Hypothese der Autoren unter Bezugnahme auf Herzog (1980, 1998) – eine Barriere gegen traumatogene Einflüsse zu errichten scheinen.

⁷ Das „*Lausanner Spiel zu Dritt*“ haben die beiden Forscherinnen Fivaz-Depeursinge & Corboz-Warnery (2001) als Standardsituation ihrer Untersuchungen eingeführt: Mutter und Vater sitzen ihrem Säugling/Kleinkind (in einem Hochstuhl) in einem Winkel von ca. 60 Grad gegenüber. Sie sollen nacheinander vier Situationen herstellen: (1) Mutter und Kind interagieren. (2) Vater und Kind interagieren. (3) Mutter, Vater und Kind interagieren. (4) Mutter und Vater interagieren. – Videokameras zeichnen die Interaktionen auf, die danach unter den verschiedensten Gesichtspunkten analysiert werden.

Besonders hervorzuheben ist der Befund, wonach die Qualität des Vater-Kleinkind-Dialogs im „Spiel zu Dritt“ nicht nur einen deutlichen Zusammenhang mit der triadischen Fähigkeit des Vaters sondern ebenso mit jener der Mutter aufweist.

Bürgins theoretische Position kann angesichts solcher Befunde als bestätigt angesehen werden, dass nämlich die „triadische Beziehung zwischen Kind, Mutter und Vater in der Innenwelt des Kindes (...) von Anfang an potentiell vorhanden“ ist und das „triadische Beziehungsmuster (...) vom Säugling selbst aktiv entwickelt“ wird (Bürgin 1998, S. 30f). Schon vor Bürgin war Michael Rotmann (1981) davon überzeugt, dass die „triadische Beziehungsform zwischen Mutter, Vater und Kind von Anfang an die potentiell vorhandene und nur noch auszufüllende und zu belebende Beziehungsform ist“ (S. 161).

Von wem auszufüllen, von wem zu beleben? – Sie haben es bereits gehört: „dass Säuglinge bereits mit vier Monaten in der Lage sind, ihre Aufmerksamkeit und ihre Affekte mit beiden Eltern zu teilen“ (v. Klitzing 2002, S. 788). Besonders deutlich wird der aktive Anteil des Säuglings, wenn im „Spiel zu Dritt“ einer der beiden Elternteile aufgefordert wird, für einen kurzen Moment ein versteinertes Gesicht zu zeigen: Der Säugling scheint sich auch in dieser extremen Situation nicht mit der sich nun anbietenden Dyade zufrieden zu geben, sucht vielmehr mit angespanntem Blick Orientierungshilfe bei der dritten Person (Fivaz-Depeursinge et al. 2000; nach v. Klitzing 2002, S. 788f). – Da scheint es also schon in den Anfängen menschlicher Entwicklung viel Kompetenz zur Herstellung von und viel Verlangen nach „Dreisamkeit“ zu geben.

Und auf Seiten der Eltern, der Väter, der Mütter? Fivaz-Depeursinge & Corboz-Warnery (2001), zwei mit klinischer Praxis der Einzel- und Familientherapie vertraute Forscherinnen, konzentrierten sich in ihren Untersuchungen ebenfalls auf das „primäre Dreieck“. Ihre Darstellungen machen neben der Beziehungskompetenz des Kindes auch dessen *Angewiesenheit* auf eine „kooperative Allianz“ seiner Familie deutlich. Zu dieser trägt das Kind selbst bei sowie Eltern, die dazu in der Lage sind, in wechselseitiger Abstimmung den ihrerseits erforderlichen Beitrag einzubringen. Nur dann scheint sich eine emotionale Kommunikation zu konstellieren, welche die Entfaltung aller Beteiligten in hohem Maße ermöglicht. Andernfalls entstehen – von den Autorinnen so genannt – „angespannte“, „kollusive“ oder „gestörte“ Allianzen.

Nicht nur von psychologischer, psychiatrischer, psychoanalytischer Seite scheinen sich die Argumente zur Gewissheit zu verdichten: der Vater als unverzichtbarer Dritter von Anfang an. Auch der Familiensoziologe Bruno Hildenbrand (2002) beispielsweise verweist auf die „Triade von Mutter, Vater und Kind als der Grundeinheit von Sozialisation“ (S. 743). Und doch ist der wissenschaftliche Diskurs auch hier keineswegs abgeschlossen, wie z.B. durchaus ernst zu nehmende Argumente des Soziologen und Analytischen Kinder- und Jugendlichentherapeuten Dammasch (2000) zeigen. Auch bei Sigmund Freud kommt der Vater erst mit dem „Ödipus-Komplex“ ins Bild; jener komplexen Vater-Mutter-Kind-Konstellation, die nach Freuds Auffassung jede/r etwa Drei- bis Vierjährige progressiv überwinden muss, soll ihre/seine Entwicklung weiterhin einen guten Verlauf nehmen.⁸ Kollege

⁸ Nach Freud gab es einige Theoretiker, die schon weit vor der ödipalen Phase beim Kind entwicklungsbedeutsame Vaterrepräsentanzen postuliert haben – und sei es über die Vaterrepräsentanz der Mutter (s. Daniel Stern 1992, 1998). Von „früher Triangulierung“ ist da u.a. die Rede (Abelin 1986). – Bis in die jüngste Zeit wird in der psychoanalytischen Theoriebildung der

Petri wird uns morgen u.a. sicher sagen, ab welchem Alter bzw. Entwicklungsstand des Kindes es aus seiner psychoanalytischen Perspektive gerechtfertigt ist, von einem Vater-Mutter-Kind-Dreieck zu sprechen.

Ich frage mich, ob die in den letzten Minuten vorgetragenen Befunde und theoretischen Positionen nicht auch heute noch der Überzeugung diametral entgegenstehen, die bei einem nicht geringen Teil der Bevölkerung gegeben ist. Wo doch selbst in der akademischen Entwicklungspsychologie und der psychoanalytischen Entwicklungstheorie so lange Zeit unwidersprochen blieb, dass der neue Erdenbürger nach der Geburt zunächst (symbiotisch-)dyadisch auf die Mutter bezogen ist. Insbesondere die neun Monate gemeinsamer körperlicher Entwicklung von Mutter und Fötus sowie die intime Aufeinander-Bezogenheit von Mutter und Säugling während der Stillphase lassen diese „Grundüberzeugung“ fürs Erste auch plausibel erscheinen.

Könnte es sein, dass dieses Offen-sichtliche sowohl den Wissenschaftlern als auch den Vätern und Müttern so lange den Blick für neue Einsichten verstellt hat; sodass selbst die Väter-Hinweise einiger zu besonders ausgeprägter Empathie befähigter, früher Kleinkindforscher – weil zu spekulativ erscheinend – wenig Beachtung fanden (s. Dammasch 2002)?

Könnte es sein, dass erst über stets verfeinerte Techniken der Videoanalyse – wovon etwa die Baseler und die Lausanner Forschungsgruppen so kreativ Gebrauch machen – neues Offen-sichtliches erkennbar werden musste, damit altes Überzeugungswissen in Frage gestellt werden konnte?

Könnte es sein, dass dieses neue Offen-sichtliche erst noch eine ganze Weile über Wissenschaftsmagazine, Ratgeberliteratur etc. Verbreitung finden muss, bis es zu einem verhaltensändernden Bewusstsein – bei Männern wie Frauen, bei Vätern wie Müttern – führt?

Könnte es sein, dass es noch das alte Offen-sichtliche ist, das Männer, die auf der Einstellungsebene längst mehr und mehr in Richtung „neuem Vater“ aufgebrochen sind – Frau Kollegin Schläffer wird uns dazu brandneue Befunde aus ihrer Österreich-Studie vorstellen –, so leicht in alte Vater-Muster zurückfallen (Born & Krüger 2002)?

Könnte es sein, dass die Werbung das Ihre dazu beiträgt? Noch nie war „der Vater“ als Werbeträger so gefragt wie in den letzten Jahren – von Banken und Bausparkassen, von Rentenversicherungen, Immobilienunternehmen etc. – Die z.B. von Plakatwänden kommende Botschaft ist so einfach wie deutlich: Willst du ein guter, ein richtiger Vater sein, dann mache Geld, viel Geld; und lege es gut an – so, dass nicht nur du, sondern vor allem dein Kind/ deine Kinder nie in eine Situation kommen werden, in der sie sich materiell einschränken müssen. – Zerrbild eines aus dem „klassischen Ernährer“ zum „Super-Ernährer“ gewordenen Vaters, der permanent Eigenverantwortung verhindert, verwöhnt, infantilisiert?

Ich habe diesen Vater-Fokus im Rahmen aktueller Werbestrategien stellvertretend für weitere gesellschaftliche Trends gewählt, die – wie ich meine: kaum

fehlende Vater – auf unterschiedliche Weise, auf verschiedenen Altersstufen – reklamiert; werden Theorieentwürfe angeboten (Aigner 2001, Grieser 1998, Hegener 2001, Kreckel 1997, Peisker 1991).

wahrgenommen – Männer als Väter allemal in nicht unbedeutendem Maße manipulieren.

Von viel mehr Wissenschaftlern und Vätern in ihrer Relevanz bewusst wahrgenommen wird die berufliche Situation. Auf das zweifelsfrei weit verbreitete, zeitliche und psychische „Abziehen“ von Vätern von ihren Familien durch ihren Beruf wird unterschiedlich reagiert:

Strümpel et al. wiesen bereits 1989 darauf hin, dass „jeder zehnte deutsche voll- oder hauptberufstätige Mann auch ohne ‚Lohnausgleich‘ teilzeitig arbeiten würde“ – würde, wenn Teilzeitinteressenten nicht bereits im Vorfeld viel – zu viel? – „Beharrlichkeit, Geduld und Selbstbewusstsein aufzubringen (hätten), um Widerstände zu überwinden“ (S. 7). – Die Ankündigung des letzten Vortrags während dieser Konferenz macht mich neugierig: Ob wir von Eberhard Schäfer erfahren, welche Ressourcen aus seiner Sicht zur Verfügung stehen müssen, um sich tatsächlich gegen besagte Widerstände durchzusetzen?

Hondrich et al. (1988) ließen in einer Publikation ebenfalls Ende der 80er Jahre erkennen, dass es nicht nur um die Frage „Teilzeit – ja, nein“ gehen kann, sondern eine Gesamtbilanz der Leistungsbereitschaft bzw. des von einem Mann in verschiedenen Lebensbereichen zu Leistenden gezogen werden muss. Sie weisen im Rahmen dieser Argumentation auf eine sinkende berufliche Leistungsmoral zugunsten eines vermehrten Engagements in der Familie bei immerhin so vielen Männern hin, dass es Vertretern der Wirtschaft Sorge bereiten würde.

Lösen Väter – jeder individuell für sich – inzwischen auf diese Weise das Vereinbarkeitsproblem? Kollege Hollstein sagen Sie es uns: Sind es immer noch die selben neuralgischen Punkte wie die vor zwanzig Jahren von Ryffel-Gericke (1983) aufgespürten oder sind es heute ganz andere, die zu einem Vereinbarkeitsproblem führen?

Viel Aufeinanderzugehen und viel Kreativität sind gefragt, wenn nach einem *Gleichgewicht zwischen Vätern und Betrieben* gesucht wird – um in modifizierter Form den Vortragstitel von Andreas Bortler schon einmal vorwegzunehmen. Ich bin gespannt, was uns der Referent an von ihm selbst in der Schweiz Initiiertem und Realisiertem berichtet.

In zahlreichen europäischen Ländern ist es inzwischen erklärter Wille ihrer Regierungen, Männern durch finanziell mehr oder weniger abgestützte, familienpolitische Regelungen nicht nur Gelegenheit zu mehr gelebter Vaterschaft zu eröffnen, sondern darüber auch solche Männer zu einer oder mehrerer Phasen geteilter oder hauptverantwortlicher Gestaltung des Familienalltags einzuladen, die solche Möglichkeiten für sich bislang noch nicht in Betracht gezogen haben. – „Einladung“ scheint mir in diesem Zusammenhang ein wichtiger Gesichtspunkt, nicht „Verordnung“, nicht „Zwang“. Es wird sehr auf das gesellschaftliche Klima, auf das sensible Zusammenspiel verschiedenster Bedingungen ankommen, ob und wie gut die genannten Einzelregelungen greifen. In den skandinavischen Ländern hat man die längsten Erfahrungen mit dem Puzzle aus derlei Bedingungen. So ist es ein Glücksfall, dass Tomas Wetterberg unter uns ist und morgen als mit „Men and Gender Equality“ bestens Vertrauter über das Vatersein in Schweden referieren wird.

Väter haben aber auch Eigeninitiative ergriffen. Wechselseitige Hilfe und Beratung, Austausch erfährt Mann inzwischen vielerorts in kontinuierlichen Vätergruppen,

organisiert nach dem Modell von Selbsthilfegruppen, oft auch überregional organisiert wie beispielsweise der deutsche „Väteraufbruch“. Die gegebenen elektronischen Möglichkeiten tragen selbstverständlich auch zu einem gewaltigen Netzwerk „in eigener Väter-Sache“ bei. Geben Sie bei Google beispielsweise die Wortkombination „Vater und Trennung“ ein, so zeigt Ihnen Ihr PC in diesem diesen Monat nicht weniger als 61900 Links an.

Mein Eindruck ist, dass es in den genannten Gruppen und Netzwerken sehr oft um Themen wie dem eben genannten geht, um Rat und Unterstützung in bereits schwierigen oder prekären Vater-Situationen. Wichtig und gut, wenn sie – möglichst kompetent – gegeben werden können, wenn sie benötigt werden; z.B. juristische Beratung, wenn die getrennte/geschiedene Frau und Mutter des gemeinsamen Kindes den Zugang zu diesem verwehrt.

Im Vorfeld einer solchen Konflikteskalation sollte jedoch alles getan werden, damit es gar nicht erst zu jener Situation kommt, die Bertold Brecht so anschaulich im „Kaukasischen Kreidekreis“ darstellt. Der deutsche Gesetzgeber hat vor wenigen Jahren für den Fall einer Trennung/Scheidung die gemeinsame Sorge für das Kind/die Kinder als Regelfall eingeführt. Von dem Kollegen Proksch werden wir morgen hören, ob die damals nicht wenigen Skeptiker gegenüber dieser „Normalfall“-Definition Recht behielten.⁹

Inwieweit hinken angesichts der Pluralität verschiedenster Lebensziele und biografischer Muster¹⁰, der Rasanz gesellschaftlicher Veränderungen die Gesetzgebung und Praktiken diverser Behörden – trotz wiederholter Nivellierungen und erheblicher Neuerungen – den aktuellen Entwicklungen doch stets hinterher? Mir scheint es kein Zufall zu sein, dass sich in den letzten Jahren als dritte Alternative einer „Problemlösungs“-strategie – gegenüber den beiden Möglichkeiten „gerichtliche Entscheidung“ oder/und chronifizierter Dauerkonflikt – im Überschneidungsbereich von Psychologie, Sozialarbeit und Jurisprudenz die *Mediation* mit hohen Zuwachsraten etabliert hat. Herr Proksch ist auch hierin ausgewiesener Experte. Wir sind neugierig auf Ihre Erfahrungen.

Meine Damen und Herren, ich will meine Ausführungen nicht mit einer Blickrichtung auf Väterlichkeit beenden, die erschwert, in Frage gestellt, verhindert wird. Lassen sie uns in Zukunft *positive Väterlichkeit* vermehrt erforschen und fördern!:

Was mag dazu geführt haben bzw. führen, dass der Mann seine Väterlichkeit nicht entfalten kann? Was mag die fehlende oder „falsche“ Väterlichkeit dazu beigetragen haben bzw. beitragen, dass es beim Kind zu einer nicht wünschenswerten Entwicklung kommt? – Solches *patho-genetische* Fragen ist uns wohl vertraut. Aber: Wie ist es gekommen, dass der Mann von seiner Partnerin und/oder von seinen Kindern, von seinen Freunden, Bekannten und/oder Nachbarn als „Super-Vater“ wahrgenommen wird? – Das ist eine Frage mit *saluto-genetischer* Blickrichtung. Ich erwarte aufgrund seiner Ankündigung, dass Peter Ballnik uns eine Untersuchung vorstellen wird, die eine forschungsstrategische Umsetzung einer solchen Frage

⁹ Davor wird Kollege Amendt schon heute Nachmittag ein ganz anderes, nicht primär juristisches Licht auf das Phänomen „Scheidung“ werfen.

¹⁰ Sehr oft ist dies wohl Ursache des Nie-wirklich-Zusammenkommens zweier (Ehe-)Partner, oder ihrer zunehmenden wechselseitigen Entfremdung. Kudera (2002) beschreibt in diesem Zusammenhang Möglichkeiten und Notwendigkeiten neuer Arrangements der Lebensführung.

darstellt. Es könnte sein: eine Premiere in Sachen salutogenetischer Väterforschung – zumindest für den deutschsprachigen Raum.

Im gelebten Väter-Alltag könnten es Schritte nach vorne sein, wenn Mann nach dem für ihn richtigen der schon recht zahlreichen Ratgeber und Sachbücher greift, die in den letzten Jahren ein väterrelevantes Wissen, Väter-Kompetenz, eine Väter-Identität, ein Väter-Selbstbewusstsein fördern wollen; oder wenn Mann das Glück hat, dass ihn sein soziales Umfeld während der Schwangerschaft bzw. in der Phase kurz vor und/oder nach der Geburt seines Kindes in ein der traditionellen Couvade¹¹ vergleichbares Ritual einbindet; oder wenn Mann an einem der strukturierten Angebote für Väter teilnimmt, die Männer- und Väterorganisationen ebenso wie Erwachsenenbildungseinrichtungen, kirchliche Einrichtungen etc. zunehmend häufiger in ihrem Programm haben;¹² oder wenn Mann nach einem für das Alter seines Kindes angemessenen Vater-Buch greift, dem Kind daraus vorliest, darüber ein Austausch zwischen dem Kind und ihm – „Wie ist das bei uns beiden?“ – entstehen kann¹³; oder wenn Mann an einem der Elternkurse teilnimmt, die – meist in präventiver Absicht konzipiert – in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden geschossen sind (vgl. Tschöpe-Scheffler 2003); oder wenn Mann ein Vater-Kind(er)-Trekking im baden-württembergischen Hegau bucht.

¹¹ Eingeführt wurde der Begriff „Couvade“ von Ethnologen, die in den meisten traditionellen Kulturen rund um den Erdball vielfältige Phänomene beobachten konnten, die von den Betroffenen, ihren Bezugspersonen und –gruppen (wie ihrem Stamm beispielsweise) mit dem Vaterwerden oder Vatergewordensein in Verbindung gebracht wurden. Da gibt es z.B. während der Schwangerschaft der Frau so manche Diätvorschrift auch für den Mann – wie der Verzicht oder die vermehrte Einnahme bestimmter Nahrungsmittel –, die den postmodernen Menschen magisch anmuten mag. Doch zum einen wird der Mann darüber täglich und sehr konkret – im elementaren Vollzug der Nahrungsaufnahme – an seine bevorstehende Vaterschaft gemahnt; zum anderen gibt ihm das Ritual Gelegenheit, gemäß seiner Vorstellungswelt aktiv und eigenverantwortlich zur gesunden Entwicklung des Fötus beizutragen. So kann er seiner entsprechenden Sorge entgegenwirken – einer Sorge, die viele werdende Väter ähnlich stark zu beschäftigen scheint wie werdende Mütter. In Abhebung von dem „traditionellen Couvade“ wird von der „modernen, heimlichen oder psychosomatischen“ Couvade gesprochen, weil bei werdenden Vätern postmoderner Gesellschaften überzufällig häufig charakteristische körperliche, aber auch psychische Symptome festgestellt wurden und werden, die jedoch „vom Betroffenen und seiner Umgebung unbemerkt (bleiben), da diese kulturell tabuisierten Manifestationen nicht zum Bewusstsein zugelassen werden“ (Delaisi de Parseval 1985, S. 77). So berichtet die Psychoanalytikerin Bück in einem noch nicht publizierten Aufsatz von einem 30jährigen Mann, bei dem es während der Schwangerschaft seiner Frau wiederholt zu heftigen Magenblutungen kam; der erst vom Krankenhauseelsorger auf die Möglichkeit einer Psychotherapie aufmerksam gemacht werden musste, in deren Verlauf dann – das von beiden Eltern gewünschte Kind war inzwischen geboren – die lebensbedrohenden Symptome dauerhaft verschwanden.

¹² So bietet beispielsweise die Berliner „Mannege. Information und Beratung für Männer e.V.“ eine „Geburtsvorbereitung für werdende Väter“ an, das „Männerbüro der Katholischen Kirche Vorarlberg“ eine „Erlebnispädagogische Woche für Väter mit Söhnen zwischen 11 und 15 Jahren in den Bergen des Trentino“.

¹³ Christian Meyn-Schwarze hat es dem Mann, der dies vorhat, leicht gemacht. Denn er hat den Vater im Kinder- und Jugendbuch zu seinem Beruf gemacht, eine schon sehr umfangreiche annotierte Bibliografie erstellt. In Kooperation mit Bibliotheken, Schulen, Kirchengemeinden etc. initiiert er darauf bezogene Veranstaltungen und Ausstellungen. Besuchen sie ihn auf seiner Homepage: meynschwarze@compuserve.de – Er war auch dabei, als im zurückliegenden Juni der Direktor des Instituts für Jugendbuchforschung in Frankfurt/M. an der Evangelischen Akademie Tutzing ein spannendes variantenreiches Wochenende über den Vater in der Kinder- und Jugendliteratur veranstaltete (siehe auch Bürki 2004).

Spezielle, für Vater und Kind(er) exklusiv reservierte Unternehmungen wie das eben erwähnte Trekking können Gelegenheit zu einem besonders intensiven Austausch geben. In anderen Fällen wäre es schön, wenn die Partnerin und Mutter mitmache: beim Elternkurs „Starke Eltern, starke Kinder“ beispielsweise; oder bei den zwei Abenden, die – wie im Rahmen eines Kurses des VäterForums Offenbach – zusätzlich zu den 12 Väter-Abenden für oder mit den Partnerinnen der Teilnehmer angeboten werden.

Denn auch die Partnerin und Mutter des gemeinsamen Kindes/der gemeinsamen Kinder hat in vielen Fällen noch Vieles über Väter zu erfahren; z.B. dass Väter nicht schlechtere Eltern sind, nur weil sie ihren Kindern anders begegnen als die Mütter. Im Gegenteil! Wie kein anderer hat dies der französische Kollege und Väterforscher Jean Le Camus (2000) in einem Buch zusammenhängend deutlich zu machen versucht. Aus Zeitgründen muss ich auf Ausführungen zu diesem sehr wichtigen Punkt verzichten. Das macht aber nichts. Denn ich erwarte aufgrund ihrer Ankündigungen, dass Kollegin Höhler und Kollege Guggenbühl gleich heute Nachmittag auf verschiedene Facetten eben dieses Punktes eingehen werden.

Ich komme zum Schluss. Als empirisch orientierter Sozialwissenschaftler habe ich bereits von sehr verschiedenen Vätern geredet: u.a. vom in seinem konkreten Verhalten beobachtbaren Vater, vom durch das Ankreuzen in einem Fragebogen seine Sichtweisen markierenden Vater, von inneren Repräsentanzen des Vaters; vom „traditionellen Ernährer“ und vom „familienorientierten Vater“.

In den kommenden zwei Tagen wird das Reden über den Vater noch um viele Perspektiven reicher werden. U.a. wird Kollege Knoll historisch relativierende Überlegungen anstellen, Pater Laun Überlegungen aus theologischer Sicht.¹⁴ Und über die Referenten aus Budapest wird sich – so oder so – eine kulturvergleichende Perspektive aufdrängen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

¹⁴ Zur historischen Perspektive siehe auch Drinck (1999), Knibiehler (1996), Lenzen (1991), zur theologischen auch Ohler (1996).

- Abelin, E.L. (1986). Die Theorie der frühkindlichen Triangulation. Von der Psychologie zur Psychoanalyse. In J. Stork (Ed.), *Das Vaterbild in Kontinuität und Wandlung*. Stuttgart: frommann-holzboog, S. 45-72.
- Aigner, J.C. (2001). *Der ferne Vater. Zur Psychoanalyse von Vatererfahrung, männlicher Entwicklung und negativem Ödipuskomplex*. Gießen: Psychosozial.
- Beail, N. & McGuire, J. (Eds.) (1978). *Fathers. Psychological perspectives*. London: Junction Books.
- Behnke, C. & Meuser, M. (1999). *Geschlechterforschung und qualitative Methoden*. Opladen: Leske + Budrich.
- Biller, H.B. (1974). *Paternal deprivation. Family, school, sexuality and society*. Lexington, Mass.: Heath.
- Born, C. & Krüger, H. (2002). *Vaterschaft und Väter im Kontext sozialen Wandels. Über die Notwendigkeit der Differenzierung zwischen strukturellen Gegebenheiten und kulturellen Wünschen*. In H. Walter (Ed.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie*. Gießen: Psychosozial, S. 117-143.
- Bürgin, D. (1998a). *Vater als Person und Vater als Prinzip*. In D. Bürgin (Ed.), *Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft*. Stuttgart: Schattauer, S. 179-214.
- Bürgin, D. (1998b). *Psychoanalytische Ansätze zum Verständnis der frühen Eltern-Kind-Triade*. In K.v. Klitzing (Ed.), *Psychotherapie der frühen Kindheit*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 15-31.
- Bürki, G. (2004). *Wenn Kinderbuch-Väter sprechen ... Eine gesprächslinguistische Analyse zum Vaterbild im Kinderroman (1945-2000)*. Tübingen: Francke.
- Damasch, F. (2000). *Die innere Erlebniswelt von Kindern alleinerziehender Mütter. Eine Studie über Vaterlosigkeit anhand einer psychoanalytischen Interpretation zweier Erstinterviews*. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Delaisi de Parseval, G. (1985). *Was wird aus den Vätern? Künstliche Befruchtung und das Erlebnis der Vaterschaft*. Weinheim: Beltz.
- Drinck, B. (1999). *Vaterbilder. Eine interdisziplinäre und kulturübergreifende Studie zur Vaterrolle*. Bonn: Bovier.
- Ernie, M. (1965). *Das Vaterbild der Tochter*. Zürich: Benzinger.
- Fivaz-Depeursinge, E. & Corboz-Warnery, A. (2001). *Das primäre Dreieck. Vater, Mutter und Kind aus entwicklungstheoretisch-systemischer Sicht*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Flick, U., Kardorff, E.v. & Steinke, I. (Eds.) (2000). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowohlt.
- Fthenakis, W.E. (1983) (Org.). *Die Rolle des Vaters in der Entwicklung des Kindes*. In K.E. Grossmann & P. Lütkenhaus (Eds.), *Bericht über die 6. Tagung Entwicklungspsychologie an der Universität Regensburg, Band I*, S. 153-175.
- Fthenakis, W.E. (1985a). *Väter. Band 1: Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Fthenakis, W.E. (1985b). *Väter. Band 2: Väter in unterschiedlichen Familienstrukturen*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Grieser, J. (1998). *Der phantasierte Vater. Zu Entstehung und Funktion des Vaterbildes beim Sohn*. Tübingen: edition diskord.
- Hegener, W. (2001). *Wege aus der vaterlosen Psychoanalyse. Vier Abhandlungen über Freuds „Mann Moses“*. Tübingen: edition diskord.

- Herzog, J. (1980). Sleep disturbance and father hunger in 18- to 28-month-old boys. The Erlkönig Syndrome. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 45, pp. 219-233.
- Herzog, J. (1998). Frühe Interaktionen und Repräsentanzen. Die Rolle des Vaters in frühen und späten Triaden; der Vater als Förderer der Entwicklung von der Dyade zur Triade. In D. Bürgin (Ed.), *Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft*. Stuttgart: Schattauer, S. 162-178.
- Hildenbrand, B. (2002). Der abwesende Vater als strukturelle Herausforderung in der familialen Sozialisation. In H. Walter (Ed.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie*. Gießen: Psychosozial, S. 743-782.
- Hondrich, K.-O., Schumacher, J., Arzberger, K., Schlie, F. & Stegbauer, C. (Eds.) (1988). *Krise der Leistungsgesellschaft? Empirische Analysen zum Engagement in Arbeit, Familie und Politik*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Knibiehler, Y. (1996). *Geschichte der Väter. Eine kultur- und sozialhistorische Spurensuche*. Freiburg: Herder.
- Kreckel, M. (1997). *Macht der Väter – Krankheit der Söhne*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Kudera, W. (2002). Neue Väter, neue Mütter. Neue Arrangements der Lebensführung. In H. Walter (Ed.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie*. Gießen: Psychosozial, S. 145-186.
- Lamb, M.E. (1975). Fathers: Forgotten contributors to child development. *Human Development*, 18, pp. 245-266.
- Lamb, M.E. (Ed.) (1976). *The role of the father in child development*. New York: Wiley.
- Landolf, P. (1968). *Kind ohne Vater. Ein psychologischer Beitrag zur Bestimmung der Vaterrolle*. Bern: Huber.
- Le Camus, J. (2000). *Le vrai rôle du père*. Paris: Editions Odile Jacob (dt.: *Väter. Die Bedeutung des Vaters für die psychische Entwicklung des Kindes*. Weinheim: Beltz 2001).
- Lenzen, D. (1995). *Vaterschaft. Vom Patriarchat zur Alimentation*. Reinbek: Rowohlt.
- Matzner, M. (2004). *Vaterschaft aus der Sicht von Vätern*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mitscherlich, A. (1965). *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie*. München: Piper.
- Nickel, H. & Köcher, E.M.T. (1987). West Germany and the German-speaking countries. In: M.E. Lamb (Ed.), *The father's role. Cross-cultural perspectives*. Hillsdale, N. J.: Lawrence Erlbaum, pp. 89-114.
- Nickel, H. & Quaiser-Pohl, C. (Eds.) (2001). *Junge Eltern im kulturellen Wandel. Untersuchungen zur Familiengründung im internationalen Vergleich*. Weinheim: Juventa.
- Nickel, H., Quaiser-Pohl, C., Rollett, B. & Werneck, H. (2001). Bedeutung von Herkunftsfamilie und mütterlicher Berufstätigkeit für die partnerschaftliche Zufriedenheit in Deutschland, Österreich, Südkorea und Georgia/USA. In H. Nickel & C. Quaiser-Pohl (Eds.), *Junge Eltern im kulturellen Wandel. Untersuchungen zur Familiengründung im internationalen Vergleich*. Weinheim: Juventa, S. 203-217.
- Ohler, A. (1996). *Väter, wie die Bibel sie sieht*. Freiburg: Herder.
- Parsons, T. & Bales, R.F. (1955). *Family, socialisation and interaction process*. New York: Free Press.

- Peisker, I. (1991). Die strukturbildende Funktion des Vaters. Beitrag zu einem vernachlässigten Thema. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Popp, W. (Ed.) (1984). Die Suche nach dem rechten Mann. Männerfreundschaft im literarischen Werk Hans Henny Jahnns. Berlin: Argument.
- Pross, H. (1978). Die Männer. Eine repräsentative Untersuchung über die Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau. Reinbek: Rowohlt.
- Rerrich, M.S. (1985). Alle reden vom Vater – Aber wen meinen sie damit? Zur Differenzierung des Vaterbildes. In Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der DGS (Ed.), Frauenforschung. Frankfurt/M.: Campus, S. 223-232.
- Rollett, B. & Werneck, H. (2002). Die Vaterrolle in der Kultur der Gegenwart und die väterliche Rollenentwicklung in der Familie. In H. Walter (Ed.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen: Psychosozial, S. 323-343.
- Rotmann, M. (1980). Über die Rolle des Vaters in der Entwicklung des Kleinkindes. In R. Naske (Ed.), Aufbau und Störungen frühkindlicher Beziehungen zu Mutter und Vater. Wien: Brüder Hollinek, S. 93-107.
- Rotmann, M. (1981). Der Vater der frühen Kindheit – ein strukturbildendes drittes Objekt. In G. Bittner (Ed.), Selbstwerden des Kindes. Ein neues tiefenpsychologisches Konzept. Fellbach: Bonz, S. 160-172.
- Ryffel-Gericke, C. (1983). Männer in Familie und Beruf. Eine empirische Untersuchung zur Situation Schweizer Ehemänner. Diessenhofen: Rüeegg.
- Schorn, A. (2003). Männer im Übergang zur Vaterschaft. Das Entstehen der Beziehung zum Kind. Gießen: Psychosozial.
- Stern, D. N. (1992). Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Stern, D. N. (1998). Die Mutterschaftskonstellation. Eine vergleichende Darstellung verschiedener Formen der Mutter-Kind-Psychotherapie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Strümpel, B., Prenzel, W., Scholz, J. & Hoff, A. (1989). Teilzeitarbeitende Männer und Hausmänner. Motive und Konsequenzen einer eingeschränkten Erwerbstätigkeit von Männern. Berlin: edition sigma.
- Tellenbach, H. (Ed.) (1976). Das Vaterbild in Mythos und Geschichte. Ägypten – Griechenland – Altes Testament – Neues Testament. Stuttgart: Kohlhammer.
- Tellenbach, H. (Ed.) (1978a). Das Vaterbild im Abendland I. Rom – Frühes Christentum – Mittelalter – Neuzeit – Gegenwart. Stuttgart: Kohlhammer.
- Tellenbach, H. (Ed.) (1978b). Das Vaterbild im Abendland II. Literatur und Dichtung Europas. Stuttgart: Kohlhammer.
- Tellenbach, H. (Ed.) (1979). Vaterbilder in Kulturen Asiens, Afrikas und Ozeaniens. Religionswissenschaft – Ethnologie. Stuttgart: Kohlhammer.
- Tschöpe-Scheffler, S. (2003). Elternkurse auf dem Prüfstand. Wie Erziehung wieder Freude macht. Opladen: Leske + Budrich.
- Von Klitzing, K. (1998b). Die Bedeutung des Vaters für die frühe Entwicklung. Entwicklungspsychologische Argumente für die Einbeziehung des „Dritten“ in den therapeutischen Prozess. In K.v. Klitzing (Ed.), Psychotherapie in der frühen Kindheit. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht, S. 119-131.
- Von Klitzing, K., Simoni, H., Bürgin, D. (1999). The role of the father in early family interactions. *Infant Mental Health Journal*, 20, pp. 222-237.
- Von Klitzing, K. (2002). Vater-Mutter-Säugling. Von der Dreierbeziehung in den elterlichen Vorstellungen zur realen Eltern-Kind-Beziehung. In H. Walter (Ed.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen: Psychosozial, S. 783-811.

- Walter, H. (2002). Deutschsprachige Väterforschung – Sondierungen in einem weiten Terrain. In H. Walter (Ed.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen: Psychosozial, S. 13-78.
- Walter, H., Geibel, G., Graf, M. & Jeckel, T. (1998). Familie als Entwicklungsraum. Der Einfluss aufgeschobener Elternschaft auf die subjektive Wahrnehmung der Familienbeziehung aus der Sicht von Postadoleszenten und ihren Eltern. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 18, S. 303-314.
- Werneck, H. (1998). Übergang zur Vaterschaft. Auf der Suche nach den „Neuen Vätern“. Wien: Springer.
- Witzel, A. (1985). Das problemzentrierte Interview. In G. Jüttemann (Ed.), Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Weinheim: Beltz, S. 227-255.

Mag. Johannes Kaup

Danke Herr Professor Walter. Sie haben sich den Verdienst erworben, uns einen Einblick in die Komplexität und Fortgeschrittenheit der gegenwärtigen Männerforschung zu geben; wie diffizil und verästelte diese ist und wie viele Aspekte diese hat, wurde in ihrem Referat auch deutlich – vielen Dank!

„Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, dachte wie ein Kind und urteilte wie ein Kind. Als ich ein Mann wurde, legte ich ab, was Kind in mir war.“ Diese Worte des Völkerapostels Paulus an die Korinther, die er in einem Brief an sie geschrieben hat, sind aus der Erfahrung der Mannwerdung gesprochen. Wer ein Mann – und auch wer eine Frau – werden will, muss loslassen lernen, was Kind an ihm und ihr ist. Dieser Reifungsprozess ist nicht selten von schweren Brüchen begleitet, von Erschütterungen, von Ernüchterungen. Allein ist es sehr schwer zu ertragen, begleitet werden dabei sehr wenige, Männer vor allem. Der Prozess der Verantwortungsübernahme als Mann und potentieller Vater wurde in früheren Kulturen von der Gemeinschaft der Männer rituell begleitet, in so genannten Initiationsriten. Der Franziskaner Pater Richard Rohr aus New Mexico in den USA hat diese Tradition studiert und wieder aufgegriffen und damit auf die Not der Vaterlosigkeit reagiert. Richard Rohr ist kein klassischer Wissenschaftler, aber er hat sich als Vordenker und Initiator einer spirituellen Männerbefreiungsbewegung in den USA und mittlerweile in Europa – besonders in Österreich – einen Namen gemacht. „Der wilde Mann“, „Masken des Maskulinen“ wurden zu Weltbestsellern der Männerliteratur.

Männerbefreiung versteht Richard Rohr als eigenständige Suchbewegung nach einer authentischen Männlichkeit. Die Defizite und gesellschaftspolitischen Implikationen, die die feministische Bewegung seit den Siebziger an der traditionellen Männlichkeit aufgezeigt hat, werden von Richard Rohr sehr ernst genommen. Ideale Männlichkeit gab und gibt es nicht, und daher kann es auch kein „Zurück zu“ geben. In Richard Rohrs „Center for Action and Contemplation“ in Albuquerque hat er zusammen mit Stephen Picha und anderen ein Arbeitsprogramm aufgebaut; es heißt MALE – Männer als Lernende und Ältere. Details wird er dazu vielleicht selber erklären, ich sage nur den Grund warum: Richard Rohr ist der Überzeugung, dass Männer, die sich spirituell wandeln, ganz automatisch mehr Verantwortung in Partnerschaft, in Familie, in Gesellschaft, Religion und Politik übernehmen. Sie werden bereit aus dem eigenen heraus – nicht weil sie gedrängt werden von außen – sondern aus dem eigenen heraus geschlechtergerecht zu denken und zu handeln; sie finden ihren Platz als Partner, als Väter und dadurch auch zu echter Lebensqualität. Können Männer heute zur Vaterschaft initiiert werden?

„Can men be initiated into fatherhood?“

Father Richard Rohr OFM, USA

This subject is probably a bit different than many of the things we're going to talk about; but I hope it will also be appropriate and maybe helpful and the previous speaker mentioned it – we maybe need something controversial once in a while to get ourselves thinking; for some people what I'm going to say is probably controversial. I have just 30 minutes and I'll try in that time to give you a very brief understanding of first of all what I mean by initiation.

Probably the word itself is still a strange or unusual word for you; right while I was here, the English book finally came out called “Adam's Return”, where I'm trying to put together my understanding. Let me tell you how I got to this point: 25 years ago I was the pastor of a lay community in Cincinnati, Ohio, and even though I was much younger then, I found that I had this father relationship to a large group of largely young people – where we had moved into a working class neighbourhood and tried to build an active community. And I began to describe some of my own experiences, and the experiences of these young people relating to me, as an experience of father hunger. That's what I talked about in the book “Der wilde Mann”. It seemed that so many of our young American kids had either had absent fathers, alcoholic fathers, abusive fathers or simply fathers who were emotionally unavailable. And I found them relating to me in this very, very needy way, but also a way of putting me up on a huge pedestal – I could either do no wrong, or everything I did was wrong and I realized after a while that they weren't dealing with me. I was merely an archetype standing, if you will, for this archetype of the father. So my own work with men went through many stages, and this is just the latest. But, what I realized was that – to answer the question they gave me: Can men be initiated into fatherhood? – I don't think so. But I do think they can be initiated into manhood. And then the fatherhood issue will take care of itself.

Now, let me describe a little what I mean by this very word initiation. I know, to us in the west it's a lost word, in the church we have the sacraments of initiation and for some reason we thought that was doing the job. But the word initiation is actually a generic word that we've chosen to apply to this rather universal phenomenon really found on every continent of religion before religion; religion before it became institutionalised in Judaism and Buddhism and Hinduism and Christianity. And as one author I caught here says, there is such similarity between the patterns that were taught to young men in the Native Americans, the Aboriginal Australians, the Old Celts in Europe and the Africans to this day in places like Papua-New Guinea where initiation is still quite common, that you would think there was a central office in New York City sending out the instructions to all of the parts of the world saying “this is what a young man must experience – what a boy must experience - to become a man”.

So we've got to believe that somehow this seems to have emerged from the collective unconscious; we - in the Rome of religion - would probably say from the holy spirit. That this was being taught in ways that people recognised were necessary. The male, it seems, was considered what we call in America “a loose cannon”, I don't know if you have this metaphor; he was the dangerous element in the family unit, he would always go off on his own journeys of personal advancement

and personal self-promotion and they realized that he had to be held in – he had to somehow be given wisdom, because frankly he didn't come to it naturally. Now, I don't think that so many cultures could have been wrong. The woman, interestingly enough – and women are always happy to hear this – did not historically need initiation. Her one-down-position in society, her journeys through menstruation and labour and menopause already taught her the connection between suffering and new life; as was mentioned earlier also, her engagement with the children taught her a whole set of social skills and a dialogue and negotiation and compromise – that I guess you have to learn to be a good mother or to sustain two or three children together. The male, quite simply, did not have to learn that. He could live with very black and white world views, very either-/or world views – and he could live largely, we say, in the top three inches of his body and his head. And so initiation in every form I studied precisely was what we would call today a very holistic form of education. It was trying to educate him not just in his head but in his body, in his heart, in his gutt – so he wasn't so trapped up here where he thought all of life could be solved by lectures (and here I am giving a lecture). But the interesting thing is that these were called "rites of passage" in the last century – I'm sure you're familiar with this term – but the choice of the word is very good because they were rites, rituals, not lectures. They were - I guess some therapists would call them – psychodrama.

They were holistic experiences and – interestingly enough – they were always, always experienced outside of buildings like this. They were in nature, because only nature was bigger than the arrogance of the man. Inside of nature, he had to take his place and he had to know that he was a small man. And so the concern was much more to bring the man out of his natural ego-centricity, his natural arrogance and his natural aggressiveness. So that he could be relational and – spiritually speaking – so that he would be capable of wisdom. Probably the only left-over we have in western Christianity of historic initiation would be the Ash Wednesday ritual, when you come – if you are Catholic or raised in liturgical traditions – when you come on Ash Wednesday and of course, ash is placed on your head and you're reminded that you came from the earth and you're going to return to the earth. That in some form was almost universal, that was the message.

Leading the boy not into philosophical philology and academia, but leading him much more down into the human – I don't know if this works in all languages but – the human, the humble, which is the humus, the earth – the earth itself. Where his connection with earth would in fact connect him with his wife – women tended to be much more corporeal, grounded in their bodies, because of them experiencing their bodies as a place of transformation, a place of miracles – the woman knew at some deep level of her inherent dignity; she didn't have to be taught her inherent dignity but she didn't know it primarily in her head, she knew it primarily in her body. So what initiation had to do was to lead men to that same inner experience, so what I'd like to say is that it seems it almost aligned two directions at the same time. First of all, it realigned the young man inside of the larger universe – so he felt that he belonged, that he was connected, - that this was not some place other than home; but that he participated in this universe and was inherently connected to this universe. The line that Jesus uses, after he comes out of his own initiation – his 40 days in the desert – is of course that he knows experientially now, that he is a beloved son. And in some ways, that is universal. That's what you know!

That you know that you're a son, that you're connected and that you're a beloved son. It's a safe universe and you are a part of that universe. That's not something that you can teach by a lecture. If I would just tell you all that now, that doesn't mean you know that experientially, that you know it down here in your belly, as we say. That was the genius, I think, of initiation. Actually, the reason I was in Europe this time was that we just finished the sixteenth initiation rite; I've given 12 in North America and now this was the fourth one in Europe – we gave it outside of Prague to 130 men and I think 8 Austrians came up and joined us, some of them are even here this morning. So we have now 2000 men who've been through this experience, it seems like a very small number; and it's interesting that people are trying to understand it and imitating us and taking the parts that they think are good and maybe trying to eliminate the parts they don't think are good. That's all I can hope to do – my little part, I hope I can get something started.

Our goal in this male programme - "Male As Learners And Elders" as we say - is to re-establish, re-introduce to western civilisation the most traditional patterns of religion and our hope is that 5 generations from now this would've happened. So I started to say before that it was two directions: the first direction was to align them with a bigger universe and to know they were a part of the bigger universe but the other was to lead the male where he would rather not go, which is inside. We men tend to define ourselves by roles and, as I said, by our heads. But we tend to avoid inner experience. We tend to not often even have words for it. Women tend to be so much more successful at describing inner experience, maybe because they've had more of it, I don't know; maybe because they've learned to trust more, maybe because of the gift of conversation they have between themselves but we men aren't even very trained at knowing what we're feeling, at understanding the work of the soul. I always say – I hope this doesn't offend anybody – but the reason they keep us men, the priests, in the church is because if we started ordaining women, I think women would take over the whole show. They'd be so much better at it, they'd be so much more natural at understanding and so we keep the official role because we know we wouldn't know what to do without a role. Or we wouldn't know what to talk about or we wouldn't know what to say in terms of transforming consciousness, leading the soul to inner experience, leading the soul so you personally know the holy.

And I don't apologize for saying that because even Robert Bly, I'm sure his book "Eisenhans" was a phenomenon over here, he probably started the American secular men's movement, he called me once and he said "What I once started with Eisenhans is dead, it's over!" and I said "Why?" and he said "Because I in my position as an American icon poet, secular pluralistic teacher, I can't talk about God." And initiation is inherently religious, in the best sense of that word. That it inherently connects you to the big picture, and to be connected to the big picture is precisely what we mean by being connected to God. So I'm lucky, I guess, being a priest, I can talk about God. And I hope I talk about God in a way that transforms, in a way that doesn't just create tribalism, doesn't create patriarchy but creates universal experience and universal men.

So, to say it again, true initiation I think led both to a bigger world, alignment with the bigger world; knowing you belong to the bigger world and almost simultaneously led the male inside. Many times, in most of the initiation I studied, the young boy was left – sometimes for days, sometimes for weeks – in nature and in silence. So he'd learn

what I now call contemplation. He'd learn how to perceive reality in a broader, richer, more contemplative way; instead of merely this sort of linear, mechanical way that we naturally do. So the assumption of initiation was this: that the boy had to be introduced to an alternative universe, so he could come back to this one and finally understand it. And if he didn't have a reference point, if he didn't have a view point outside of it, he got trapped and addicted inside of this small universe of American culture, Austrian culture, Italian culture; and that's not yet a man, that's just a patriot – that's just one who is attracted to his own little set of symbols. Before initiation, he was literally not called a man, he was a boy; he didn't have the big picture.

Let me try to draw this together by a couple of stories that I love to tell because they make the point so well. When I gave one of these in Australia, about five years ago, they took to me to – what they thought would be – a highly symbolic place to give this initiation, and the aboriginal name for this place is “Cotchena”; which means “the place of the stone axe”. And for 4000 or 5000 years this culture held together – much longer than any of ours, certainly, longer than America will ever hold together, I think. And there, the boys were initiated; and the symbol of their initiation was a flint mountain, so, if they join, they can use their power for the community, not for themselves but for the common good instead of the individual good. They were presented at the end of their initiation with a stone axe and they would ceremonially march back to their village, holding the sign of their manhood. They told me with tears that this 4000-5000 year tradition was destroyed in 50 years, when the English came to that corner of Australia; what they did was they gave access to every boy. And once access was given to every boy, everything was lost – when you give a male power, who has not been shown how to handle power, the assumption is that the male will always abuse power. Look at our politics! Certainly, look at all countries' politics. Look at our church – does this need any more proving that the male always seeks the way of power until he has been taught the wise way of powerlessness? It will take a lot longer to describe, because there is a good powerlessness and there is a bad powerlessness – I'm talking about the good one which Jesus worked for, that is the way of the cross, the way of vulnerability. Where you can let the others in, where you can allow the others to change you, to experience you, you're not a fortress. You're not all in your head and you're not all trapped.

The other story is perhaps a little more humorous, but nevertheless true: There was an American television show about a certain area of Africa, where all of the elephants were sort of out of control and they were operating in very non-elephant ways, not typical elephant ways. No one could understand – these elephants were pushing over trees and these elephants were killing other animals which they normally don't and these elephants were stomping on Volkswagens. This is not typical behaviour for the elephants. So they brought in some scientists and they said “What's wrong here?”. Well, they discovered that in that part of Africa all of the old bull elephants had been killed. There were no “daddy” elephants around. And so the teenage boy elephants were all out of control and they were not operating in very elephant-like behaviour. So, in this television show they show a helicopter bringing in old bull elephants to this part of Africa and within 3 weeks all the behaviour changed. And all the old elephants did was that they would wave their ears, or they would raise their trunk and the boys would look around and they'd realise “I guess I'm not supposed to do this”. That's what we mean by “eldering” or “fathering”.

The male, left to himself, will always abuse power. The male, left to himself, does not naturally come to identity the way the woman does. He does not naturally come to a sense of appropriate boundaries for himself. He has to be taught. And I guess my assumption is that any pattern that was that universal and was that constant – it has to be true. It has to be true at some level. And, as I said, we thought in the church we were doing this. But since I'm in Vienna I've got to pick on the Habsburgs just a little bit, if I'm allowed.

When I was here - I was only in Vienna once before - and they took me to the castle and the "Schatzkammer" where I saw all the wonderful jewels of the Habsburgs. And among the wonderful jewels of the Habsburgs they had the bowl that they were baptized in, maybe you have seen this. And the pitcher that they used to pour the water over their forehead. I think the reason that we baptize the forehead is because this is where we're trapped – this is what needs baptizing. But real baptism, of course, was the entire body. When I saw this in the "Schatzkammer" I wondered if the Habsburgs were initiated, properly. Because true baptism is always somehow experiencing your death ahead of time, always. Every initiation – the young boy had to die before he died. And if you don't die, the assumption is, you don't understand life. You don't begin to live until you have faced in very real ways your own mortality. You see, again, it's inherently a religious concept - it's probably hard for you to talk this way, I can get away with it – but somehow you have to face your own mortality, face your own limitedness and every initiation had the boy symbolically drown, symbolically buried, symbolically naked rolling in the ashes, and this was not something that just can happen in a moment, usually many days and weeks were spent upon this mystery. And then he walked back into the village, knowing how to live. When baptism in the church became a pretty ceremony with golden pictures and golden bowls covered with jewels, there is almost no message of initial baptism at all. It's simply the way you join the Austrian club, or the American club, or the local tribe. It's a belonging system but it's not anymore a transformational system.

And what initiation said is religion has to transform people. To live out of the great self instead of this little tiny self that we all take so seriously. Now we have a word for that – I think it came from this very city, Sigmund Freud, - EGO. That this self to most western people, this tiny self, this small self, feels like the only self. And that's precisely what initiation said it's not true. That's what you can't take so seriously, that's exactly what is going to die, your role, your importance, your money, your reputation, your power. And, I mean, this is what most men base their whole life around.

Let me end by recalling Albert Einstein. He said that no problem could be solved by the same consciousness that caused the problem in the first place. And I think that's so much of what we're doing in western Christianity - we stay inside of the ego-centric consciousness. We stay inside of the individualistic ego game. And there we keep – we say – rearranging the deck chairs on the sinking Titanic. Nothing's going to change, nothing, if we simply have the same kind of ego-centric arrogant men who have not had inner experience, so they know who they really are, not just who they think they are – who they REALLY are. As the Zen master says, the face you had before you were born. I think the male probably is a loose cannon, dangerous to the species. That he does not seek the common politic, the common good, but simply the good of his little American tribe. And I think you know who I'm talking about. We can't see any world larger than personal self interest, private self interest and my political

agenda. We need, it seems, a greater kind of men. I don't intend to offer this as the answer for everybody.

I think that life finally initiates you itself, if you're listening. And what formal initiation does is simply teach you how to listen. So when the messages come, and they do come if you live – I'm 61 now – if you live at all and listen, it's coming, the message is there constantly. But if you stay on this conveyor belt of success and power and self importance, probably, brothers and sisters, you won't hear the message. So, maybe that's why we need to reintroduce formal initiation on some levels to simply teach men how to hear and how to see. And once they learn how to hear and how to see, the rest will take care of itself. And – I say one final thing, but one more final thing – the very word initiation that we've chosen gives away the necessary bias. Initiation said you've got to get the beginning right. If you look at most of Roman Catholicism it has been preoccupied with getting the end right. Make a confession five minutes before you die and then you'll go to heaven. It totally destroys the power of religion. The power of religion is talking about transformation now. So initiation is saying the same thing: There's something you can know and something you can experience now and then the rest of life takes care of itself. So, I know this is very brief and filled with possibilities for misunderstanding, but thank you for listening and I hope it maybe will steer some wonderful imagination here in Europe.

Mag. Johannes Kaup

Thank you, Richard – danke, Richard Rohr! The title of the new book is “Adam’s Return – The five promises of male initiation”; es erscheint im April 2005, Claudius Verlag München.

Meine Damen und Herren, jede dritte Ehe geht in die Brüche; jüngsten Erhebungen zufolge 43 Prozent, in Wien schon jede zweite. Das sind 20.000 Scheidungen pro Jahr in Österreich, an die 400.000 Kinder müssen mit den Scheidungsfolgen zu Rande kommen. Österreich ist da kein Ausnahmefall, der Trend gilt für alle westlichen Gesellschaften und ist in einigen Ländern noch deutlicher ausgeprägt als bei uns. Moralisierende Vorurteile über einen angeblichen Werteverfall verkennen das Phänomen der vermehrt auftretenden Trennungen völlig. Auch die Betreiber der Trennungen handelten meistens vor dem Hintergrund hoher ethischer und auch gesellschaftlicher Ansprüche und auch aus der Erfahrung heraus, dass sie unter bestimmten Rahmenbedingungen gar nicht mehr anders können. Trotzdem: Kontinuität, Verlässlichkeit und Verbindlichkeit sind heute nicht mehr selbstverständlich. Wie wirkt sich das auf Kinder aus? Wie sind sie auf ihre eigene Familienfähigkeit vorbereitet? Welche Erwartungen haben sie an ihr Leben? Welchen Stellenwert haben dort Partnerschaft und Kinder und was können wir in diesem Zusammenhang auch gesellschaftspolitisch tun?

„Jugendliche Familienfähigkeit mit besonderer Berücksichtigung der Väterthematik“ - so heißt eine Studie, die im Auftrag der Männerpolitischen Grundsatzabteilung im Sozialministerium vom Team unter der Leitung der bekannten Wiener Soziologin Edit Schlaffer erstellt worden ist. Edit Schlaffer leitet die Ludwig-Boltzmann Forschungsstelle für Politik und zwischenmenschliche Beziehungen in Wien; die Bücher zur Genderproblematik, die sie zusammen mit Cheryl Bernard geschrieben hat, füllen bereits ein ganzes Regal – Frau Schlaffer, wir sind sehr neugierig was Sie uns heute erstmals zu diesem Thema zu sagen haben!

„Jugendliche Familienfähigkeit und Vaterschaft“

Dr. Edit Schlaffer, Wien

Ich freue mich sehr, als weibliche Stimme in dieser Männergruppe auftreten zu dürfen. Bei unseren Frauen-Tagungen ist die Situation umgekehrt: da haben wir einen einsamen Experten in unserer Mitte sitzen, der sich normalerweise nicht sehr wohl fühlt.

Ein Punkt gibt uns allen Hoffnung, denke ich, jener, den der Vorredner betont hat: „Abschied von der männlichen Arroganz und Selbstzentrierung“. Das ist etwas, was ein gemeinsames Ziel sein muss, an dem wir gemeinsam arbeiten müssen – nicht nur zum Bessern unserer Familie, zur Realisierung unseres persönlichen Glücks und unserer Zufriedenheit, sondern da geht es ja auch um den Fortbestand des Globus. Die „Supermacht Mann“ hat sich nicht sehr bewährt. Dennoch sollten wir sie auf keinen Fall durch eine „Supermacht Frau“ ersetzen, sondern gemeinsam in Richtung Konsensorientierung kooperationsorientierte Modelle suchen. Die werden wir nicht da oben in der Politik antreffen, wir sehen es ja in der großen Politik; da gibt es nicht sehr viel Expertise. Wir versuchen, hoffnungsvollere Ansätze in den Umfeldern, wo wir nicht ohnmächtig, machtlos sind, sondern eine positive Macht praktizieren können, zu finden

Der Lebensplan bzw. die Lebensplanung junger Frauen hat heute völlig neue Handlungsorientierungen. Untersuchungen, die viele von Ihnen auch kennen - von Frauen zwischen 20 und 30 - zeigen, dass sich tradierte Formen und Normen der Lebensgestaltung heute völlig auflösen. Partnerschaft wird von Frauen durch ihre steigende Unabhängigkeit, durch ihren bildungsmäßigen Vormarsch, zunehmend als emotionale Ressource und nicht als ökonomische Abhängigkeit definiert. Ich denke, das ist schon einmal ein wunderbarer Ausgangspunkt für ein besseres Zusammenleben der Geschlechter. Männer sind ein Teil dieser Beziehungslogik – sie bewegen sich auf einem Terrain, das bestimmt ist von expliziten Erwartungen und konkreten Forderungen an das Zusammenleben. Die Karten werden neu gemischt und ich möchte betonen, dass die Erwartungen und Forderungen nicht nur - wie in den letzten Dekaden, die sehr frauenbewegt waren – ausschließlich von den Frauen kommen, sondern wir haben es jetzt mit einer neuen Männergeneration zu tun, die diese Erwartungen ganz stark an sich selber stellen. Männer stellen sich - im positiven Sinne - heute so unter Druck wie noch nie, gute Partner zu sein, ein abgerundetes Leben zu führen, Menschen sein zu können – sie erkennen, dass dieses „Mensch sein“ in ihrem unmittelbaren Umfeld realisiert wird.

Ich habe ein wunderbares Buch gelesen - „Work will not love you back“ - ich glaube, das ist ein ganz wichtiger „Wake Up-Call“ für Männer. Im Geschlechterkosmos tut sich etwas sehr Grundsätzliches: Frauen haben enorme Fortschritte gemacht, die sich in allen Lebensbereichen abzeichnen. Aber die Veränderungen auf der Männerseite sind ganz dramatisch. Sie haben ihr bislang klar umrissenes Rollenbild aufgegeben. Das Problem für das Selbstbild der Männer war vor nicht allzu langer Zeit in der Tatsache zu orten, dass ihr traditionelles Selbstbild sukzessive verschwunden ist. Die Rüstung, von der Herr Kaup einleitend gesprochen hat, wurde abmontiert – manche haben sie auch freiwillig abgeworfen; aber jedenfalls ist heftig daran gerüttelt worden. Daraus ergab sich in Folge eine zunehmende Desorientierung, das war jene Phase, in der sich der Diskurs zwischen Männern und

Frauen zugespitzt hat: sowohl auf den heimischen Couches als auch auf den internationalen Symposien.

Die neue Generation ist aber – also, ich würde meinen, dass die Phase der Desorientierung einen Abschluss gefunden hat – nicht mehr bereit, sich an geschlechterstereotypen Vorgaben, an ein längst nicht mehr zeitgemäßes Verhalten, anzupassen. Die jungen Männer spielen da nicht mehr mit. Der Prozess der Verunsicherung, den eine ganze Generation an Männern durchlaufen hat, muss rückblickend als Geschenk bewertet werden – das war der positivste Beitrag zur männlichen Entwicklung. Und das sehen die Männer auch, mit denen wir im Rahmen unserer Studie gesprochen haben, da ist sehr viel Positives herausgekommen. Darum hat sich die aktuelle Vätergeneration durchaus bemüht – in der Erkenntnis, dass ihre eigenen Väter fast durchgängig wichtige Lebensbereiche verpasst haben, ohne es rechtzeitig zu bemerken, oder ohne ihre jeweiligen subjektiven Ambivalenzen überwinden zu können bzw. sich mit den gesellschaftlichen Hindernissen konstruktiv zu konfrontieren. Aus diesen Versäumnissen der eigenen Vätergeneration hat die aktuelle Vätergeneration bereits sehr viel gelernt.

Im Projekt „Jugendliche Familienfähigkeit“ mit besonderer Berücksichtigung der Väterthematik haben wir uns mit der neuen Familien- und Geschlechterrealität beschäftigt. Der Begriff „Familienfähigkeit“ war bewusst gewählt, er wurde als Symbol für die zeitgerechte Einstellung zu Familie und Partnerschaft gewählt. Familienfähigkeit hat sehr viel zu tun mit Kompetenz, mit Selbstvertrauen, mit Dranbleiben, mit Konsistenz; auch selbst konsistent sein, sich selbst als Person zu finden. Die vorliegende Studie beschäftigt sich mit den Veränderungen von Ehe und Familie und den Konsequenzen für die junge Generation. Die klassischen Zuschreibungen an die Familie sind sehr beunruhigenden Entwicklungen gewichen, die regelmäßig in den Schlagzeilen der Nachrichten – hohe Scheidungsziffern, sinkende Geburtenraten – auftauchen. Diese Trends gefährden den Fortbestand der modernen Familie und bringen weit reichende Konsequenzen nicht nur für die Familie, sondern auch für die Wirtschaft, für die Demografie, für das Sozialleben, für psychische Stabilität – also für unsere gesamte Zukunft – mit sich. Untersuchungen aus den verschiedensten Industrieländern zeigen deutlich, dass Ehe und Familie deshalb in die Krise geraten sind, weil es nicht gelungen ist, diese Institutionen an veränderte reale Lebensumstände der Menschen anzupassen. Das ist ein ganz gravierender Punkt. Doppelberufstätigkeit erhöht die Mobilität, verändert die Arbeitsbedingungen. Der steigende Bildungsstand der gesamten Bevölkerung, aber insbesondere der Frauen, und die Verbreitung egalitärer erwünschter Wertvorstellungen, haben das klassische Muster von Zusammenleben heute absolut in Frage gestellt. Zunehmend wurde die Familie von sozialen, psychologischen und ökonomischen Zwängen befreit, zu Gunsten einer neuen Vision: Zuneigung, Liebe und Gleichheit als Basis für das Zusammenleben. Heute gilt das Zusammenleben im Kontext einer Patriarchat-Hierarchie als nicht mehr wünschenswert, auch Männer wollen das nicht mehr – unter keinen Umständen, wie auch die Detailergebnisse unserer Studie zeigen. Die Menschen leben zum Teil wie sie wollen, vor allem heiraten sie dann, wenn sie wollen; sie trennen sich, sie bauen Familienmuster in vielen Varianten, bekommen Kinder oder auch nicht, erziehen sie gemeinsam oder auch nicht, tragen zum gemeinsamen Familieneinkommen bei oder treffen andere Regelungen.

Wir haben unser Projekt auf 18-25 jährige junge Frauen und Männer konzentriert, haben ihre Einstellungen, Erwartungen, Pläne und Werte in Hinblick auf

Partnerschaft, Familie und Lebensplanung untersucht. Zusätzlich zu einer qualitativen Umfrage – es war eine Grundgesamtheit von 500 Personen quer durch Österreich – wurden auch Tiefeninterviews mit 30 Jugendlichen durchgeführt. Die Gruppe wurde deshalb gewählt, weil sie am Absprung in eine neue Lebensrealität ist. In dieser Phase werden ganz entscheidende Weichen gestellt, ganz entscheidende Themenstellungen nicht nur diskutiert, sondern neu erfahren; es wird bewusst reflektiert und entschieden, was zum biografischen Kontext gehört. Man muss hier genau wissen, auf welchen mentalen und emotionalen Ausgangspunkt im Leben diese jungen Menschen hier treffen.

Welche Erwartungen haben sie an die Beziehungen, inwiefern handelt es sich um realistische Erwartungen, passen sie zusammen mit den Erwartungen der Männer oder der Frauen, mit denen sie sich zusammenschließen? Gibt es vor allem ein gedankliches Rüstzeug für die Planung des Familienlebens? In diesen Punkten haben wir gesehen, dass sehr viel Unterstützung notwendig ist. Der zentrale Wunsch in Hinblick auf die Lebensplanung dieser jungen Erwachsenengruppe kreiste – um ein Hauptergebnis vorwegzunehmen – um den Begriff der „Balance“. Die Jugendlichen wollen ein balanciertes Leben, vor allem auch die männlichen jungen Erwachsenen. Sie spüren vor allem eine zukünftige Vaterschaft, mit einer Wolke von Beunruhigung verhaftet, weil sie heute präsent sein wollen und keine Fußnoten oder Randerscheinungen im Familiengeschehen.

In der Studie wurden vor allem zwei Dinge deutlich: In punkto Werte haben wir es absolut mit einer neuen Generation zu tun, für die manche der explosiveren Fragen der letzten Dekaden so sehr ausdiskutiert sind, dass sie sich damit nicht einmal mehr im Streit beschäftigen wollen. Gleichzeitig fehlt es aber an notwendigen Mitteln und Plänen, die eine Lebensführung gemäß dieser neuen Werten erleichtern könnten. In diesem Punkt erwarten wir uns jetzt Unterstützung und auch Inspiration aus kommenden Kampagnen, Programmen und Strategien.

Eindrucksvoll war in jedem Fall die Klarheit, mit der sich ein neuer sozialer Konsens durchgesetzt hat. Um diesen neuen sozialen Konsens zu verstehen, ist es nützlich zwei Bereiche getrennt zu betrachten – den Bereich der Tradition und den Bereich des Modernen, des Neuen. Wir sind ja auch – so aufgeklärt oder jung wir sein mögen – natürlich in traditionellen Strukturen und Denkstrukturen verhaftet. Die Ehe als traditionelle Institution hat einen starken Positionswandel erlebt; für viele junge Menschen ist sie nach wie vor – das war auch ein ganz klares Ergebnis – ein wählbarer Weg, um die Intention einer bleibenden Beziehung zu dokumentieren; sie ist aber nicht der einzige Weg und sie ist stark hinterfragt worden. Wenn wir die Ehe als die Befürwortung einer als dauerhaft intendierten Beziehung mit der Erwartung einer Familiengründung verstehen, dann ist sie unverändert wichtig für die junge Generation der Erwachsenen. Auch den Kinderwunsch rechnen wir dem Bereich des Traditionellen zu, er besteht ungefährdet; wenngleich die Gründe für einen Kinderwunsch anders sind als bei früheren Generationen. Patriarchale Überlegungen sind völlig in den Hintergrund getreten – zum Beispiel der Wunsch, einen Erben zu produzieren, das kommt überhaupt nicht mehr vor.

Andere Gründe sind zum Beispiel: Durch das Zusammenleben mit einem Kind die eigenen kindlichen Anteile neu zu erleben, sich neu zu erleben, die Welt anders zu sehen, durch andere Augen zu sehen – also es gibt eine Vielfalt von neuen Bedürfnissen und Wünschen.

Der Bereich des Neuen, des Modernen: Die Veränderungen der letzten Jahrzehnte sind dort, wo es um neue Beziehungsformen geht, extrem spürbar und vor allem die Veränderungen, die früher hierarchisch waren, sind durchgerüttelt worden. Das Verhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern, das Verhältnis zwischen den Geschlechtern, sieht in der Wahrnehmung dieser Generation gänzlich anders aus. Grob gezeichnet, können wir drei Phasen unterscheiden: In Phase 1 galten die traditionellen Vorstellungen und nur eine Minderheit widersprach ihnen. In Phase 2 kamen die traditionellen Vorstellungen unter Beschuss und sie wurden kontroversiell; es hat einen heftigen Diskurs gegeben. In Phase 3 war der Diskurs abgeschlossen und zu Gunsten neuer Werte entschieden. Die Mehrheit der befragten jungen Österreicher und Österreicherinnen befindet sich heute in Phase 3. Absolut unkontroversiell ist der Gedanke der Gleichberechtigung. Gleichberechtigung und Selbstverwirklichung sind ganz klare Agenden, die von Männern und Frauen in der Studie unterstützt werden.

Illuminierend war auch der Punkt, bei dem es um die Interpretation der männlichen Respondenten ging, bei der Frage nach den idealen Machtverhältnissen in einer Beziehung. Die Frage war eigentlich dazu intendiert, verbleibende patriarchale Erwartungshaltungen abzufragen und zu sehen, wie weit Männer einer verlorenen Dominanz nachtrauern oder inwieweit sie vielleicht doch im Hinterkopf Reste dieser früheren Dominanz aufrechterhalten möchten. Das liegt dem Schnitt der jungen Männer mittlerweile so fern, dass sie die Frage nicht einmal mehr im alten Sinn verstehen. Sie finden männliche Dominanz in einer Beziehung weder intellektuell rechtfertigbar noch wünschenswert. Ein Zitat aus einem Tiefeninterview: „Ich möchte nicht die dominante Person sein und ich möchte auch nicht dominiert werden“ sagt ein Zwanzigjähriger und fasst damit den Konsens seiner Generation, wie ich meine, prägnant zusammen. Den Betroffenen scheint dieser Konsens für eine egalitäre und partnerschaftliche Lebensführung logisch. Wie neu dieser Konsens ist zeigt sich jedoch in einem anderen Aspekt; nämlich dort, wo es um praktische Pläne und um Strategien geht. Die Befragten konnten Vorgangsweisen nennen, die im Bereich der Ausbildung oder des Berufs Ziel führend schienen. Im Hinblick auf die Realisierung ihres Beziehungsbildes jedoch hatten sie keine vergleichbaren Vorstellungen; da ist wirklich noch viel zu tun. Das ist auch nicht weiter überraschend, denn es gibt keinen vergleichbaren historischen Erfahrungshintergrund. Hier müssen die Maßnahmen ansetzen; es wäre zu überlegen, wie die gesellschaftliche Infrastruktur sich an diese neuen Werthaltungen anpassen kann. Mit dieser theoretischen Anleitung möchte ich jetzt in die praktischen Ergebnisse hineingehen.

Die Ergebnisse haben im Hinblick auf Vaterschaft ein sehr klares Ergebnis, ein sehr durchgängiges Ergebnis zu Tage gefördert: „Mehr Vater“ war der Wunsch aller Befragten. Über 1/3 der Befragten möchte in der eigenen Familie unbedingt präsenter sein als der eigene Vater. Sie möchten ein starkes zeitliches und emotionales Investment in die zukünftige Familie einbringen. Zu diesem Drittel haben weitere 11 % angegeben, dass sie beruflich Abstriche machen wollen. Dieser Wunsch ist übrigens – und das ist neu – bei den Männern sehr ausgeprägt. Die männliche Bereitschaft, Kinder in den Vordergrund zu stellen, Kinder als Priorität zu sehen, ist eine neue Entwicklung – vielleicht noch eine sehr zaghafte Entwicklung – aber da müssen wir sensibel sein und genau hin hören und überlegen, wie wir damit umgehen.

Zählt man alle Bereiche zusammen, so wollen 47 % unbedingt in erster Linie für die Familie da sein und den Beruf gleichgewichtig oder an die Stelle 2 rücken. Die Priorität des Beruflichen ist im männlichen Denken und im männlichen Daseins-Kosmos bei weitem nicht mehr in der Ausprägtheit gegeben wie in früheren Generationen – und das ist ein klarer Indikator für die ausgeprägte Familienorientierung der jungen Generation, quer gegen alle Klischees, mit denen wir in den vergangenen Monaten konfrontiert wurden.

Ein zentrales Kriterium für Qualität wird von Männern und Frauen mit „Zeit“ benannt.

Zweiter Punkt: „Moderne Mütter“ sind erwünscht – die egalitäre Familienorientierung der jungen Erwachsenen wird in der Reflexion der eigenen Mutter deutlich; nicht das angepasste Hausmütterchen, die hingebungsvolle Mutter, die dem Sohn oder der Tochter jeden Wunsch von den Augen abgelesen hat, steht in der Hitliste der Bewertung ganz oben, sondern die fordernde Mutter, die partnerschaftliche Mutter, die den Söhnen und Töchtern etwas abverlangt hat im Hinblick auf Kooperation, auf aktive Teilnahme im Haushalt, in der Familie. Hier zeigt sich ein ganz klarer Abgrenzungswunsch vom traditionellen, vom klassisch-traditionellen Mutterbild – das würde auch nicht mehr in dieses neue Bild passen. Und da müssen wir aufpassen, dass wir uns nicht selber Fallen stellen; dass wir darauf achten, dass die neuen Rollen auch mit neuen Inhalten gefüllt werden und wir nicht in alten Klischees verhaftet bleiben.

Das dritte wichtige Thema hat mir sehr gefallen, der „Wir wollen alles“. Dieses „Wir wollen alles“ ist ganz stark verankert in den jungen Männern - und Frauenköpfen. Männer möchten beides – Beruf und Familie – das sind keine neuen Nachrichten, aber Gleichberechtigung ist ein selbstverständliches Wort; über die Hälfte der Männer will bezahlte und unbezahlte Arbeit – also Berufs- und Hausarbeit – und Kindererziehung teilen. Diese Männer sind zwar noch nicht in der Situation, die Bewährungsprobe, dieser Initiationsritus in die Familie hinein hat noch nicht statt gefunden, aber trotzdem; der Wille ist da, der Wunsch ist da, das Bedürfnis, ein echtes abgerundetes Leben zu führen, ist da.

„Wie will ich leben“ steht auf der Diskussionsagenda der jungen Männer ganz oben. „Fairness im privaten Bereich“ als männlicher Slogan – das ist eine positive Entwicklung. Natürlich liegt der Anteil der Frauen, die sich für diese gleichberechtigte Aufteilung einsetzen höher, aber die Männer haben hier unglaublich - mit über 50% - aufgeholt.

Selbstverwirklichung – ein weiblicher Trend; ist auch nichts Neues, das kennen wir aus den Studien, Berichten, vielleicht auch aus unseren privaten Partnerschaftsgestaltungen, aber das ist etwas, was klar auf der Geschlechteragenda steht.

Überraschender ist der neue männliche Wunsch: Beziehungsstabilität. Männer wollen Beziehungen, unbedingt, sie wollen geerdet sein. Männer wollen das ganz dringend, sie spüren diese emotionalen Defizite, sie fühlen sich nicht wohl in ihrer Behausung; weder in ihrem seelischen noch ihrem körperlichen Gefüge. Wenn Sie zum Beispiel Politiker betrachten und sie versammelt sehen bei G8-Gipfeln: pseudo-locker stehen sie herum, aber sie wissen nicht wohin mit den Händen; es sind post-pubertäre Aufführungen, Inszenierungen, die bedrückend sind. Diese Menschen lenken unser Weltgeschehen und sie wissen nicht wohin mit den Händen, wie sie sich einander zuwenden. Aber Zuwendung, Auseinandersetzung, die Art des Diskurses sind der halbe Inhalt. All diese Botschaften müssen stärker in Männerköpfe hinein und ich glaube nicht, dass das jetzt – wie wir es lange gedacht

haben in der Frauenbewegung – durch Kampagnen, missionarisches Auftreten, Konfrontation passieren kann; sondern nur durch Kooperation; indem sich Männer und Frauen gemeinsam in diese Richtung bewegen.

Zur männlichen Egomane: Da gibt es ein wunderbares Lied von Frank Sinatra, den ich sehr mag - ich habe auch männliche Helden. „I did it my way“ singt Frank Sinatra – zufriedenes Eigenlob eines Mannes, der immer seinen Weg gegangen ist, seinem Wesen immer treu blieb; wenn man sein Leben verfolgt, kann man nur ja dazu sagen. Rar ist die Frau, die sich dieses Lied zur Hymne machen könnte. Für Frauen müssten wir es anders formulieren: Ich ging meinen Weg, kann ich auch für mich sagen, aber nach vielen Umwegen. Ich ging meinen Weg, ein Stück weit und dann kam ich davon ab, dann fand ich wieder zurück und dann überlegte ich es mir anders und schließlich besann ich mich wieder darauf - typische Frauenwindungen. Ein Lied mit vielen Strophen müsste es sein, um der typischen Vorgehensweise von Frauen gerecht zu werden, zumindest was die heute über 35 bis 40-jährigen betrifft. Die jüngeren Frauen, die wir in unserer Studie angetroffen haben, stolpern auch sehr häufig; erstaunlich schnell mitunter. Das hat mich erschrocken, dass sie schon mit 18, 19 Jahren in Klischees und Fallen stolpern, aber sie finden schneller wieder ihren Weg zurück. Sie haben die Hände fester am Lenkrad und wenn sie in Gefahr geraten vom Weg abzukommen, gedankenlos die alte Route nehmen, statt ihr aktuelles Ziel anzufahren, dann können sie sich an weit mehr Orientierungstafeln erinnern als das für frühere Frauengenerationen der Fall war. Für Frauen ist – das müssen wir auch ganz offen sagen – natürlich sehr viel mehr getan worden. Aber warum? Ich würde es nicht konkurrenzhaft sehen – weil sie danach gerufen haben, sie haben das gefordert, sie sind aufgetreten, sie haben Consciousness-Gruppen gebildet, sie haben keine Blamage gescheut, sie haben sich lächerlich gemacht, sie haben aberwitzige Demonstrationen durchgeführt. Aber Frauen haben dieses Risiko auf sich genommen und ich glaube, Männer sind diejenigen natürlichen Risk-Takers, die jetzt hineinspringen müssen in die neuen Risiken und Partnerschaften, in Familienorientierung in einer sich so beschleunigenden Welt, in einer Welt, die von Raubtierkapitalismus geprägt ist. Das bedeutet natürlich Mut – nicht mehr der ganze Mann sein, der tolle Zampano, der es allen zeigt, wo Macht, Geld, Prestige, Image angesiedelt ist. Das ist natürlich eine Herausforderung, der sich – denke ich jetzt optimistischer – eine neue Männergeneration eher stellen wird.

Männer wollen Frauen, partnerschaftliche, emanzipierte Frauen. Ich sage immer, dass „Emanze“ ein Qualitätsmerkmal ist; lasst euch davon nicht kränken und benutzt es nicht als Beschimpfung, das ist lächerlich, es kommt positiv an, es ist etwas Wunderbares. Emanzipiert zu sein, wenn man auch dem Wortstamm nachgeht, ist eine positive Sache und sollte unser gemeinsames Anliegen sein. Das ist der große Unterschied zu früher. Mittlerweile haben viele Männer erkannt, wie nachteilig es auch für sie ist, wenn ihre Partnerin die innere Richtung verliert.

Manche Dinge liegen nach wie vor fest in weiblicher Hand – fest in weiblicher Hand liegt offensichtlich die demografische Entwicklung. Mich wundert, dass Frauen nicht interessanter für Politiker und Politikerinnen sind. Der Wunsch, ob Kinder gezeugt werden, wie viele Kinder es gibt, wann es Kinder gibt, dieser Wunsch liegt in weiblicher Hand. Frauen wollen aktive Väter für ihre Kinder, Männer wollen das auch unbedingt. Hier entwickelt sich die junge Generation weg vom alten Konkurrenz- und Rivalitätsdenken; alte Rollenmuster sind in Auflösung begriffen und nur mehr fragmentarisch in den Köpfen der Befragten.

Das bestätigt die hohe Beeinstimmung in der Kompetenz- und Arbeitsteilung; zwei Drittel der Frauen möchten, dass Väter mehr herkömmliche Aufgaben der Mütter übernehmen – die Hälfte der Männer sieht das immerhin genau so. Das ist auch schon ein Sprung nach vorne. Die Bereitschaft zur Beteiligung ist von allen Seiten gegeben, auch von der männlichen Seite.

Der gemeinsame Nenner, das Wollen, ist Konsens der Lebensplanung der jungen Menschen. Das kritische Moment ist die Umsetzung, aber wir wissen wo wir stehen; dass die Ausgangsbedingungen sehr positiv sind. Wenn wir jetzt diese jungen Menschen nicht alleine lassen, wenn wir uns nicht selbstsüchtig um andere wichtigere Agenden kümmern, dann glaube ich haben wir hier ein Potential, das unsere Gesellschaft in naher Zukunft durchaus transformieren könnte. Kurz noch zu den Familienmodellen, die sich die Beteiligten wünschen; ich sage Ihnen nur die zwei Highlights: Das Lieblingsmodell der Männer: Beide arbeiten und teilen sich die anfallende Arbeit für Kinder und Haushalt – das sagen 51 % der Männer, 1 % sind wir schon in der zweiten Hälfte im positiven Sinn. Selbstverständlich wollen die Frauen dasselbe, so immerhin 63%. Wobei ich sagen muss, diese 63 % bestürzen mich, das ist blamabel für Frauen, dass sie sich nur zu 63 % aufraffen, das ist erschütternd. Was sonst? Was sind die Optionen? Weiterhin am Sofa sitzen bleiben und warten, was passiert? Das ist sehr unbefriedigend, vor allem wenn man die weibliche Kompetenz und das doch vorhandene weibliche Selbstvertrauen in Betracht zieht. Ich glaube, dass wir bei der Väterthematik und bei den neuen Familienmodellen nicht ausschließlich auf Männer schauen sollten. Ich bin sehr dafür, dass Männer gefördert werden, ich habe auch einen Sohn an der Kippe zum Erwachsen werden, ich bin jeden Tag für seine Förderung, aber es geht nicht ohne Frauen. Frauen sind heute auch in der Gefahr des Backlashs, sie sind auch Gefangene von negativen Trendumwendungen, sie sind auch gefangen von toxischen Botschaften unserer Gesellschaft – Erfolg um jeden Preis, die eiskalte Amazone. Wir haben es jetzt nicht mehr mit einer Glasdecke zu tun, die wir durchbrechen müssen, wir müssen über Glasklippen springen – entnehme ich einer neuen amerikanischen Untersuchung aus der Harvard Business Revue. Das sind durchaus auch von der Frauenseite negative Intonationen und trotz der Wahlmöglichkeiten an Rollenmustern halten auch Frauen – das ist die Botschaft aus den 63 % - an klassischen Rollenverteilungen fest. „Teilung“ bringt natürlich auch Verunsicherung; „Teilung“ bedeutet ja auch Machtabgabe, „Teilung“ bedeutet auch den eigenen Radius zu reduzieren, vielleicht im Häuslichen. Da kann ich Frauen nur ermuntern, so viel wie möglich acht zu geben. Die Rollen-Rollen, klare Rollenverteilungen in der Schärfe gibt es nicht mehr, doch die alten Geschlechtsstereotype lassen sich natürlich nicht automatisch auslöschen und manche spiegeln sich im Alltag wider; die haben wir in der Studie auch eingehend betrachtet.

Aber die zukunftsorientierte Botschaft ist: Wir sind auf dem Weg zu einer neuen Balance des Glücks!

Mag. Johannes Kaup

Meine Damen und Herren, ich begrüße Sie zur Nachmittagssession, die sehr ungewöhnlich beginnen wird – nämlich diesmal etwas rechtshirrig. Es wird kreativ beginnen: Sie werden jetzt eingehüllt in ein kostbares Gewand aus Märchen und Tanzfäden; Sie tauchen in eine Welt der Märchen und des Tanzes ein und ein Mann, ein Märchenerzähler, Mag. Peter Czerny, möchte Sie jetzt mit Mythen und Märchen umgarnen die mit diesem Thema zu tun haben.

Czepeto, Märchenerzähler - „Der Feuervogel“

Wenn ich Märchen erzähle, dann wird dieser Raum ganz anders als er bis jetzt gewesen ist. Und ich warne Sie: Wenn Sie jetzt den Raum verlassen, dann könnte es geschehen, dass Sie eine Zeit lang nicht auftauchen, wo auch immer Sie landen. Und etwas Zweites kann ich Ihnen auch noch sagen: Wenn Sie Märchen hören, dann gibt es vielleicht eine Situation, ein Wort, einen Gedanken, den Sie nicht verstehen – dann sagen Sie „Versteh ich nicht“ oder Sie sagen „Wie schön ist diese Frau wirklich?“ oder „Wie klug ist dieser Mann?“; wenn so etwas vorkommen sollte. Wenn Sie keine Fragen haben, dann nehmen Sie das was ich Ihnen erzähle. Die heutige Geschichte erzählt von einem Vater von drei Söhnen und sie heißt „Der Feuervogel“.

Wüslav Antronowitsch war ein mächtiger Zar, beliebt bei Alt und Jung und er hatte drei Söhne: Dimitri Zarewitsch, Wassilis Zarewitsch und den jüngsten, Iwan Zarewitsch – und er liebte sie, von ganzem Herzen. Und was er noch besaß, war ein Garten, ein Garten von einzigartiger Pracht mit Bäumen, die Früchte trugen und auch keine Früchte trugen. Und ein Baum war dabei, den liebte er ganz besonders. Das war ein Baum, der trug goldene Äpfel. So könnt ihr euch, so können Sie sich vorstellen, wie es dem Zaren erging, als er eines Tages in den Garten kam und einige Äpfel am Boden liegen sah und am Baum, da fehlten mindestens zehn Äpfel. Und in den folgenden Nächten geschah dies immer wieder!

Der Zar war ratlos – was konnte er tun, außer seine Söhne rufen? „Söhne, ich möchte, dass ihr mir sagt, wer des nächtens meine goldenen Äpfel von dem Baum stiehlt!“ „Vater, ja, Vater!“ Der älteste, Dimitri, war sofort Feuer und Flamme. „Vater, heute Nacht werde ich für dich wachen!“ Und so geschah es. Dimitri ging bei Einbruch der Dunkelheit in den Garten, setzte sich unter den Apfelbaum und wartete – nur er wartete nicht lange, denn etwas anderes als er erwartet hatte, kam. Es überkam ihn der Schlaf nach kurzer Zeit und so sah er nicht, dass ein Vogel geflogen kam, ein bunter Vogel mit Augen wie Diamanten, der sich in den Baum setzte und einen Apfel nach dem anderen auffraß. Am nächsten Tag in der Früh, da fragte Antronowitsch seinen Sohn „Was hast du gesehen? Ist etwas da gewesen?“ – „Nein, Vater! Ich habe die ganze Nacht gewacht, aber niemand hat sich an den goldenen Äpfeln gütlich getan.“

In der nächsten Nacht war es Wassilis, der sich unter den Baum setzte und er konnte eine Stunde, eine zweite Stunde wachen; doch dann fielen auch ihm die Augen zu und er sah nicht, wie der Feuervogel wieder goldene Äpfel abriß. „Vater, Vater, niemand hat etwas abgerissen!“ war seine Antwort am nächsten Tag. „Ich habe die ganze Nacht gewacht, niemand tat es!“

Und so war es an der Zeit, dass in der nächsten Nacht der jüngste, Iwan Zarewitsch, sich unter den Baum setzte um zu wachen. Und Iwan wachte. Nach drei Stunden, da hörte er ein Brausen in der Luft, ein Vogel kam geflogen und setzte sich auf den Baum. Er beobachtete den Vogel, wie er die Äpfel abriß und dann, geschickt wie er war, schlich er sich näher – und packte den Vogel am Schwanz. Nur, den Feuervogel halten – Leute, wer von euch hat schon einen Feuervogel am Schwanz gehalten? Wer? Ihr seht, schnell ist es erzählt, aber einen Feuervogel halten, das gelingt niemandem. Auch Iwan musste los lassen – nur, er behielt etwas in seiner Hand: Eine Feder des Feuervogels, die er am nächsten Tag seinem Vater gab. „Sieh, Vater, es war ein Vogel, der sich an deinen goldenen Äpfeln gütlich tat!“ Und Wüslav Antronowitsch nahm diese Feder und hob sie gut auf.

Zu seinen Söhnen aber sagte er: „Wer mir den Vogel bringt, der soll zu meinen Lebzeiten die Hälfte meines Reiches erhalten und bei meinem Tode das ganze Reich!“ Dimitri und Wassilis, die böse waren auf ihren Bruder - weil er schon wieder etwas geschafft hatte, was sie nicht geschafft hatten - ritten sofort weg, um dem Vater den Feuervogel zu bringen.

Dann ging auch Iwan zu seinem Vater und bat ihn: „Vater, lass mich gehen! Ich möchte auch für dich den Feuervogel holen.“ Ihr Frauen, ihr Männer, ihr wisst, viele von euch wissen es: Den jüngsten außer Haus lassen, wer tut das schon gerne? Und so war es auch – der Vater bat ihn, der Vater erzählte ihm „Was ist, wenn ich sterbe, Sohn? Bitte bleib!“ Nur, eine gefasste Meinung von einem Jungen, da gibt es keine Antwort darauf als „Geh!“ Und so, so ging Iwan. Er nahm sich sein bestes Pferd und brach auf und schnell ist es erzählt, nur – bergauf, bergab und hin und her; Monate, wer weiß, vielleicht Jahre dauerte es bis Iwan zu einem Wegweiser kam, auf dem geschrieben stand: „Wer gerade aus geht, der verhungert und verdurstet – und wer rechts geht, dessen Pferd stirbt, aber er selber überlebt – und wer links geht, der stirbt, aber sein Pferd überlebt!“ Iwan dachte nicht lange nach. Für ihn war der Weg, wo sein Pferd stirbt und er überlebt, der einzig richtige.

Und so ritt er, einen Tag, einen zweiten, einen dritten und am Abend des dritten Tages da sahen sie einen riesigen grauen Wolf auf sich zukommen! Der Wolf sprach ihn an: „Iwan Zarewitsch, hast du nicht gelesen? Wer hier entlang geht, dessen Pferd wird aufgefressen!“ Und so war es. Der Wolf zerriss Iwans Pferd und fraß es auf. Iwan trauerte, er ging weiter, er weinte viel. Und mühsam war es für ihn, hier entlang zu gehen und am Abend war er erschöpft und konnte nicht mehr weiter. Da schrie er und tobte er, denn an diesem Tag hatte er einige Werst hinter sich gebracht. Da erschien wieder der riesige graue Wolf. „Iwan Zarewitsch, was jammerst du? Wo willst du hin, Iwan Zarewitsch? Ich habe dein Pferd gefressen – ich will dir helfen, Iwan Zarewitsch.“ Und so war es. Iwan Zarewitsch erzählte ihm, dass sein Ziel war, den Feuervogel für seinen Vater zu holen. Der graue Wolf hieß ihn aufsteigen und schnell ist es erzählt – aber der Wolf war noch viel schneller als meine Erzählung ist.

In kürzester Zeit standen sie vor einer Mauer. „Iwan Zarewitsch, hinter dieser Mauer wohnt Zar Dolmat – er ist der Besitzer des Feuervogels. Wenn du dort hinüber kletterst, dann siehst du den Feuervogel in einem goldenen Käfig. Die Wachen werden alle schlafen, Iwan Zarewitsch. Nimm den Feuervogel aus seinem Käfig – nur, den Käfig, den lass dort stehen. Denn wenn du den Käfig nimmst, Iwan, dann werden alle Wachen aufwachen und deiner habhaft werden.“ Iwan sprang auf die Mauer, er kletterte hinüber und er sah den Feuervogel. Er sah die Wachen, die schlafend um ihn herum lagen. Er öffnete den Käfig, er nahm den Feuervogel heraus - und dann wollte er den Käfig nehmen, doch der Käfig war mit Saiten versponnen und überall ertönten Schreie und Rufe und die Wachen schnappten ihn; brachten ihn zum Zaren Dolmat. „Wer bist du? Woher kommst du? Was bringt dich dazu, als Dieb bei mir einzudringen?“ – „Herr, ich bin der Sohn aus dem Wüslav’schen Reich und Euer Feuervogel hat beim meinem Vater die goldenen Äpfel von seinem Lieblingsbaum gefressen! Deswegen bin ich bei Euch, um mir den Feuervogel zu holen!“ – „Du, warum kommst du unehrenhaft bei Nacht? Warum kommst du nicht zu mir und sagst, was geschehen ist? Ich hätte ihn dir gegeben, nur - du sollst ihn haben wenn du mir das Pferd mit der goldenen Mähne bringst, das hinter den dreimal neun Reichen im drei mal zehnten Reich zuhause ist. Wenn du das tust, dann bekommst du ihn Ehre den Feuervogel – wenn nicht, dann werde ich in allen Ländern verkünden, dass du ein Dieb bist!“ Iwan verließ den Zaren, ging zurück zum

grauen Wolf: „Grauer Wolf, ich habe mich schuldig an dir gemacht. Ich weiß nicht was ich tun soll, Grauer Wolf.“ Der Graue Wolf sah ihn an, dann nickte er. „Steig auf, einmal noch werde ich dir helfen, denn ich mag dich.“ Und schnell ist es erzählt, aber auch dieses Mal war der Wolf wie ein Blitz innerhalb von drei Tagen im drei mal zehnten Reich.

Sie kamen bei Nacht an, an einem Stall, weiß wie Marmor. „Steig ab, Iwan Zarewitsch. In diesem Stall findest du das Pferd mit der goldenen Mähne. Und alle Wachen werden schlafen, wenn du hinein gehst. Nimm das Pferd, nimm es am Zügel und bring es heraus. Ich warne dich, Iwan Zarewitsch: Ein goldener Sattel hängt an der Wand. Wenn du den berührst, werden alle Wachen sich deiner bemächtigen.“ So geschah es. Iwan stieg ab, er ging in den Stall hinein, er sah das Pferd mit der goldenen Mähne. Er nahm es am Zügel, er führte es hinaus – und wie er hinaus ging, da leuchtete der goldene Sattel und Iwan sah das Pferd an, sah den goldenen Sattel an – und ihr wisst, wenn die Augen größer sind als das, was der Graue Wolf gesagt hatte... Schreie und Laute ertönten, als Iwan den goldenen Sattel in die Hand nahm und die Wachen hatten ihn und brachten ihn zum Zaren Afron. „Wer bist du? Was tust du in meinem Stall?“ Iwan erzählte ihm die Geschichte und Afron entließ ihn: „Wenn du mir Jelena, die Wunderschöne, bringst – die schönste Frau auf diesem Erdkreis – dann bekommst du das Pferd mit der goldenen Mähne! Sie wohnt hinter drei mal neun Reichen im drei mal zehnten Reich – und wenn du es nicht tust, werde ich in allen Ländern verkünden, dass du ein unehrenhafter Mensch bist, ein Dieb!“ Iwan verließ den Zaren, ging zurück zum Grauen Wolf: „Grauer Wolf, ich habe mich schuldig gemacht an dir. Kannst du mir noch einmal helfen?“ Der Graue Wolf sah ihn an, dann nickte er. „Ich werde dir wieder helfen. Steig auf, Iwan Zarewitsch“.

Wie ein Blitz – sie waren angekommen bei der wunderschönen Jelena. Der Graue Wolf hieß Iwan Zarewitsch ein Stück zurück gehen auf dem Weg, dann setzte er sich neben das Tor - zu dem Garten, in dem am Abend die wunderschöne Jelena mit Ammen und Dienerinnen und vielen Hofbujarinnen spazieren gehen würde. Er wartete. Und dann kam sie – Jelena die Wunderschöne. Ich sage euch, diese Frau zu sehen, ihre Augen, ihr großes Herz; aber was erzähl ich euch von wunderschönen Frauen, ihr kennt sie selber. Aber Jelena war die Schönste der Schönen. Der Wolf sprang über die Mauer, schnappte Jelena die Wunderschöne und nahm sie mit, bis hin zu Iwan. Dort stieg Iwan zu ihr auf den Grauen Wolf und es dauerte nicht lange, da war sein Herz entflammt zu ihrem und ihr Herz zu seinem. Und als sie zurückkamen, in die Nähe von Zar Afrons Haus, da bat Iwan Zarewitsch den Grauen Wolf: „Ich bitte dich, kannst du mir helfen? Ich möchte die wunderschöne Jelena für mich behalten. Bitte, hilf mir.“ Und wieder – ein „Für dich tue ich es!“ vom Grauen Wolf.

Er verwandelte sich in Jelena, die Wunderschöne; Iwan nahm die vermeintliche Jelena an der Hand und führte sie zum Zaren, der erfreut war sie in ihrer ganzen Schönheit zu sehen. Und er gab ihm sofort das Pferd mit der goldenen Mähne und den goldenen Sattel dazu. Iwan stieg auf und ritt weg. Drei Tage später bat die vermeintliche Jelena ihren zukünftigen Ehemann, ob sie nicht spazieren gehen könnte mit den Hofbujarinnen und Dienerinnen und Ammen, weil sie so eine Sehnsucht hatte nach ihrem alten Zuhause. Der Zar Afron ließ es zu. Kaum war aber Jelena die Wunderschöne weit draußen vor der Stadt, da warf sie sich auf den Boden, verwandelte sich in den Grauen Wolf und es dauerte nicht lange, da traf der Graue Wolf die beiden Liebenden auf ihrem Pferd.

„Iwan Zarewitsch, komm – steig auf mich und lass Jelena die Wunderschöne auf dem Pferd mit der goldenen Mähne weiter reiten!“ Und so geschah es. Und sie ritten

weiter, zum Zaren Dolmat. Und wie sie in die Nähe des Zaren Dolmat kamen, da begann Iwan den Grauen Wolf zu bitten: „Kannst du mir noch einmal helfen? Das Pferd, ich liebe es. Ich möchte es nicht dem Zaren geben!“ Wieder ein Nicken des Wolfes, wieder ein Verwandeln in das Pferd und Iwan brachte das „Pferd“ zum Zaren. Und sie feierten, drei Tage lang, und am dritten Tag gab der Zar Iwan den goldenen Käfig mit dem Feuervogel und hieß ihn gehen. Nur einen Tag später, da ritt der Zar selber auf dem Pferd mit der goldenen Mähne hinaus, aber das Pferd warf ihn ab und verwandelte sich in einem Wäldchen in den Grauen Wolf. Und wieder – in kürzester Zeit hatte er die beiden Liebenden erreicht: „Iwan Zarewitsch, komm – steig auf meinen Rücken und lass Jelena die Wunderschöne auf dem Pferd mit der goldenen Mähne weiter reiten!“ Und der Graue Wolf begleitete sie, bis dorthin, wo er das Pferd von Iwan Zarewitsch zerrissen hatte. „Von nun an könnt ihr allein weiter. Ich habe meine Pflicht getan!“

Und Iwan und die wunderschöne Jelena ritten weiter, bis zwanzig Werst vor der Stadt, wo der Vater auf sie wartete. Dann legten sie sich unter einen Baum. Iwan band das Pferd an den Baum, stellte den Käfig mit dem Feuervogel daneben und, wie es so ist, wenn Liebende turteln – dann schlafen sie irgendwann ein. Zum gleichen Zeitpunkt kamen Dimitri und Wassilis zurück von ihrer Fahrt – nichts hatten sie gefunden, nur jetzt sahen sie Iwan und sie sahen den Feuervogel. Und sie sahen eine wunderschöne Frau und ein Pferd. So ist es, genau so war es. Wassilis zog sein Schwert und zerstückelte Iwan. Dann weckten sie Jelena die Wunderschöne: „Jelena, du Wunderschöne, du kommst mit uns. Und wenn du unserem Vater auch nur ein Wort davon erzählst, was hier geschehen ist, dann wirst du getötet!“ Und Jelena schwur bei ihrem Liebsten, dass sie das machen würde, was die Zwei ihr vorschlugen. Dann losten sie, wer von ihnen Jelena bekäme und wer das Pferd bekäme. Wassilis gewann Jelena, Dimitri das Pferd und dann brachen sie auf.

Dreißig Tage lang blieb der zerstückelte Leichnam von Iwan Zarewitsch dort liegen, dann kam der Graue Wolf und an dem Geruch der Leichenteile erkannte er, dass es Iwan Zarewitsch war. Wie er so noch nachdachte, was er für Iwan Zarewitsch machen könnte, da sah er einen Raben mit zwei Söhnen herbei fliegen und rasch versteckte er sich. Der Rabe mit seinen Söhnen setzte sich auf Iwan Zarewitsch und begann an ihm zu hacken. Da sprang der Graue Wolf hervor, packte einen Sohn des Raben und tat so, als würde er ihn verschlingen. Der Vater sah auf: „Ich erkenne dich, Grauer Wolf. Bitte tu meinem Sohn nichts!“ – „Du kannst dich für mich erkenntlich zeigen. Nun, flieg hinter drei mal neun Länder ins drei mal Zehnte und bring mir das Wasser des Lebens und das Wasser des Todes – dann erhältst du deinen Sohn zurück, Rabe Rabenson!“ Und so geschah es. Der Rabe flog und brachte zwei Bläschen zurück, die er dem Grauen Wolf gab. Der Graue Wolf zerriss den Sohn des Raben und tropfte das Wasser des Todes auf ihn. Da wuchsen die beiden Stücke zusammen und dann tropfte er das Wasser des Lebens auf ihn – und der Rabe begann zu flattern und flog mit seinem Vater und seinem Bruder weg. Genau das tat der Graue Wolf auch mit Iwan Zarewitsch. Das Wasser des Todes setzte Iwan Zarewitsch wieder zusammen und das Wasser des Lebens hauchte ihm seine Seele wieder ein. „Ach, habe ich gut geschlafen. Grauer Wolf, was machst du hier?“ – „Es wird Zeit, Iwan Zarewitsch. Dein Bruder heiratet gerade Jelena die Wunderschöne. Komm, steig auf!“

Iwan stieg auf und sie ritten bis vor die Tore der Stadt. Dann stieg er ab, verabschiedete sich vom Grauen Wolf und ging hinein zum Schloss, wo gerade die Trauung beendet war; eine Tafel aufgestellt war. Iwan betrat den Raum - da sah ihn Jelena die Wunderschöne, sprang auf, lief auf ihn zu und küsste ihn auf seinen

Honigmund. Dann drehte sie sich um, zum Vater, zu Wüslav Antronowitsch: „Die zwei, die haben Iwan zerstückelt und getötet! Diese zwei haben mich gezwungen, die Unwahrheit zu sagen!“ Wüslav stand auf und ließ sich genau berichten, was geschehen war. Dann ließ er die beiden in den Kerker werfen. Iwan Zarewitsch aber erhielt noch zu Lebzeiten des Zaren die Hälfte seines Reiches und Iwan Zarewitsch und Jelena die Wunderschöne – nun, ihr wisst, schnell ist es erzählt, aber lange haben sie noch gelebt und viel, viel haben sie miteinander erlebt!

Mag. Johannes Kaup

Meine sehr verehrte Damen und Herren, die Nachmittagssession beginnt jetzt mit den Vorträgen. Kurze Einführung: Langsam sickern die Ideen einer egalitären Geschlechterbeziehung unter dem Stichwort „Geschlechterdemokratie“ in das öffentliche Bewusstsein. Wir haben am Vormittag die Ergebnisse soziologischer Untersuchungen unter der Leitung von Frau Dr. Edit Schlaffer gehört, die zeigen, dass es in der jungen Generation bereits ein anderes Bewusstsein gibt und sich die Wertvorstellungen im Hinblick auf eine bewusstere Familiengestaltung und Vaterschaft zu verändern beginnen.

Richard Rohr, den wir auch gehört haben, hat einmal gesagt „Die beste Kritik des Schlechten ist die Praxis des Besseren“. Dennoch dürfen diese positiven Entwicklungen nicht den Blick verstellen. Walter Hollstein, der morgen sprechen wird, formulierte einmal den Unterschied zwischen den Geschlechtern mit einem provokanten Satz „Eine Mutter kann ihren Sohn nicht zu einem Mann machen, weil sie eine Frau ist“. Das gilt natürlich vice versa auch für Väter und Töchter. Es gibt also Unterschiede zwischen den Geschlechtern, diese Unterschiede zu würdigen – wie geht das? Wie geht das, wenn man einerseits Gleichberechtigung anstrebt, dass man „Gleichmacherei“ verhindert? Über dieses Thema wird der Züricher Psychotherapeut Allan Guggenbühl sprechen. Er ist Professor an der Pädagogischen Hochschule des Kantons Zürich und Dozent am C.G. Jung-Institut in Zürich.

I VATERSCHAFT UND MÄNNLICHE IDENTITÄT

„Betreuung, Pannenhilfe oder sporadische Einsätze? Vaterarbeit auf der Grundlage männlicher Eigenschaften“

Univ. Doz. Dr. Allan Guggenbühl, Zürich

Ich werde kurz einen Überblick geben, worüber ich sprechen werde: Ich bin Psychologe, Psychotherapeut, und ich arbeite einerseits mit Jungen, aber andererseits auch mit Männern. Ich mache Familientherapie, alles was ich sage, beruht sozusagen auf meiner Arbeit. Im ersten Teil spreche ich von einigen Banalitäten, Selbstverständlichkeiten. Im zweiten Teil möchte ich etwas sagen zu den Unterschiedlichkeiten zwischen den Geschlechtern – ich werde sagen, inwiefern spielen diese Unterschiedlichkeiten eine Rolle und wo spielen diese Unterschiedlichkeiten für die Väterarbeit oder in der Familie eine Rolle. Und im dritten Teil werde ich dann ein paar Schlussfolgerungen machen.

Zum ersten Teil: Ich beginne mit einem Beispiel – ein vierzehnjähriger Junge kiffte, schwänzt in der Schule und macht der Mutter riesige Probleme. Der Lehrer weiß nicht mehr weiter, der Schulsozialarbeiter weiß nicht mehr weiter; er ist allgemein ein Problem. Da macht der Vater folgendes: Er nimmt von der Arbeit frei, geht in die Schule, holt seinen Sohn aus der Schulklasse heraus. Er sagt „So, jetzt kommst du mit!“ – der weigert sich zuerst, findet „Nein, das geht nicht!“ – „Du kommst, fertig, steig in mein Auto!“ und dann fährt er fort. Was hat er gemacht? Er ist fortgefahren, hat seinem Sohn nicht gesagt wohin, sondern ging an den Flughafen. Der Sohn fragte „Wieso gehen wir jetzt zum Flughafen?“ – „So, du fliegst mit mir jetzt weg. Wir gehen drei Tage einfach weg.“ Der Sohn hat sich gewehrt, hat seinen Vater beschimpft – „Das geht doch nicht; ich habe Fußball, ich muss das machen, ich muss dies machen, ich sehe meine Freundin, das kommt nicht in Frage“ – „Komm, das geht so nicht, wir gehen jetzt weg!“ Und dann ist er mit seinem Sohn nach Amsterdam geflogen und in ein Hotel gegangen und sie haben zwei Tage durchdiskutiert. Die ersten anderthalb Tage waren sehr schwierig, mühsam, aber mit der Zeit begann ein Dialog, ein Gespräch, und sie kehrten zurück aus Amsterdam nach drei Tagen und der Junge war wie verwandelt. Das ist ein Beispiel eines männlichen Einsatzes, das Beispiel eines Vaters, der sich dem Sohn widmet, sich für den Sohn Zeit nimmt.

Jetzt zu den Banalitäten – es ist ganz klar, Väter sind wichtig. Ich glaube, das müssen wir nicht noch mal sagen, ich glaube, Väter sind auch ganz wichtige Bezugspersonen; das erlebe ich immer wieder als Psychotherapeut. Sie spielen zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Lebensabschnitten eine unterschiedliche Rolle. Kinder haben ein Recht auf Väter, Jugendliche haben ein Recht auf Väter. Väterliche Präsenz ist wichtig, aber es ist auch wichtig, dass man väterliche Präsenz nicht einfach mit Beziehungspräsenz – also mit Zeitpräsenz – verwechselt. Präsent sein heißt auch innerlich, seelisch präsent sein. Präsent sein heißt auch, dass ein Vater ein Kind erreicht, seinen Sohn oder seine Tochter erreicht. Dass er sich als Vater in die Beziehung einbringen kann und nicht als Alternativ-Mutter oder als Kollege. Abwesende Väter – ich spreche jetzt im seelischen, psychologischen Sinn –

sind effektiv ein Problem, dass viele Väter oft, auch wenn sie zuhause sind, nicht richtig präsent sind, nicht richtig da sind. Jetzt, wie steht es mit Vater-Sein? Die Frage ist: Wie ist man Vater? Die Frage ist natürlich: Wie bringt man sich als Vater ein, wie wird man zur Bezugsperson? Und da gibt es verschiedene Vorstellungen. Ich glaube, Familienleben, Erziehungsleben, Vorstellungen wie man eine Familie führt, wie man erzieht, wurde sehr stark geprägt durch weibliche Metaphern, durch weiblich geprägte Vorstellungen. Also die Vorstellung, dass man vor allem dann eine Beziehung zu einem Kind aufbauen kann, wenn man es das erste halbe Jahr oft wickelt und das Kind trägt, dass dann eine Beziehung gesetzt wird. Das ist eine althergebrachte Vorstellung, dass man ein guter Vater ist, wenn man vor allem die erste Zeit für das aufwendet.

Oder die Vorstellung, man muss beim Geburtsereignis unbedingt dabei sein. Ich habe auch selber drei Geburten erlebt, aber ich weiß eigentlich nicht, ob das wirklich so beziehungssetzend ist. Bei einer Geburt habe ich mehr auf die Apparate gestarrt, zusammen mit dem Arzt, als eigentlich gesehen, dass da ein Kind auf die Welt kommt.

Also Väter sind wichtig, aber die Frage ist: Wie bringt man sich als Vater ein? Muss man sich als „Mami“, als halbe Mutter, einbringen oder gibt es Alternativen? Ist Pflegearbeit in der Familie wichtig, inwiefern ist sie wichtig für Beziehungsaufnahmen? Wie gesagt, Väterarbeit ist wichtig, das ist ganz klar. Ich glaube, es ist ganz klar, dass wir nicht mehr in der Situation sind, in der wir sagen können, die Aufgaben werden einfach so in weibliche und männliche Bereiche unterteilt. Ich glaube, heute ist unsere Aufgabe, dass wir alle Domänen, alle Territorien, alle Tätigkeiten – sowohl weiblich als auch männlich – ausüben können. Dass also jede Position, jede Funktion sowohl für den Mann als auch für die Frau da sind, das sind ganz wichtige Dinge.

Jetzt ist aber wichtig, dass diese Gleichberechtigung natürlich nicht verwechselt wird mit Gleichheit. Heute ist eine Aufgabe unserer Gesellschaft, sich zu überlegen, wie werden eigentlich diese verschiedenen Tätigkeiten – eher männlich oder eher weiblich – durchgeführt? Und wir müssen aufpassen, dass wir nicht denken, dass wir männliches Verhalten zur Norm setzen; das ist etwas, was auch in der Familie wichtig ist, dass man also in diesem Sinne nicht weibliches Verhalten zur Norm macht und denkt, man ist ein guter Vater, wenn man eigentlich diese traditionell weiblichen Verhaltensweisen zeigt. Die Übernahme der Aufgaben ist wichtig, aber die Frage ist: Wie ist man eigentlich ein guter Vater? Und es ist ganz wichtig, dass wir diese Frage jenseits von Ideologien reflektieren, das ist ganz entscheidend, damit wir nicht in die Bewertung kommen und denken, das ist gut oder das ist schlecht, sondern wirklich das unideologisch betrachten und denken: Wie kann man eigentlich heute ein guter Vater sein, was sind eigentlich diese Qualitäten?

Jetzt komme ich zum zweiten Punkt. Ich werde kurz mal überlegen; wie steht es eigentlich jetzt? Es gibt ja zwei Geschlechter – es gibt Männer und es gibt Frauen. Die beiden Geschlechter unterscheiden sich nicht nur physiologisch, wie man inzwischen weiß, sondern auch psychologisch. Und lange Zeit hat man geglaubt, dass alle Verhaltens- und Denktunterschiede ein Produkt der Gesellschaft sind, und dass es eigentlich nur genügend Kampagnen und Aufklärungen braucht, und dann gleichen sich die Verhaltensweisen an und sind sich ähnlich. Aber inzwischen zeigen verschiedene Untersuchungen, dass dem nicht so ist. Dass es effektiv Verhaltensweisen gibt, Denkweisen, in denen sich die Geschlechter grundsätzlich unterscheiden. Es gibt genetische Unterschiede, hormonelle wie auch neurologische,

die zu verschiedenen Verhaltensweisen, Denkweisen und zu einer unterschiedlichen Emotionalität führen. Das sind Dinge, wo man lange Zeit glaubte, das ist irrelevant, eher am Rand, spielt keine Rolle. Jetzt gibt es aber einen anderen Punkt. Die überwiegende Mehrheit der Geschlechter identifiziert sich entweder als Mann oder als Frau, also haben wir es aus psychologischer Sicht mit Männern und Frauen zu tun; das heißt, im Laufe des Aufwachsens identifiziert man in sich weibliche oder männliche Tendenzen und sucht sich dann eine männliche oder weibliche Identität. Und vieles, was man heute gemeinhin als Stereotypen abtut, ist nicht einfach etwas, das von der Gesellschaft gesetzt ist und das man einfach transformieren kann oder ändern kann, wie diverse wissenschaftliche Untersuchungen zeigen.

Die Frage muss also lauten: Wie sehen diese Eigenschaften aus und wie kann man diese Eigenschaften dann in der Familie realisieren? Wie kann man Vater sein in der Familie mit diesen Eigenschaften? Ein paar möchte ich erwähnen. Ein Punkt betrifft die Objektorientiertheit und die Beziehungsorientiertheit - es ist mir wichtig, dass man nicht von Gegensätzen spricht, wenn man von Männern und Frauen spricht; das ist immer dieses Gegensatz-Denken, das stimmt ja in sich nicht. Männer und Frauen sind keine Gegensätze, sondern haben verschiedene Eigenschaften, die sich oft nicht ausschließen sondern mehr Tendenzen sind. Was bei Männern oft auffällt, ist, dass Objekte oft eine andere Bedeutung haben. Mit Objekten meine ich, dass ein Gegenstand – sei es ein Computer, ein DVD - Player oder ein Auto – nicht nur ein Funktionsgegenstand ist, sondern auch eine seelische Bedeutung hat. Ich mache Gruppentherapie für aggressive Jugendliche, die von der Schule ausgeschlossen werden, und wir sprechen oft die ersten drei bis vier Therapiesitzungen nur über Autos. Wir sprechen über nichts anderes, wir sprechen ganz sicher nicht über Beziehungen. Darüber wollen sie am Anfang nichts hören. Das erstaunliche ist, diese Jungen kommen, diese Jungen reden und mit der Zeit beginnen sie, sich zu öffnen und haben gemerkt, dass sie über die Autos eigentlich auch Gefühle ausdrücken, sich selber darstellen. Wie ein junger Spanier mir sagte: „Also wissen Sie, diese Wagen produziert man nur in Spanien, das gibt es nur in Spanien, in der Schweiz gibt es das nicht!“ Dann ist das eine ganz wichtige Aussage. Das zeigt sich ja auch, wenn man Untersuchungen macht über die Haushaltsarbeit – es zeigt sich oft bei den Männern, dass der Beitrag sehr klein ist, auch wenn fifty-fifty gemacht wird. Wenn man aber in den Untersuchungen das Auto mit einbezieht, die Pflege des Wagens – und Mobilität ist sehr wichtig – sieht es plötzlich ganz anders aus. Also wenn man die Zeit betrachtet, plötzlich stehen die Männer sehr viel besser da. Das sind Dinge, die zeigen: Objekte sind ganz wichtig; sie geben sich über die Objekte ein, sie stellen sich dar, sie haben nicht nur eine Funktion, sondern die seelische Entwicklung des Mannes wird oft über das Auto dargestellt oder je nachdem in welcher Phase man ist.

Das ist der erste Punkt und zweitens – das ist etwas, was Baron Cohen schrieb – beim Denken gibt es ja auch Unterschiede. Man hat festgestellt, dass Männer viel eher in Systemen und sehr viel weniger beziehungsorientiert denken; d.h. sie suchen Kategorien und diese wollen sie in ein System hineinbringen, das dann ein ganzheitliches Konzept ergibt. Wenn Männer in einen Raum hineingehen und Menschen sehen, sehen tendenziell Frauen eher die Personen „er schwitzt ein bisschen, er ist ein bisschen nervös“ und das registrieren; Männer beginnen aber sehr rasch Kategorien zu bilden. Also bei Jugendlichen ist das so: Das ist ein typischer Hip Hopper, das ist ein Skater, Raucher, Nichtraucher – oder natürlich in anderen Kategorien, in Banken in der Schweiz: Das ist ein CEO, das ist ein CKB-

Banker, CS-Banker, das sind alles feste Kategorien bei uns in Zürich. Man sieht diese Kategorien und sucht nach Zeichen, die diesen Kategorien entsprechen. Ein CS-Banker braucht sehr viel mehr Anglizismen und ein CKB-Banker muss aber immer eine ganz teure Uhr haben, weil man sich dadurch auch markiert. Das sind Dinge, die Männer sehen. Sie denken in Systemen, sie sind aus diesem Grund auch die größeren Sammler. Sie wissen, die Neigung etwas zu sammeln ist bei Männern sehr ausgeprägt. Und eben, wie gesagt, die Wahrnehmung ist anders. Es ist z.B. aber auch so, dass die Problemlösungsstrategien verschieden sind – das ist oft ein großer Diskussionspunkt in Familientherapien. Da gibt es viele Untersuchungen; während eine Frau, wenn sie ein Problem hat, dazu neigt, dieses zu umkreisen – darüber zu sprechen, nochmals darüber zu sprechen, nochmals und nochmals – und dann irgendwann ist das Problem gelöst, haben Männer eine ganz andere Art. Sie denken „Was ist das Problem, gut, die Lösung!“ – gehen hin und propagieren die Lösung. Das kann dazu führen, aus weiblicher Sicht, dass man undifferenziert ist. In Paartherapien zeigt sich das, dass sie sagt: „Du, meine Freundin, die regt mich so auf, ich habe sie gestern Abend getroffen...“ und er sagt „Dann trifft sie nicht mehr!“ – und die Frau sagt „Das wollte ich nicht meinen! Ich wollte zuerst lieber darüber reden!“

Also die Problemlösungsstrategien sind anders, es gibt dazu sehr viele Untersuchungen. Es ist auch so, dass die Sprache verschieden ist. Also Männer haben nicht die gleiche Sprache wie die Frauen – natürlich, am Anfang merkt man das nicht. Es gibt Untersuchungen, die zeigen: Ein Paar findet sich am Anfang auf Grund von gegenseitigen Missverständnissen. Man merkt am Anfang gar nicht, dass man sich gar nicht wirklich versteht. Man ist sich fremd, aber man ist emotionalisiert und denkt sich „Er/Sie versteht mich wirklich sehr gut“; merkt aber nicht dass man oft aneinander vorbeiredet. Je länger aber Paare zusammen sind, desto mehr merken sie: „Halt, er versteht ja etwas ganz anderes darunter wenn ich das sage!“ Zum Beispiel wenn eine Frau sagt: „Du, der Burgunder Wein ist doch sehr gut – man kann doch Weinverkostungen in Burgund machen!“ – dann wird der Mann vielleicht antworten „Nein, das kann man viel besser beim Händler kaufen, kein Problem!“ Er hört nicht, dass diese Aussage auch ein Beziehungssignal ist, dass eine kompakte Ladung da ist und es wird nicht nur über Burgunder gesprochen. Ein Mann wird denken „Ja, wieso sagt sie das nicht direkt! Warum kommt sie nicht einfach und sagt ‚Ich möchte mit dir ins Burgund fahren.‘“

Die Sprache ist eben verschieden, man weiß das auch in punkto Wortschatz. Männer gelten ja als mundfaul, sie haben weniger Wörter, wenn man den Alltag betrachtet. Sie sind in Situationen schwieriger; ich merke das oft als Therapeut, wenn ich einen Mann frage „Wie haben Sie ihre Frau kennen gelernt?“ – „Da fragen Sie lieber meine Frau!“ oder „Sie weiß das viel besser!“ Männer kommen bei solchen Dingen im Alltag oft an eine Grenze. Der Gebrauchswortschatz ist bei Frauen viel größer; wenn man den Sachwortschatz auch mit einbezieht, sieht es plötzlich anders aus. Männer lernen vor allem Wörter, die man gar nie gebraucht, die man gar nie einsetzen muss, tote Wörter. Ich habe vor einigen Tagen mit einem kleinen Jungen gesprochen, der hat mich gar nicht begrüßt und mich ignoriert; hat aber dann Dinosaurier auf den Tisch gestellt und – dieser Junge war noch klein, vier bis fünf Jahre alt – sagte dann aber „Das ist ein Brontosaurus, das ist ein Tyrannosaurus Rex...“. Er wusste alle Namen von diesen Sauriern. Oder man sieht es auch bei den Automarken – sie lernen einen anderen Code, aber das führt dann zu Missverständnissen.

Wenn man mit einem Mann sprechen will, muss man herausfinden, wo sein Interesse ist, sein Thema und dann beginnt er zu reden. Aber generell haben viele Mühe, zu sprechen. Da gibt es noch einen anderen Punkt, etwas das sich in der Schule zeigt: Eine Form der Beziehungsaufnahme, die die Jungen vor allem in der Schule einsetzen, ist die Provokation. Man kann verschieden auf einen Menschen zugehen, man kann auf ihn zugehen und fragen „Wie geht es dir? Was machst du? Schön, dich zu sehen!“ und dann versuchen herauszufinden, wie es ihm wirklich geht und wer er ist. Oder man kommt hin und sagt einmal etwas, das ihn ärgert, aufregt, irritiert – „Du willst aber nicht sagen, dass DAS dein Skateboard ist!“ oder „Was, du fährst immer noch Mercedes? Das habe ich schon längst aufgegeben!“ und sagt etwas, das für ihn wichtig ist und ihn in eine Emotion bringt; dann kann er kontern: „Du mit deinem Volvo, geht der eigentlich noch?“ oder ähnlich.

Dann beginnt eigentlich ein echter Dialog. Aus männlicher Sicht kommt man sehr viel rascher zum Kern, zu den Emotionen und das ganze Geplapper vorher hat man ausgelassen. Sprechen bedeutet für Männer auch oft Verhandlungen zu führen, d.h. z.B. „Kannst du die Küche aufräumen?“ – „Ja, aber dann holst du mir wenigstens einen Kaffee!“ Es wird so gesehen und nicht als Beziehungsleistung, das führt dazu, dass es natürlich oft Schwierigkeiten gibt. Ein anderer Punkt, der sehr schwierig ist, ist das grandiose Denken, das hat mit dem System-Denken zu tun. Männer neigen dazu - während Frauen vom Denken her es verstehen, eine Sache oder eine Herausforderung als das zu sehen, was es ist - die Eigenschaft zu haben, etwas grandios zu amplifizieren oder zu überhören. Es geht dann eigentlich nicht mehr um die Aufgabe an sich, sondern es wird in einen größeren, allgemeineren, kollektiveren Zusammenhang gesetzt.

Ich sehe das z.B. bei meinen Studenten: Letztens hat ein Student bei mir eine Arbeit abgeliefert und sie war recht – er war sonst nicht so tätig – da hat er gesagt „Wissen Sie, das ist das erste Kapitel eines philosophischen Werkes, das ich schreiben möchte!“ Er hatte auch sein Copyright darunter geschrieben und sagte „Sie dürfen mich ruhig zitieren!“

Was heißt das? Diese Grandiosität hat ihn natürlich auch motiviert, diesen Aufsatz zu schreiben. Es war, man könnte sagen, eine Fantasie, es war ein Mythos, eine Mythologie, in die er sich einstimmt oder die ihn dazu führte, diese banale Aufgabe zu tun. Im Denken des Mannes ist es oft erweitert, ist es oft größer – er sieht sich gerne in anderen Zusammenhängen. Ich habe gemerkt, dass z.B. die Zugführer in der Schweiz nicht nur einen Zug führen und Passagiere haben im Hintergrund, sondern sie sind Teil der Schweizer Bundesbahnen. Sie können das ganze System der Eisenbahn aufrechterhalten. Das gibt ihnen die Motivation; die Passagiere sind eine lästige Begleiterscheinung, eigentlich nicht notwendig – wenn man übertreibt. Das sind andere Setzungen, die gemacht werden, die nicht nur negativ sind. Das hat auch zur Folge, dass Berufe oft eine andere Bedeutung haben, dass Berufe für einen Mann wie ein Eintritt in ein grandioses Umfeld sind. Er ist dann in einer Bank oder macht in der Bildung etwas oder für die Forschung etwas; er überhöht das und der eigentliche Beruf rückt in den Hintergrund. Diese grandiose Überhöhung ist aber ein ganz wichtiger Motivator. Viele Männer setzen sich im Beruf ein, weil sie das Gefühl haben, sie tun etwas für die Zivilisation oder für die Familie. Die Familie ist ein großer Motivator – also wenn die Männer arbeiten, dann machen sie das für ihren Sohn oder ihre Tochter.

Man darf diese „Arbeiter-Männer“ nicht negativ sehen, es geht nicht nur um Selbstverwirklichung, sondern zum Teil geht es aus ihrer Sicht um einen Beitrag –

auch wenn sie dann nicht zuhause sind. Ich glaube, solche Leistungen dürfen wir nicht vergessen. Man kann also nicht sagen: Früher haben die Männer eigentlich nichts gemacht für die Familie, es war unwichtig für sie. Es war vielleicht nur eine andere Form. Nächster Punkt ist die Initiation. Männer, Jungen initiieren sich auch anders – das wurde von Herrn Rohr schon sehr gut gesagt. Initiation ist sehr wichtig für die männliche Identität. Heute habe ich oft das Gefühl, Initiation geschieht über die Kriminalisierung, über ein Delikt. Ich sehe bei vielen Jungen, dass sie ein Delikt begehen müssen, damit sie sich eine männliche Identität aneignen können. Das besorgt mich, denn ich glaube, es könnte auch andere Formen der Initiation geben als beispielsweise das Auto des Vaters in der Nacht zu entwenden, herumzufahren und einen Unfall zu haben.

Ich komme jetzt zum letzten Punkt, zu den Schlussfolgerungen. Ich glaube, man muss sehen, dass Männer wichtig sind. Wir müssen wegkommen vom Sozialisationsdogma - im Sinne, Hausarbeit ist nur sozialisierbar – sondern wir müssen uns überlegen: Wie kann man Väter einbringen mit ihren männlichen Eigenschaften? Das ist ganz wichtig. Es ist auch so, dass mehr Mitwirkung im Haushalt unbedingt dazu führt, dass man einen besseren Bezug hat zum Kind. Da gibt es auch Untersuchungen, die zeigen, dass viele Väter, die immer zuhause sind und sich dem Computer widmen oder dem Weinkeller, sich eigentlich gar nicht um die Kinder kümmern. Der Zusammenhang, mehr zuhause zu sein und eine bessere Beziehung zum Kind zu haben, stimmt nicht. Väter sind aber ein Risiko. Das Risiko ist, dass sie sich eventuell ganz anders einbringen. Z.B. ist es für Kinder viel gefährlicher, mit Vätern zusammen zu sein, das ist ganz klar. Es gibt viel mehr Unfälle, weil sie mehr Tätigkeiten außerhalb machen, viel mehr Wagnisse, viel mehr Risiko einbringen und oft kleine Details der Pflege vergessen. Aber das ist oft für Kinder wichtig – Angst zu überwinden, etwas zu wagen, vielleicht auch einmal verletzt zu sein. Das führt natürlich auch zu Konflikten – „Wie kannst du mit meinen Kindern ausgehen und vergessen, dass sie Jacken tragen sollen? Das geht doch nicht!“

Ein anderer Punkt ist: Männer brauchen oft Einsätze – sie müssen das Gefühl haben „Wo ist das Problem? Was muss ich machen? Jetzt kann ich mich einbringen!“ Als Frau muss man denken: Wie kann ich die Einsätze formulieren? – „Dein Sohn braucht jetzt dringend Hilfe in der Schule, die nächsten drei Wochen sind entscheidend!“ – Da denkt er: „Aha, Auftrag, gut, kann ich gehen.“ Das sind Dinge, die sehr entscheidend sind. Und diese konstante Beziehungsarbeit ist vielen Männern leider weniger wichtig. Männer würden natürlich die Umgebung anders gestalten – ich habe eine Umfrage gemacht in der Schweiz, z.B. „In wie vielen Familien ist das Fahrrad in der Wohnung?“ Ich habe festgestellt, dass viele Männer/Väter ihr Fahrrad in die Wohnung nehmen. Wie um zu sagen: Das ist wichtig, man muss auch hinausgehen können – das führt natürlich regelmäßig zu Zwistigkeiten, weil die Mutter findet „Also, das Fahrrad muss nicht im Schlafzimmer stehen!“ Sie würden also die Umgebung anders gestalten.

Es ist auch wichtig für Väter, sich über Taten einzubringen, sich über Projekte zu definieren. Die Arbeit des Vaters ist immer wieder da; es gibt immer wieder Phasen, in denen eine wichtige Einflugschneise da ist, wo ein Vater sich einbringen muss. Dann gibt es wieder Phasen, wo man vielleicht im Hintergrund steht und gar nichts tut; da ist wichtig, bereit zu sein. Das war so beim ersten Beispiel, das ich gegeben habe: Der Vater war da im Hintergrund, hat unterstützt, und als er sah, es geschieht

etwas, das nicht gut läuft, hat er sich einbringen können, hat es erkannt und konnte sich von der Struktur her einbringen, d.h. es war auch nötig. Wir müssen wegkommen von solchen Modellen wie: Am Anfang der Erziehungsphase müssen Männer freigestellt werden, damit sie zuhause unterstützen können, und zu Modellen gehen, wo wir die Väter motivieren können, bereit zu stehen, sich einsetzen zu können – aber auf eine männliche Art und Weise!

Mag. Johannes Kaup

Fast 2000 Jahre lang waren Männlichkeit und Väterlichkeit Synonyme, erst mit dem Industriezeitalter beginnen beide auseinander zu brechen. Die industrielle Revolution läutet eine Epoche der „Ent-Väterlichung“ ein. Der Vater ist hauptsächlich außerhäuslich tätig, Erwerbsarbeit absorbiert seine ganze Energie und entfremdet ihn von Frau und den Kindern. Erfolgreich im Beruf, wird der Mann zum Versager in der Familie, weil er abgeschnitten ist von den emotionalen Anteilen des Väterlichen und von Beziehungen von Herz zu Herz. Dies hat zu dem Phänomen der Vaterlosigkeit geführt, wie sie Alexander Mitscherlich erstmals beschrieben hat. Und hinter dem Hass auf eine bestimmte Art des Vaters steckt auch eine Vaterwunde, eine Vatersehnsucht.

Heute, haben wir gehört, gibt es eine junge Generation von Männern, die sensibel wurden und bereit dazu sind, es anders zu machen. Wirtschaft und Gesellschaft bieten allerdings keine guten Problemlösungen dafür bzw. Rahmenbedingungen. Das „Krieger-Sein“ ist gefordert, Gewinner und Prominente werden als Halbgötter verehrt; nicht jene Männer, die um eine Work-Life-Balance besorgt sind, werden sozusagen als Leitfiguren angesehen. Darf es eine Männerwelt ohne Väterprofile geben oder warum das Männliche Väterliches einschließt.

Darüber wird zu uns Gertrud Höhler sprechen. Sie ist eine prominente Beraterin von Top-Managern und Politikern in Deutschland. Ursprünglich studierte sie Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte, sie ist Universitätsprofessorin für allgemeine Literaturwissenschaft und Germanistik. Und in all diesen Rollen ist Gertrud Höhler, die 1996 in Deutschland zur „Frau des Jahres“ gewählt wurde, eine Männerkennerin und Analytikerin. Wir sind gespannt auf eine Session!

„Männerwelt ohne Väterprofile? Warum das Männliche Väterliches einschließt“

Univ. Prof. Dr. Gertrud Höhler, Berlin

Ich stimme nicht mit Herrn Hollstein überein, mit dem Sie sich morgen darüber unterhalten können, wenn er meint, eine Frau könnte keinen Jungen zum Mann erziehen. Es ist noch viel einfacher: Die kleinen Jungs erklären den Frauen, was ein Mann ist. Und das deutete sich in dem Referat eben schon an, sie haben eine andere Antriebslage, sie haben eine andere Hormonsituation, und sie wissen auch an einer sanftmütigen Mutter vorbei, dass sie anders werden müssen. Das heißt aber noch lange nicht, dass es ohne Vater besonders gut läuft. Ich möchte mit dem anfangen, was uns unsere naturwissenschaftlichen Kollegen sagen, die Evolutionsbiologen, warum wir immer noch und immer wieder – in der Wissensgesellschaft inzwischen, wie wir uns stolz nennen – damit beschäftigt sind, wer wir eigentlich sind und warum so viel daneben geht. Und warum wir selbst mit diesen Identitäten, mit diesen zwei Sorten Mensch, immer noch nicht zu Ende buchstabiert haben. Das hat wohl auch damit zu tun, dass dieser Homo Sapiens, diese schwächliche Kreatur, die sich davon gemacht hat, auf zwei Beinen mit schwindenden Muskeln, mit wachsendem Gehirn; dass diese Kreatur ihren großen Erfolg genau deshalb holt, weil sie mit zwei ganz unterschiedlichen heftigen Wünschen zerrissen durch die Geschichte geht.

Der eine Wunsch, deutlicher bei den Männern vertreten, ist die Unbestimmtheitssuche, der Wunsch sich selber zu belasten, sich selbst zu gefährden, Risiken einzugehen. Und was dann immer mit läuft, ist die Sehnsucht, ein Nest zu haben, gewärmt zu werden, Geborgenheit zu erfahren. Und ganz offenbar ist diese Unversöhnlichkeit unserer Wünsche und die mangelnde Bereitschaft, einen dieser Wünsche aufzugeben, das Erfolgsgeheimnis unserer Geschichte; darum haben wir immer Neues erkundet und haben immer wieder dafür gesorgt, dass das Erreichte geschützt wurde. Die Forschung sagt, etwas mehr kümmern sich die Frauen darum, dass das Erreichte geschützt wird; aber trotzdem: Am schönsten läuft das, wenn die beiden kooperieren. Und das wurde eben sehr schön gesagt, was trägt er bei, was trägt sie bei, aber dieser Wunsch zu dominieren, Erfolg zu holen durch Vereinfachung und Erfolg in Systemen zu holen spielt natürlich überall, wo Männer leben eine Rolle. Und auch bei der Verantwortung und dem Beziehungsleben der Familie spielt das eine Rolle, und dadurch haben die Kinder so ein breites Spektrum, Jungen wie Mädchen, von dem sie lernen können. Die Amerikaner liefern uns eine Untersuchung, wo erfolgreiche Frauen berichten, dass sie ihr Selbstvertrauen vor allem deshalb erreicht haben, weil ihr Vater sich mit ihnen immer über seinen Beruf unterhalten hat. Dass da nicht ein Programm war – Väter machen das, Mütter machen das; Frauen machen dies, Männer machen jenes – sondern dass der Vater sie eines solchen Interesses gewürdigt hat. Also offenbar eine Mischung aus Eindrücken, die wir erfahren und Programmen, die schon in uns sind, und da spielt die Hormonsituation ganz sicher eine besondere Rolle. Das ist so gut erforscht inzwischen, dass wir darüber nicht mehr streiten müssen und jeder, der Dopinggeschichten liest, der wird sehen welche gewaltige Macht die Hormone haben, auch für die psychische Balance vom Mensch.

Gleichzeitig haben wir das Ideal, das klang ja eben in der Einführung an in der Geschichte, dass das Väterliche, das für den Entwurf aller Institutionen verantwortlich ist - die nicht alle nur als herrschend und dominant, sondern als väterlich gedacht waren – eine verehrungswürdige Größe ist. Wir haben im alten Israel, in China, in Ägypten und wir haben in der griechischen Geschichte bei Aristoteles ganz deutlich diese Aufgabenteilung – du, Vater, bist der am meisten Verantwortliche; und du bist es nicht primär, weil du ein Mann bist, sondern weil du Vater bist. Und wenn wir in die christliche Geschichte sehen, dann sehen wir das auch, dass hier das Väterliche die gesamte Vorstellung des persönlichen Gottes prägt. Der Feminismus hat sich dieser Geschichten sehr angenommen, da gibt es die Maria, die verehrungswürdige weibliche Gestalt, da gibt es die Eva, die gemischte Gestalt, die eigentlich von allem etwas hat, das den Mann verunsichert; das sind ja auch Spiegelungen der männlichen Irritation. Wenn Sie solche Frauenbilder sehen – darauf komme ich nachher noch und darauf ist mein Vorredner eigentlich auch schon gekommen – wie sehr wir aufeinander angewiesen sind im Begreifen dessen, was wir einzeln eigentlich darstellen und was wir schaffen können. Und wenn wir uns da gegenseitig nicht helfen, dann läuft es schlecht. Das müssen wir schleunigst überwinden und tatsächlich hat die junge Generation da schon sehr viel mehr begriffen. Lange Zeit war also das Patriarchalische das Leitbild, und das Interessante ist, dass es nicht nur in den Institutionen weiter lebt, sondern dass wir mit der Industriekultur geradezu eine Verdichtung dieser Bilder haben, dass das Männliche und seine Systemliebe an die Spitze der Kultur rückt, auch als Lieferant von Lebenskomfort. Und dann sind die Männer absorbiert worden aus dem privaten Leben, in Richtung auf diese Systeme – und da kann man nicht davon reden, dass das Väterliche eine große Rolle spielt.

Nehmen Sie als Beispiel „Deutsche Bank“ - haben Sie da den Eindruck „Ein väterliches System“? Denken Sie an „Siemens“ – das ist ein gut geführter Konzern, dennoch würden Sie nicht sagen „Da fällt mir als zuerst das Väterliche ein“. Nein, es fällt uns das Männliche ein. Das heißt, das Männliche und das Väterliche rücken in der Moderne auseinander und ganz offenbar beginnend mit der Trennung der Individuen, die in der landwirtschaftlichen Kultur zusammen gelebt haben, durch außerhäusliche Erwerbstätigkeit. Plötzlich sah sich die Mutter vor einseitige Aufgaben gestellt, und sie hatte nicht mehr wirklich Einblick in das, was der Vater tat – und dann wurde, wie das immer geschieht in der Menschheitsgeschichte, ein passendes Familienideal entwickelt. Dann hieß das „So muss das sein!“ Hausvätergeschichten aus dem 18. Jahrhundert, wo die Idealisierung dieser Herrscher-Rolle im kleinen Verband statt fand und dann schließlich die Klein-Familie in der Industriekultur, wo dann so Sätze entstanden wie „Meine Familie profitiert schließlich davon, dass ich so viel verdiene“. Da kann man häufig sehen: Ein Ernährer, der nicht präsent ist. Und wenn wir weiter sehen, was dann passiert mit der anti-autoritären Revolution in den 60iger, 70iger Jahren des vorigen Jahrhunderts, dann sehen wir, dass da ganz besonders in das Zielgebiet die Männer geraten, die „patriarchalische Kultur“, so haben das die Studenten gesehen. Die Talare haben sie ja nicht an Frauen gesehen, die sie entstauben wollten, sondern sie haben sie an Männern gesehen. Das heißt, hier haben wir dann ein Aufbegehren gegen das, was die männliche Vorherrschaft im Empfinden, im Bewusstsein einer Jugend war – und gleichzeitig hatte diese Jugend männliche, hoch verehrte Philosophen, denen sie nachgefolgt sind. Da haben wir wieder zwei ganz verschiedene Spielarten des Männlichen und gleichzeitig brandete der Feminismus auf.

Wenn man sich das ansieht - das liegt alles nicht weit zurück - dann können wir sehr stolz sein, wie schnell wir das alles durchlaufen haben und zu einer ausgewogeneren Vorstellung dessen gekommen sind, was Männer, Frauen, Mütter und Väter sollen und dürfen und an Verantwortung übernehmen können. In den 80igern schon – es erinnern sich wenige daran – 1985 gab es ein Jahr, das war der Zärtlichkeit gewidmet und bezog sich ausdrücklich auf Männer, die „neue Zärtlichkeit“. Einige von ihnen werden es in ihren Gehirnen wieder finden, dass es das gab – ein zartes sich Aufrichten dieser „verprügelten“ Männer nach dem Feminismus-Krieg und dabei haben ihnen die Frauen wenig geholfen, das ist das Spannende. Dann haben wir noch Symptome, die zeigen, wie eine neue Friedfertigkeit zwischen den Geschlechtern aufkommt: Wir rückten gegenseitig in unsere Themengebiete und erlaubten Zonen ein - nicht nur mit der Kleidung, das hat 1920 schon begonnen – im gesamten Wellness-, Fitness- u. Gesundheitsbereich. Der Breitensport, die Orientierung an physischem Wohlbefinden und die absolute Gewissheit, dass sich das umwandelt in geistige Power – und wir wissen, dass das medizinisch zutreffend ist. Und hier dürfen wir nicht sagen „Das dürfen weniger Frauen als Männer!“ – sondern es ist tatsächlich so, dass hier beide unterwegs sind, wenn Sie hinsehen, die schieben zum Teil beim Jogging Kinderwagen, da fahren kleine Burschen und Mädchen mit Fahrrädern daneben her, das heißt wir haben einen Aufbruch bei Männern und Frauen – vor allem bei jungen Männern und Frauen – in die gleiche Richtung. Ich sehe so etwas schon seit, ich könnte sagen, 20 Jahren: die jungen Menschen, auch meinen eigenen Sohn, mein Enkelkind; wenn ich die sehe und den riesengroßen Freundeskreis - wie die Versöhnung der Geschlechter.

Es findet ganz still und unprogrammatisch eine Versöhnung der Geschlechter statt und damit eine Aufwertung des Väterlichen – nicht nur, weil die Mütter sagen „So Junge, jetzt machst du mal die ersten drei Monate“, wobei er tatsächlich Probleme hätte, so nah am Kind zu sein wie die Frau am Kind ist. Nehmen wir doch einfach zur Kenntnis, die Natur sorgt ja dafür, dass die Mutter auch hormonell in der Lage ist, viel mehr Signale des Kindes zu verstehen. In der ersten Baby-Zeit, wo das Kind weder denken noch sprechen kann, wo das Kind nur durch Gerüche, durch Nahrungsaufnahme, durch immer gleiche optische Eindrücke, die es nach und nach sortiert, überhaupt ein Ur-Vertrauen fassen kann. Wenn wir sagen, der Vater soll das machen, dann ist er dazu nicht geduldig genug; wir haben das Oxytocin, ein Hormon, das die Mutter ruhig und zugewandt macht, das „Hormon der Stille“ sagen die Ärzte – weil sie in dieser Zeit ja auch eine ist, die mit dieser schönen Vokabel, zu Deutsch eine „Stillende“, die dem Kind immer wieder zu Ruhe, zu Ausgeglichenheit verhilft. Damit machen wir es sicher nicht richtig, sondern indem – und das ist allerdings eine Auffassung, über die wir wahrscheinlich streiten können – die Mütter die Väter näher an die Kinder heran lassen und heran führen; aber nicht indem sie sagen „Du, ich bin jetzt schon sieben mal aufgestanden...“ Wir wissen inzwischen medizinisch, dass die Frau, wenn sie ein Baby hat, ein besseres Gehör hat und dass er, wenn er wieder behauptet er hätte das Schreien einfach nicht gehört, trotz des Versprechens Aufzustehen, dass er es wirklich nicht gehört hat. Wir können uns da zuerst nur sagen „Arm dran, wenn er nicht so viel mitkriegt wie wir!“, ehe wir uns streiten.

Wir haben da so einige Verschiedenheiten, die mit Humor eigentlich sehr gut abgearbeitet werden können. Während wir dann zum Konflikt neigen, weil die Frau ja immer den Verdacht hat, dass der Mann sich drücken will. Wir sind raus – und die Vokabel wird auch sehr viel benutzt – aus einer sexistischen Beurteilung von Männern und Vätern. Die Vokabel wurde immer nur umgedreht benutzt – Frauen und

sexistisch, ich kann nur sagen, viele Frauen wirken da kräftig mit, dass sie mit sexistischem Blick betrachtet werden. Aber wir müssen das auch mal so sehen, der Mann hat eine sehr schwierige Zeit hinter sich, er ist sexistisch weggeordnet worden, er ist mit einem Stempel des Bösen, des Verdrängers, des eigentlich die Abwesenheit suchenden Verleugners von Pflichten der Frauen vielfach versehen worden. Das bedeutet, die Verunsicherung der Männer – von denen Ihnen Herr Hollstein auch berichtet wird – ist ein Phänomen, das Frauen unbedingt zur Kenntnis nehmen müssen, weil wir daraus Folgerungen ziehen müssen, und die Folgerungen sind für die meisten Frauen überraschend. Denn der Mann gibt sich ja dominant, als Jäger, wenn Sie ihn in der Kultur sehen, als einer der eben „Fighter“ ist, der Probleme löst – das ist ja eben wunderbar beschrieben worden – der Mann erschlägt das Problem. Die Mediziner sagen, er ist der erfolgsorientierte Vereinfacher, und die Frau stellt sich dem Problem zur Verfügung. Die Forschung nennt dies „safe investor“, das klingt wunderbar, und weltweit haben wir im Finanzwesen einen Vormarsch der Frauen, ganz still und sehr erfolgreich. Die Mediziner haben das, lange bevor es passierte, gesehen. Die Frau ist der „safe investor“, der Mann ist der „high risk gambler“. Jetzt zwingen den „high risk gambler“ mal, an der Wiege zu sitzen und zu warten, bis das Kind eingeschlafen ist. Wir sehen, er hat Probleme, und die wird er uns nicht zeigen, weil der Mann zu stolz ist, uns zu zeigen, wo er nicht zu recht kommt. Und ein verunsicherter Mann braucht die Hilfe von Frauen, weil er mit der Unberechenbarkeit von Frauen, mit der Unbekanntheit dessen, was sie nun wirklich denken und fühlen, viel größere Probleme hat als die Frauen wissen. Wir müssen uns merken: Eine Frau, die sich zickig und unsicher gibt, macht den Mann unsicher. Und der Mann wird auf Unsicherheit immer mit starken Dominanz-Signalen reagieren, das heißt, wir werden nie merken wie schlecht er sich fühlt. Und das ist unglaublich wichtig zu wissen, weil diese sehr unterschiedlichen Reaktionen ja unseren Umgang kennzeichnen. Die Frau lässt merken, wenn es ihr schlecht geht; der Mann lässt es nicht spüren wenn es ihm schlecht geht, weil er sagt „Ich bin ein Loser, wenn ich nicht klar komme. Das soll keiner wissen, ich will nicht in der Verlierer-Ecke stehen!“ Und das geht auch in privaten Dingen, das geht auch in Erziehungsdingen so.

Das müssen wir wissen: Der irritierte Mann, der das Väterliche vor allem durch das Mütterliche lernen könnte. Frauen müssen viel erklären, zeigen, interpretieren; dann kriegen Männer Freude an den kleinen Kindern. Wir haben ja schon heute die Selbstverständlichkeit – ich beobachte es immer wieder, ich sitze in mehreren Führungsgremien von Unternehmen – dass da einer auf die Uhr sieht und sagt „Tut mir Leid, ich habe meiner Tochter versprochen ‚Gute Nacht‘ zu sagen. Ich bin weg, ich gehe!“ Und die Männer tolerieren es inzwischen! Ich habe gestern einen Menschen erlebt, der blieb einem ganz wichtigen Meeting fern und sagte „Tut mir Leid, aber mein Sohn wurde eingeschult!“ Da musste er dabei sein, er hat nicht gesagt „Du weißt, wie wichtig Vati im Betrieb ist!“ – nein, diese ganzen Imponiertexte fallen weg, er sagt: „Hier bin ich wichtiger, unvergesslicher, einmaliger; in meinem Betrieb laufen viele Tage, aber nicht diese einmaligen.“

Wenn wir das Zielgebiet wirklich finden wollen, indem wir beide – Männer und Frauen – unterwegs sind und genießen und mehr gestalten, anstatt uns zu bekämpfen, dann schauen Sie doch einmal in das alte Testament, wo tatsächlich schon beim Propheten Jesaja Sätze stehen über den väterlichen Gott, der auch ein Rachegott ist: Der tröstet einen wie seine Mutter tröstet. Ein sehr merkwürdiger Satz über einen männlich gedachten Gott. Das heißt, hier ist zu sehen, in vielen Passagen des alten

und neuen Testaments, das ist in anderen Religionen auch so, hier ist der Wunsch verwirklicht, dass das Männliche und das Weibliche zu so vielen Überschneidungen kommen sollen, dass auch das möglich ist.

Und wissen Sie, was hier gut dazu passt: eine Untersuchung in Kindergärten, wo man Vierjährige gefragt hat „Was sind denn eure kleinen ‚Bosse‘ in eurer Rangordnung? Wodurch zeichnen die sich aus, wodurch wird man bei euch Chef?“ Darauf haben die gesagt, einer, der gut organisieren kann, und als zweites ist es immer einer, der Trost spendet. Im Kinderkopf gehört das noch zusammen – herrschen und Trost spenden. Da fangen die Kinder wieder an, nicht weil sie das Alte Testament gelesen haben, sondern weil ihre Vorstellung von der vollständigen Welt diese ist – das heißt, wärmen und kämpfen. Es kommen dann noch ein paar Merkmale, dass sie sagen „Ja, das ist jemand, der uns gegen Feinde verteidigt, der die Schwachen schützt und der mit uns alles teilt!“ Und da können wir sagen, in der Familie werden die Sachen mehr, wenn man sie teilt. Das sind nämlich Liebe und Verlässlichkeit, Treue und Zuwendung – lauter Dinge, die mehr werden, wenn man sie miteinander teilt. Wenn man kurz noch darüber nachdenken will, was es für Kinder eigentlich bedeutet, wenn das Väterliche präsent ist: Viele von Ihnen werden letzte Woche in der Zeitung einen Bericht über eine Studie gelesen haben, worin höchst erstaunt festgestellt wurde, dass „Das Väterliche fehlt doch, wenn es fehlt“. Man ging also davon aus, die Väter braucht man eigentlich nicht bei den vielen starken allein erziehenden Müttern. Da war dann heraus gekommen, dass eine gewisse psychische Anfälligkeit bei einem Gros von vaterlos aufgewachsenen Kindern gefunden wurde, und dass vor allem bei Töchtern ein geringeres Selbstvertrauen gefunden wurde. Die kriegen das nicht nur von der Mutter – wir kriegen es vor allem vom anderen Geschlecht, wenn der Vater an die Tochter, die Mutter an den Sohn glaubt, dann hat das ganz besonders hohen Stellenwert. Und das ergänzt sich ja im Umgang mit Kindern, was wir eben gehört haben, aufs Schönste; das heißt, die Kinder können hin und her pendeln und sie sind sehr bald – virtuos – im Vorwissen „Wo gehe ich am besten als Erstes hin, wenn ich etwas fragen möchte, wenn ich eine Erlaubnis haben möchte?“ – und dann haben die Eltern ja diese widerwärtige Gewohnheit, zu sagen „Ja, frag Mutter, frag Vater!“ Und dann sagen die Kinder „Hab ich schon gefragt!“ Kinder wollen klare Auskünfte; mir ist am stärksten in Erinnerung, wie mein Sohn im Alter von 9 Jahren mich bequengelt hatte, so eine Stunde lang, um irgendwas, das ich ihm eigentlich nicht erlauben wollte – und dann sagt er plötzlich „Mama, sag ja oder nein!“ und ich hatte gesagt „Meinetwegen“ – Kinder wollen „Ja!“ oder „Nein!“ und sie wissen, wenn sie Streit mit einem von den beiden haben, dass sie bei dem anderen Zuflucht finden.

Das heißt nicht, Mutter streitet und deshalb muss Vater mit dem Kind streiten, sondern das Umarmende, die Zuflucht, das Wärmen, das geben die Eltern abwechselnd. Und was eben auch schon wunderbar gesagt wurde – die Gefährdung, die auch wilde Töchter unter Umständen suchen, dieses „mal was machen, wo man nicht weiß wie es ausgeht und dann auch noch ohne Jacke“, schön waren die Beispiele. Ich sage auch immer, die Frau fragt immer ob Proviant dabei ist und ob die Kleidung stimmt, und dann wird das Ganze so langweilig und so ungefährlich. Der Vater wirft die Kinder ja auch in die Luft und macht Sachen – ich habe es gesehen bei meinem Sohn und seiner kleinen Tochter – da muss ich wegschauen, aber ich denke „Das braucht er!“ Das müssen Mädchen und Jungs erleben, der Vater mit seiner Schutzmacht, die er nicht nur benutzt um dauernd Vorsprung zu haben und zu sagen „Ich erklär dir das Ganze mal“, sondern indem er sagt „Spring! Ich fang dich auf!“ Das sind Dinge, die für Kinder unschätzbar und eigentlich unentbehrlich sind,

und wenn dieses heikle Thema kam, dass man nur durch Regelbrüche überhaupt in der Gesellschaft bemerkt wird, dann hat es natürlich auch damit zu tun, dass wir nicht mehr die kompletten sozialen Übungsfelder zuhause haben, dass immer weniger Kinder das haben. Und wenn Sie lesen, dass viele Kinder keinen Ball mehr fangen können oder kein Mäuerchen überspringen, dann sehen wir, dass dieses physische Abarbeiten von Antrieben, von Wut, von Bewegungslust für viele Kinder gar nicht mehr möglich ist. Wenn da nur herumgezappelt wird mit diesem Game-Boy, dann können Sie sich vorstellen, wie gefangen diese Kinder sind. Also das Väterliche hat so viel Raum in einer Gesellschaft, wo die junge Generation nicht mehr sagt „Karriere bei Siemens, das ist es was ich machen möchte – oder Deutsche Bank, das ganze Leben im dunkelblauen Anzug!“ sondern wo Väter, junge Väter, sagen „Das Leben bietet mehr!“

Das war bisher unser Satz, und wir haben es auch bekommen, weil wir es haben wollten; nur die Frauen sagen es nie, die murren immer noch herum über Sachen, die sie immer noch nicht haben. Dabei wollen sie gar nicht Top Manager sein; sie wollen mehr vom Leben und inzwischen wollen die Jungs das auch – es ist wundervoll. Die jungen Männer haben die Kinder im Büro, und sie haben ihre Freundinnen oder Geliebten auch im Büro – da gehst du hinein. und da sind die umgeschütteten Kakao-Becher und du fragst dich bei den drei Krabbel-Kindern „Wem gehört wohl welches?“ und brauchst eine Woche bis du es heraus hast, so lieb sind alle diese Erwachsenen zu den Kindern. Wir haben den sanften Mann, der zugleich ein „Fighter“ ist, der beruflich kämpft, aber der so viel versteht von den Kindern – nur weil er ihnen mehr zusehen konnte, weil das Kapitel „Industriekultur“ endlich zu Ende buchstabiert ist. Da ist die Rücklauf-Balance, da ist die Fitness-Bewegung drin. Und dabei nehmen wir die Kinder mit – also ich sehe sehr, sehr zuversichtlich in die Zukunft, weil auch Männer nicht mehr einseitig leben wollen. Darum habe ich eben gesagt, dass haben wir in ziemlich kurzer Zeit geschafft, das ist eine tolle Geschichte und wir sollten keine Rückfälle hinnehmen!

Mag. Johannes Kaup

Eine Lebensbeziehung geht in die Brüche, der Traum eines gemeinsamen Zusammenlebens- und Wachsens zerplatzt wie eine Seifenblase. Gemeinsam Erfahrenes, Erarbeitetes, Geplantes und Erreichtes steht in Frage. Welchen Sinn hat mein Leben, wenn die Liebe geht? Bin ich tatsächlich gescheitert, kann ich das überleben und wie werden das meine Kinder überleben? Werde ich sie verlieren? Wie stehe ich jetzt da, bin ich noch liebenswert? Ist mir die Liebe für immer verschlossen? Früher beschrieb man diese Fälle von Trennungen und Scheidungen als außergewöhnliche Defizit-Beziehungen, heute neigt man eher dazu, es als einen krisenbetroffenen, aber möglichen Prozess der Familienentwicklung zu betrachten.

Der renommierte Münchner Familienforscher Wassilius Fhtenakis drückt es so aus: „Scheidungsfamilien sind rational handelnde, normale Familien.“ Doch drei Viertel aller Scheidungen werden heute von Frauen eingereicht, und das ist neu. Für manche Männer ist die Scheidung psychisch und materiell eine so starke Belastung, dass sie darunter zerbrechen: Einsamkeit, Alkoholismus, Verlust des Arbeitsplatzes, Obdachlosigkeit, Perspektivlosigkeit. Welche Auswirkungen hat die Scheidung auf die männliche Identität und was ändert sich dabei in Bezug auf das Familiensystem und die Vaterschaft?

Zu diesem Thema spricht zu uns Gerhard Amendt – er ist Direktor des Instituts für Geschlechter- und Generationenforschung an der Universität Bremen, Bücher wie „Vatersehnsucht“ und „Scheidungsäter“ sind zuletzt erschienen, er ist Berater der Weltgesundheitsorganisation WHO und hat den wissenschaftlichen Schlussbericht zum „Scheidungsäter“-Projekt verfasst.

„Welche Auswirkungen hat die Scheidung auf die männliche Identität? Was ändert sich dabei in Bezug auf das Familiensystem und die Vaterschaft?“

Univ. Prof. Dr. Gerhard Amendt, Wien

Nach diesem charmanten Ritt durch die Geschlechterdebatte möchte ich mich dem schwierigen Thema „Scheidung“ zuwenden, aber nicht um Ihnen die Scheidung aus der Sicht von Männern darzustellen, sondern um Ihnen die Erlebnisweise, die Bedeutung der Scheidung für Männer näher zu bringen. Es geht darum, nicht Modelle zu zeigen, sondern Prozesse – und Prozesse sind immer konfliktreich. In diese Prozesse möchte ich Sie in 25 Minuten einweisen. Ich will Ihnen berichten über das Forschungsprojekt „Scheidungsväter“, das am Institut für Geschlechter- und Generationenforschung an der Universität Bremen durchgeführt wurde. Das ist die erste Studie überhaupt, in der Väter nicht nur nach ihrem Verhalten gefragt werden. Diese Studie ist interessanterweise nicht von einer der Forschungsorganisationen finanziert worden, sondern von einem Privatmann, einem Sponsoren, der es für sinnvoll hält – ich bin da mit ihm einer Meinung – dass man über die väterlichen Erfahrungen von Scheidung forscht, weil es dazu so wenig Forschungen gibt. Sie können den vorläufigen Zwischenbericht – ab November den Schlussbericht – oder die verschiedenen Ausgaben unseres Newsletters, eine Liste der Veröffentlichungen plus Textproben über die Homepage www.igg.uni-bremen.de erhalten, sowie Literaturbestellungen abwickeln. Sie können über diese Page auch E-Mails an das Institut bzw. an mich richten.

Mich interessiert zweierlei: Nämlich einmal „Was ist männliche Identität?“ – ich werde das nur anreißen können im Zusammenhang mit Scheidung – und mich interessiert, „Wie wirkt sich Scheidung auf Männer aus?“. Weil ganz offensichtlich ja im öffentlichen Bewusstsein die Meinung besteht, wie man in Österreich sagt: „Die nehmen sich eine neue Freundin, ansonsten geht das Leben für sie weiter“. Notfalls muss man sie mit Steckbriefen suchen, damit sie ihren Unterhaltszahlungen nachkommen, in dieser Richtung vielleicht etwas differenzierter ist dieses Bild. Schlagworte wie „moderne Männlichkeit“, „neue Väterlichkeit“ oder „neuer Mann“, vielleicht auch der schon wieder abgeschriebene „Softie“-Begriff der 70iger Jahre werden immer an einem gemessen; nämlich inwieweit Männer sich so verhalten wie Frauen meinen, wie Männer sich eigentlich verhalten sollten, wenn sie gute, fürsorgliche, akzeptable Männer sein wollen. Demnach wäre der gelungene Mann, der moderne Mann, der neue Vater und wie sie alle heißen, eigentlich streng genommen nur ein Abziehbild all der Erwartungen, die Frauen an Männer herantragen. Ich denke, dass es das nicht sein kann und auch in der Realität nicht ist – darauf hat auch Herr Guggenbühl schon hingewiesen, als er, wie ich das auch noch tun werde, die Eigenständigkeit von Männlichkeit betont. Und die ist dadurch charakterisiert, dass sie nicht mit dem Weiblichen zusammenfällt. Ich setze also diesem abbildhaften Mann, der den weiblichen Erwartungen entspricht, entgegen, dass der Unterschied zwischen den Geschlechtern aufrecht zu erhalten ist. Wir haben die Tendenz in der Literatur gehabt, in der Geschlechterforschung dies eben zu dekonstruieren und so zu tun, als müsste die Welt sich in Richtung der besser vorgestellten Weiblichkeit entwickeln.

Ich bestehe in Hinblick auf die Väterlichkeit darauf, dass sie verschieden ist von der Mütterlichkeit. Ich bestehe daher nicht nur darauf, wie heute Morgen die Staatssekretärin in ihren sehr erfreulichen Worten gesagt hat, dass Männer damit auch etwas lernen können, auch Erfahrungen machen können, die sie sonst nicht machen. Ich finde, man sollte Männer nicht dadurch zum Saufen bringen, indem man sagt: „Schaut mal, ihr habt etwas davon“. Das heißt, dieses Belohnungsmodell ist mir unzureichend.

Mein entscheidendes Argument, warum Väterlichkeit und Mütterlichkeit zwei Gegensätze sind, die die Kinder brauchen, entsteht aus dem Interesse der Kinder, dass diese Formen der Unterschiede wahrgenommen werden – wegleugnen kann man sie vielleicht noch – sie sind aber real da. Und das, denke ich, ist etwas ganz Erhebliches. Die Väterlichkeit muss, das ist in jetzigen Zeiten des Geschlechterdiskurses sicher wichtig zu sagen, sie muss respektiert werden, sie muss anerkannt werden, sie muss sich auch ändern. Aber dies hat zu geschehen, weil es im Interesse der Kinder ist, nicht nur der Söhne, auch der Töchter. Diese Akzentverschiebung im Hinblick auf das Kind scheint mir recht wichtig. Sie wissen wahrscheinlich, dass wir in Österreich, Deutschland, und in allen anderen europäischen Ländern im Übrigen auch, eine Neuorientierung im Schatten der Scheidungsdebatte haben, die auch darauf hinausläuft, dass wir sagen: Die Eltern haben zwar das Recht, sich zu scheiden – und ich bin auch dafür, dass sie das halten sollten. Aber was sie tun, um ihre eigene Glücksfähigkeit lebensfreudiger zu gestalten, muss auch vor dem Hintergrund interpretiert werden, was eine Scheidung für die Kinder bedeutet. Aus der Sicht der kindlichen Entwicklungsbedürfnisse ist dieser Gegensatz von Väterlichkeit und Mütterlichkeit auch hinreichend wissenschaftlich beschrieben. Das heißt wiederum nicht, dass die Form von Väterlichkeit, die wir haben, die einzig denkbare Form von Väterlichkeit ist.

Herr Guggenbühl hat ja sehr lebendig beschrieben, wie diese Besonderheiten bestehen, und er hat auch gerade in Hinblick auf die innere Präsenz, die gefühlsmäßige Gegenwart mit den Kindern, angedeutet, dass dies für Männer ein Problem ist. Das heißt, wenn wir über Männlichkeit, Väterlichkeit reden, dass sie veränderbar ist. Sie ist nicht in der jetzigen Form unbedingt das, wo man sagen könnte: „So muss es sein, so muss es bleiben“. So wie wir das im Hinblick auf die Väterlichkeit sagen, so müssen wir das natürlich auch im Hinblick auf die Mütterlichkeit sagen. Die Mütterlichkeit ist keine Naturkategorie, und es ist einer der großen Verdienste der Frauenbewegung gewesen, dass sie darauf hingewiesen hat, dass Weiblichkeit mehr ist als Mütterlichkeit. Das heißt, die Mütterlichkeit ist etwas, das sehr stark durch Kultur und vor allem durch Klassenzugehörigkeit bestimmt wird und entsprechend auch verändert werden kann. Also, Väterlichkeit und Mütterlichkeit sind beide veränderbar, sie müssen in ihren Gegensätzen erhalten werden, sie haben sozusagen aber eine genetisch-biologische Basis, die das Verschmelzen beider als eine Erscheinungsweise auch verhindert. Aber was darauf sozusagen als Kultur aufgesetzt wird, das ist modifizierbar.

Wir leben in einer Zeit, in der eigentlich Väterlichkeit und Mütterlichkeit ständig revidiert wird. Denken Sie an die Publikumszeitschriften über Erziehung. Denken Sie daran, was Sie sich selbst alles überlegen, was Sie Ihrem Kind angetan haben und was vielleicht nicht ganz so toll war. Und daran, wo Sie denken: „Habe ich etwas falsch gemacht - habe ich nichts falsch gemacht?“. Ich bin sicher, dass meine Elterngeneration in dieser Weise nicht sonderlich intensiv in der Lage war,

nachzudenken. Der ganze Ablauf der Erziehung hatte die Erscheinung eines naturwüchsigen Prozesses, es gab keine Beratungsstellen, es gab allenfalls die Verwandtschaft, in der man Gedanken ausgetauscht hat. Aber es gab nicht die Möglichkeit, zu reflektieren, was ich tue. Und wer heute als Vater oder Mutter diese Reflexion einleiten will, der steht vor dem großen Problem, dass er diese Komplexität von Literatur reduzieren muss, damit er weiß: „Was will ich eigentlich lesen, damit ich es besser machen kann“.

Wenn wir von Väterlichkeit und Mütterlichkeit reden, dann reden wir von etwas, das zusammengehört, aber in unterschiedlichen Epochen nicht in dieser Weise zusammengehört, wie es heute der Fall ist. Es gab Zeiten, wo Mütter sehr viel stärker waren, wo Väter sehr viel stärker waren. Das heißt also, diese Machtdimension, die auch im Verhältnis von Eltern zueinander besteht, kann sich verändern. Aber, wichtig dabei ist, wenn die eine Machtdimension sich ändert, muss sich auch die andere Dimension ändern. Ich will es so zusammenfassen: Wenn wir von rigider Väterlichkeit in einer ganz bestimmten Weise reden, dann gibt es eine komplementäre, rigide, festgefahrene Form der Mütterlichkeit. Also zu sagen: „Die einen sind stark und die anderen machen gar nichts“, oder, „es gibt nur ein Patriarchat und es gibt kein Patriarchat“. Das habe ich auch bei dem schönen Vortrag von Frau Höhler vermisst: Dass der Hinweis, dass es weibliche Macht gibt, überhaupt nicht vorkommt. Wir müssen, wenn wir heute darüber nachdenken, wie Väterlichkeit sich ändern soll, auch gleichzeitig daran denken, wie die Weiblichkeit sich verändern muss, damit eine Veränderung von Väterlichkeit möglich ist.

Ich will Ihnen ein Beispiel aus meinem Buch „Vatersehnsucht“ geben: Vor meinem Haus in Bremen beobachteten wir sehr oft ein Ehepaar. Der Säugling wird vom Vater in den Wagen hineingelegt – vom Vater, mit sehr viel Liebe und sehr viel Engagement – die Mutter steht hinter ihm, er geht zur Seite, die Mutter rückt das Kind zwei Zentimeter nach oben, korrigiert ihn. Wo bei zwei bis drei Zentimetern der Fehler liegen soll, ist mir nicht ganz klar. Nur das war auch nicht der Punkt. Der Punkt war, dass offensichtlich diese Mutter von dieser Form der aktiven Väterlichkeit, sich um das Kind zu kümmern, leicht irritiert war. Man könnte das jetzt hermeneutisch versuchen zu deuten, man könnte sagen, vielleicht mag sie es nicht, wenn ihr Mann in dieser Weise mit ihr konkurriert. Dabei will ich es auch belassen.

Sie sehen, wenn der Mann sich verändert oder verändert hat, wie in diesem Beispiel, bedarf es der Frau, die das nicht nur zulässt und die auch innerlich die Präsenz des Vaters in dieser Weise akzeptieren kann. Also eine Frau, die nicht einen Kloß runterschlucken muss, wenn sie merkt, er räubert in ihrem Terrain, sondern die die Preisgabe, Alleinzuständigkeit, wie sie das bei ihren Eltern beobachtet hat, akzeptieren kann und darin etwas Positives für sich, und vor allen Dingen für das Kind, erkennt. Das ist das, was ich meine, wenn ich von dem Schema der kommunizierenden Röhren spreche, um klar zu machen, dass man das nur als Konflikt und als Veränderungsprozess sehen kann. Zu sagen, „die soll sich ändern“ oder „der soll sich ändern“, ist eine unsinnige Forderung, weil die Art und Weise wie zwei sich zueinander verhalten, eine augenblickliche Situation ist, in der sie ihre Beziehung arrangiert haben, auch machtpolitisch arrangiert haben. Soll das geändert werden, müssen beide etwas tun. Im Übrigen gilt, nicht nur das Glück in der Beziehung wird geteilt, sondern auch der Konflikt und das Unglück; das Unglück gehört zur Beziehung genauso wie das Glück, und auch am Unglück sind beide beteiligt, nicht nur am Glück, was man ja gerne einräumt.

Lassen Sie mich am Rande noch bemerken, was Männlichkeit bedeutet bzw. in den letzten zwanzig Jahren bedeutet hat: Es ist ja nicht so, als ob wir heute hier den Geschlechterdiskurs entdecken würden, im Gegenteil, dies ist eine Veranstaltung die exzeptionell ist – nämlich, dass erstmals auf europäischer Ebene anerkennenswerterweise ein Diskurs über Väterlichkeit stattfindet. Was wir in den letzten zwanzig Jahren haben – da möchte ich jetzt nicht über Österreich, sondern über Deutschland urteilen – war das Gegenteil. Es war eine Polarisierung der Geschlechter, eine Polarisierung, die unter dem Anspruch geführt worden ist: Wer ist der Gute, wer ist der Schlechte, wer ist der Täter, wer ist das Opfer? Also, die Vorstellung, die in diese zurückliegende Zeit reicht, ist die, dass Männlichkeit – ich verschärfe das etwas ironisierend – daran gemessen wurde, ob der Vater den Müll we trägt und die Kinder auch windelt. Sicherlich ist das eine wichtige Frage, die in einer Partnerschaft miteinander zu klären ist. Wie gesagt, die Brigitte-Zeitschrift hat das über Jahre verfolgt und untersucht, inwieweit sich da etwas ändert und das waren die entsprechenden Kategorien; nicht die Verhältnisse wurden untersucht sondern das Verhalten. Nun, stellen Sie sich nur einmal vor man würde diese abstruse Kategorie „Eine gute Mutter ist, wenn sie den Müll entsorgt und windelt“ zum Maßstab für gute Mütterlichkeit erheben. Diese Messlatte wird völlig klar. Wie kann man so etwas entwickeln? Aber bei Männern glaubt man, es tun zu können; und man hat es zwanzig Jahre lang getan. Ich sage Ihnen das eben auch aus dem Gefühl der Freude heraus, dass ich hier in dieser Tagung zum ersten Mal auch organisatorisch den Versuch sehe, politisch von den alten Polarisierungen wegzukommen, wie sie in der Öffentlichkeit, auch in den Anstalten des öffentlichen Fernsehens, und vor allen an sehr vielen Universitäten noch immer Gang und Gäbe sind. Es ist klar, ich werde die Veränderung der Männlichkeit und der Väterlichkeit nicht am Windeln entsorgen und ähnlichen notwendigen, klärbaren Tätigkeiten messen, sondern ich möchte versuchen zu beschreiben, was der Kern der Männlichkeit und somit auch der Väterlichkeit sein könnte, jenseits dieser genannten Kriterien.

Ich möchte Ihnen diese Formulierung vorlesen: Der Mann als Vater vertritt die Grenzen, das Auseinander Tretende und die Gegensätze, die Frau als Mutter hingegen vertritt die Ungeteiltheit, das Verschmelzende und Zusammengehörende und die Vermeidung des Konfliktes. Das heißt, wenn der Vater das eine Prinzip vertritt und die Mutter das andere, dass das Kind, um zum Erwachsenen heran zu reifen, durch beide Phasen der Erfahrung durchgehen muss. Es macht die Erfahrung mit der Mutter, und es macht die Erfahrung mit dem Vater. Die empirische Forschung hat gerade jetzt in einem herausgegebenen Buch gezeigt, dass die frühe Anpassung des Kindes an das innere Arbeitsmodell des Vaters für dessen Entwicklung hilfreicher ist, als die Anpassung an das innere Arbeitsmodell der Mutter ist. Der Vater ebnet und verkörpert den stolpersteinreichen Weg der Kinder hinaus ins Widersprüchliche.

Um jetzt dem Gefühl des Unmutes, das sich bei einigen von Ihnen, angesichts solcher Äußerungen, jetzt regen könnte, vorzubeugen, möchte ich sagen: Bei dieser Feststellung geht es nicht um die, während der vergangenen zwanzig Jahre üblichen, Entgegensetzung – „wer ist der Bessere, wer ist der Schlechtere“, „wer ist der Notwendige und wer ist der Disponible“. Darum geht es nicht. Beide Elternteile haben ihre eigenständige Bedeutung. Sie sind eigenständig, die Väterlichkeit und die Mütterlichkeit, und als solche sind sie wichtige Erfahrungen für die Kinder. Fehlt dem Kind die mütterliche Erfahrung, so ist das von Nachteil und lebenserschwerend; fehlt dem Kind die väterliche Erfahrung, ist es erschwerend benachteiligt. Und es gilt, wie

mein Kollege Hollstein vom Bremer Institut vorhin zitiert wurde: Eine Mutter allein kann ihren Sohn nicht zum Mann machen. Das gilt übrigens dann auch für die Tochter. Das heißt, wenn Vater und Mutter beide in der Elterlichkeit verbunden sind, bieten sie eine nicht hoch genug einzuschätzende Voraussetzung für die gesunde Entwicklung; ich sage „Voraussetzung“, weil ich nicht sage „Ein Mechanismus, der etwas verbürgt“. Das eben nicht. Es ist eine Voraussetzung, die anderen Konstellationen der kindlichen Erziehung, mit einem Elternteil, eine ganze Reihe von nicht überbietbaren Vorteilen anbietet.

Vor diesem Hintergrund, dass also für Kinder die Elterlichkeit, die Gemeinsamkeit von Vater und Mutter verbunden durch die Liebesbeziehung, zusammengehört, möchte ich jetzt auf die Frage eingehen: Was bedeutet dann eigentlich die Scheidung? Mit der Scheidung nehmen Mann und Frau ein Recht wahr, das nicht mehr nach der Schuldfrage sucht und einen Schuldigen an der Scheidung benennt. Es gilt heute in den meisten Fällen das Zerrüttungsprinzip. Indem die Eltern dieses Recht für sich in Anspruch nehmen – und das ist eines der Ergebnisse meiner psychoanalytisch-hermeneutischen Bearbeitung von Interviews, die wir im Rahmen des Forschungsprojektes gemacht haben – begehen sie den Kindern gegenüber eine existenzielle Gewalttat. Das ist etwas, das jemand, der geschieden ist oder sich scheiden lässt, sicher nicht gerne hört, aber es ist eine wesentliche Erkenntnis. Wer sich scheiden lässt, zerstört die Elterlichkeit von Vater und Mutter, die ja traditionell in guten Zeiten durch die Liebe verbunden und als solche dann den Kindern als Elternpaar gegenüber getreten sind. Mit der Scheidung wird die Elterlichkeit zerstört. Übrig bleibt der Vater, übrig bleibt die Mutter. Was fehlt, ist die Elterlichkeit, weil die Elterlichkeit nur möglich ist, solange die beiden – Mann und Frau – sich als Partner mögen, begehren und in guten wie schlechten Zeiten zusammen sind und die Gemeinsamkeit als Paar gegenüber den Kindern als ein wesentliches Modell und Vorbild für Beziehungsfähigkeit vorführen können.

Damit das nicht falsch verstanden wird: es gibt auch gelungene Scheidungen. Wir haben reichlich gelungene Scheidungen in unserer Untersuchung von 3600 Scheidungsvätern, die selbst davon berichten, dass die Scheidung gelungen ist. Auch die gelungene Scheidung ist nicht frei von dieser aggressiven Handlung. Darüber muss man sich im Klaren sein. Wenn die Kinder die Eltern regelmäßig sehen und der Vater mehr als die übliche tägliche Besichtigung in 14-tägigem Abstand bekommt oder sie sogar jederzeit sehen kann – was nach unserer Untersuchung selten genug vorkommt – ist auch dann nicht darüber hinweg zu gehen, dass die Elterlichkeit zerstört wurde, und dass selbst die guten Besuche erfreulich, konfliktreich – gerade beim besuchten abwesenden Elternteil – doch auf dieser Zerstörung der existenziellen Elterlichkeit aufsitzen. Das, was den Kindern mit der Scheidung angetan wird, ist nicht revidierbar und wenn wir – gerade auch die Psychotherapeuten und Psychoanalytiker – über solche Erfahrungen, über solche Konflikte mit Kindern arbeiten, dann sehen wir, dass nur ganz selten wirklich hier etwas heilbar ist. Was die Kinder unterscheidet, ist dann die Fähigkeit des einen Kindes, trauernd diesen Verlust hinzunehmen – der Verlust bleibt. Oder es gibt auch noch Kinder, die im Alter von 30, selbst dann schon Eltern, immer noch darin gefangen sind, einem Elternteil, der vor 15 Jahren geschieden wurde, immer noch die Vernachlässigung vorzuwerfen, dass er den anderen Elternteil verlassen hat. Ich denke, dass dieser Hinweis auf diese existenzielle Gewalttätigkeit, die mit der Scheidung den Kindern angetan wird, sehr gut erklären kann, warum es so wenigen Kindern aus Scheidungen gelingt, halbwegs damit zu Rande zu kommen.

Mir scheint hier auch wichtig, die Rolle des Väterlichen zu sehen. Unter dem Aspekt, was eigentlich passiert, wenn ein Vater, der sich von der Exfrau drangsaliert fühlt und das als seine Realität erlebt, sich von den Kindern trennt. 85 % der Scheidungskinder in Deutschland bleiben bei der Mutter, die 15 % bleiben beim Vater. Wir sprechen jetzt mal über die Mehrheit: Was passiert, wenn der Vater nach vielen Schwierigkeiten über Umgangsrecht, über Zahlungen, über Besuche, die nicht stattfinden oder verzögert werden, sagt „Jetzt ist es aus, jetzt gehe ich!“ Was passiert? Er verzweifelt nach langen Kämpfen, in den wenigsten Fällen geschieht eine Affekthandlung aus der Sekunde heraus. Nach langen, langen Zweifeln und Kämpfen wirft er die Flinte ins Korn und überlässt damit die Kinder einer Einseitigkeit der Mütter, die für die Kinder eine zusätzliche Verarmung darstellt – jenseits des Elterlichkeitsverlustes. Im Übrigen, wenn Mütter Besuchsrechte haben und die Kinder nur alle 14 Tage sehen und auch auf Grund irgendwelcher Drangsaliierungen durch den Expartner sagen „Ich werfe die Flinte ins Korn“, gilt genau die selbe Logik. Also auch die Mutter darf im Grunde, wenn sie drangsaliert wird, sich drangsaliert fühlen und diesen Schritt nicht gehen.

Warum sind Scheidungen für Männer so problematisch? Erstens, es gibt nicht „die Männer“. Es gibt Männer, die man unterteilen muss nach Kulturen, aus denen sie kommen, in denen sie leben. Es gibt Männer mit niedrigem Einkommen und niedriger Bildung und hohem Einkommen und hoher Bildung. Diese beiden möchte ich einfach mal hier kurz festhalten. Und ich möchte auch im Gegensatz zur Befassung der Wissenschaft mit den mittleren Schichten zur Abwechslung einmal die vernachlässigte Schicht, nämlich der unteren Einkommen, der niedrigen Bildung betrachten. Väter aus dieser unteren Schicht beziehen ihre Identität in einer sehr traditionellen Weise: Aus der Tatsache, dass sie für die Familie erfolgreich sorgen können. Das heißt, sie gehen nicht weg aus der Familie, um zu arbeiten und sie los zu sein, sondern sie tun das in dem Bewusstsein: „Ich arbeite, damit die Familie leben kann“. Das ist immer noch so, auch wenn wir hier sehr viel modernere Begriffe strapazieren. Eine Ausnahme will ich einräumen. In der Mittelschicht gibt es in der Zwischenzeit eine Gruppe von hoch professionalisierten Leuten, jungen Männern, die das Arbeiten als etwas sehen, was sich lohnt und die von der Familie bereits abkommen. Aber für diese Schicht, für die ich spreche, ist es so: Die Arbeit wird getan, dass sie die Familie versorgen können.

Und jetzt passiert folgendes: Die Scheidung ist da, die Armut setzt ein. Der größte Teil der Männer, die wir untersucht haben, ist nicht mehr in der Lage, eine zweite Partnerschaft einzugehen – das ist alles nicht finanzierbar. Sie leben selbst am unteren Minimum, viele kehren – das ist ein durchaus regressiver Akt einer mangelnden Realitätsbeherrschung – zurück zu ihren Eltern. Im Hinblick auf die Väterlichkeit passiert etwas für diese Schicht Typisches: Die Frauen verhalten sich so, dass sie sagen „Ein Vater ist einer, der für die Familie sorgt“, wie es der Vater selbst sieht. Wenn er für die Familie nicht sorgt und sie dazu bringt, zum Sozialamt, zur Notstandshilfe gehen zu müssen, dann ist er kein Vater mehr. Wenn er kein Vater mehr ist, hat er auch keine Kinder, und wenn er für die Kinder nicht sorgt – was er ja nicht tun kann auf Grund seines geringen Einkommens – dann sieht er auch die Kinder nicht mehr. Das ist eine ganz eigentümliche, aber überzeugende Logik einer sehr polarisierten aber komplementären Vorstellung von Partnerschaft, von Ehe und von Elterlichkeit. So deprimierend dieser empirisch gesicherte Sachverhalt in der Unterschicht ist, humaner sind die Bedingungen in der Mittelschicht auch nicht. Sie sind nur anders!

Mag. Johannes Kaup

Wie gehen Männer und Väter mit Macht und Autorität um, und wie wirkt sich das auf die Kinder aus? Das ist eine Schlüsselfrage für die Vater-Kind-Beziehung. Wie erleben denn Kinder Autorität von Mutter und Vater, und wodurch werden sie geprägt, wie sehen sie den Vater?

Einige Ergebnisse einer laufenden Untersuchung unter Angehörigen helfender Berufe werden jetzt präsentiert – und zwar unter dem Titel „Vaterbilder der Helfenden – Bild der helfenden Väter“. Es ist das Thema von Vater und Tochter Czáky-Pallavicini aus Budapest. Roger Czáky-Pallavicini ist Soziologe und Universitätsdozent am Lehrstuhl für Mentalhygiene an der ungarischen Semmelweis-Universität. Er hat das kirchliche Familienhilfszentrum für Familientherapie namens „Brücke“ in Budapest gegründet – seine Tochter Zsófia Czáky-Pallavicini ist Diplompsychologin, hat eine Ausbildung als Gruppenanalytikerin und Gruppentherapie und ist Vizepräsidentin der ungarischen pastoralpsychologischen Gesellschaft.

„Vaterbilder der Helfenden – Bild der helfenden Väter“

(Vaterbilder und Vaterschaftsmodelle, Angehörige der helfenden Berufe)

**Univ. Doz. Dr. Roger Czáky-Pallavicini, Dr. Zsófia Czáky-Pallavicini,
Budapest**

Einleitung

Der Themenbereich der Vaterschaft lässt sich unter vielerlei Aspekten angehen und weist unzählige spannende Grenzgebiete auf, die einen mit Recht zu Streifzügen verlocken können.

Bei der Vorbereitung unseres Vortrags sind wir in ein für uns äußerst relevantes und aus unserer täglichen Arbeit nicht wegzudenkendes Gebiet gelangt: zu den Fragen der Autorität und der Macht. Die am Lehrstuhl für Mentalhygiene der Semmelweis-Universität laufenden Weiterbildungskurse für Mentalhygiene und Seelsorge konfrontieren uns tagtäglich mit diesen Fragen – und zwar über Probleme, Schwierigkeiten, Misserfolge sowie Fortschritte unserer Studierenden, die alle Angehörige verschiedener helfender Berufe sind.¹⁵

Sie selber begegnen als eine Art „Vater“ – und manchmal vielleicht sogar als „Kind“ – Vätern und Kindern und begleiten in ihrer täglichen Arbeit die ihnen anvertrauten Menschen, wobei das Umgehen-Können mit verschiedenen Rollen sowohl im Privatleben als auch im Beruf eine kontinuierliche Weiterentwicklung erfordert.

Erlauben Sie uns, einige Fragen und Antworten im Zusammenhang mit dieser Weiterentwicklung mit Ihnen zu teilen!

Zielsetzung unserer Forschung

Die Untersuchungen des Forschungsteams des Lehrstuhls für Mentalhygiene¹⁶ zu diesem Thema wurden durch zwei wichtige Anliegen motiviert.

Einerseits durch die neueste Literatur zur Vaterschaft, die unsere Aufmerksamkeit scharfsichtig auf die verzerrten Züge des für die letzten Jahrzehnten typischen Vaterbildes lenkt. Wie auch Josef Christian Aigner formuliert, sind die in den Medien präsentierten Väter „Unholde, [...] autoritär, grausam, triebhaft, unbeherrscht, rücksichtslos und emotional verkrüppelt“.¹⁷ Auf eine positivere Beurteilung können sie nur Anspruch erheben, wenn sie – der aktuellen Mode entsprechend – irgendwie versuchen, eine „bessere Mutter“ oder ein „gleichwertiger Mutterersatz“ zu werden. In diesem Fall aber geraten sie notwendigerweise mit einem anderen, in wesentlichen

¹⁵ Tomcsányi, T.: *Gesellschaft und seelische Gesundheit. Mentalhygiene in Theorie, Forschung, Praxis und Ausbildung*. Lambertus, Freiburg im Br., 2003.

Tomcsányi, T.; Csáky-Pallavicini, R. und Török, Sz.: *Nicht-theologische fachliche Fortbildung für Absolventen theologischer Studiengänge*. Zwei ostmitteleuropäische Ausbildungsmodelle und Forschungsergebnisse. In: *Wege zum Menschen*, 55. Jg., 2003, Heft 3., 165–176.

¹⁶ Csáky-Pallavicini, R.; Tomcsányi, T.; Mesterházy, A. und Bucholzné Szombathy, M. (2000): The Training Model in Mental Health Developed at the University of Physical Education, Hungary. Monitoring the effects of dependencies and authority to serve the evaluation of the training programme and the development of society. In: Mészáros, J. (Hrsg.): *Kalokagathia*. Semmelweis Egyetem [Semmelweis-Universität], Testnevelési és Sporttudományi Kar [Fakultät für Leibeserziehung und Sportwissenschaft], Budapest, S. 79-90.

¹⁷ Aigner, Josef Christian: *Der ferne Vater. Zur Psychoanalyse von Vatererfahrung, männlicher Entwicklung und negativem Ödipuskomplex*. Psychosozial-Verlag, Gießen, 2001, Bibliothek der Psychoanalyse. S. 19.

Bereichen der Gesellschaft und des wirtschaftlichen Lebens herrschenden Erwartungssystem in Konflikt, das die traditionell als „männlich“ kodierten Werte wie Ratio, Entscheidungsfähigkeit und Machtansprüche honoriert. Aus dem Aufeinanderprallen der verschiedenen Ideale entwickelt sich meistens eine Identitätskrise der Vaterschaft und der Männlichkeit als solcher.

Unsere Forschungen wurden andererseits durch den Anspruch angeregt, das Niveau der Mentalhygiene- und Seelsorgerkurse am Lehrstuhl für Mentalhygiene der Semmelweis-Universität beizubehalten und zu steigern, ihre Ergebnisse zu überprüfen und zu verfolgen.

Für die Kursteilnehmer, die als Angehörige helfender Berufe ihre Arbeit in asymmetrischen Beziehungen ausführen und innerhalb solcher Einfluss ausüben, gelten Macht und Autorität als Schlüsselfragen. Das Verhältnis zu diesen durchdringt unser gesamtes emotionales und soziales Leben, gilt als einer der wichtigsten Faktoren, die unser Verhalten steuern. Um in helfenden Beziehungen entsprechende Ergebnisse erzielen zu können, ist es unverzichtbar, uns unser Verhältnis zu Macht und Autorität, bei dem der Einfluss der elterlichen, väterlichen Muster bestimmt eine bedeutende Rolle spielt, möglichst bewusst zu machen.

Wir hatten ursprünglich die Zielsetzung, das Verhältnis der Angehörigen helfender Berufe zur Autorität zu erfassen, um ihnen dann beim Umgang mit den Schwierigkeiten und Gefahren asymmetrischer Beziehungen effektiver helfen zu können. Auf Grund unserer Erfahrungen waren wir nämlich zu der Hypothese gelangt, dass die Beziehung zum Abhängigkeitsverhältnis, zur Machtausübung bzw. zur Autorität in einem engen Zusammenhang mit der Entstehung des Helfersyndroms und des Burnout-Syndroms stehen könnte.

Die Ergebnisse der ersten Untersuchungsreihe, an der Studierende des Mentalhygienekurses teilgenommen hatten, erforderten dann die Erforschung weiterer Fragen, die der Zusammenhänge zwischen Autorität und Berufswahl. Daher haben wir die Erhebung auch auf Universitätsstudenten ausgedehnt, um die durch den Mentalhygienekurs eventuell vermittelten (ausgelösten) Effekte zu eliminieren und Informationen darüber zu erhalten, was für ein Verhältnis die Personen, die sich für ein bestimmtes Fachgebiet entschieden haben, zur Autorität hatten, bevor sie ihren Beruf auszuüben begannen.

Methodik der Forschungen

Um unsere Hypothesen zu beweisen und messbare Ergebnisse zu erhalten, haben wir eine neuartige Methode angewandt, deren Messinstrument wir selber entwickelt haben. Der Ausgangspunkt war Aussage 50 der von Adorno benutzten F-Skala: „Gehorsam und Respekt gegenüber der Autorität sind die wichtigsten Tugenden, die Kinder lernen sollten.“¹⁸:

Adornos F-Skala dient der Messung der autoritären Einstellung der Persönlichkeit. Diese ist durch Rigidität, machtorientiertes und voreingenommenes Denken sowie ein starkes Festhalten an Konventionen gekennzeichnet. Wir haben einen Fragebogen mit drei Fragenkreisen entwickelt und aufgenommen. Mit Fragenkreis I wird zunächst festgestellt, in welchem Maße der Helfer mit der autoritären Erziehung von Kindern einverstanden ist, und dann, wie er seinen Vater und seine Mutter in Autoritätsfragen erlebt hat. Fragenkreis II gibt Aufschluss über den Anspruch auf Erweiterung oder Verringerung der Macht. Fragenkreis III macht Aussagen über einen fiktiven Machtinhaber.

¹⁸ Adorno, Th. W.: Studien zum autoritären Charakter. Suhrkamp, Frankfurt/M., 1999., S. 43.

In der Erhebung haben wir auch mehrere soziodemografische Parameter der Probanden abgefragt. Von den für die Analysen verwendeten Informationen möchten wir hervorheben, dass wir die Befragten darum gebeten haben, sich selbst nach der Art ihrer Religiosität in eine der folgenden 5 Kategorien einzuordnen: Ich bin religiös und folge der Lehre der Kirche. Ich bin auf meine Art religiös. Ich kann nicht sagen, ob ich religiös bin. Ich bin nicht religiös. Ich bin nicht religiös, denn die Religion hat meiner Überzeugung nach nicht Recht.

Die Probanden

Der Fragebogen zur Autorität wurde zuerst mit 95 Teilnehmern des Mentalhygienekurses, die Angehörige helfender Berufe sind, aufgenommen. Diese Population ist hinsichtlich der Altersverteilung heterogener und bezüglich des Berufs und der Anschauung homogener als die Altersgruppe der Studierenden. Die Geschlechterverteilung war bei den Kursteilnehmern unausgeglichener (17 Männer, 78 Frauen) als bei den Studenten. Die Befragten wurden sechs Berufsgruppen zugeordnet.

Bei der zweiten Erhebung wurde unser Fragebogen – zusammen mit mehreren anderen Tests – von 349 ungarischen Universitäts- und Hochschulstudenten ausgefüllt. Die Geschlechterverteilung war 50:50, etwas über 60 % besuchten eine Hochschulinstitution in Budapest und knapp 40 % eine in der Provinz.

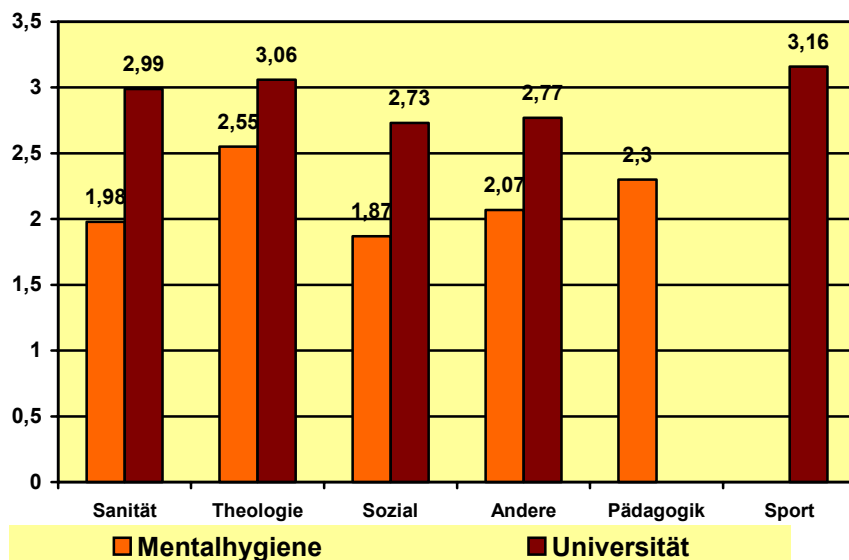
Für die Fachgebiete ergaben sich ebenfalls 6 Gruppen.

Ergebnisse der beiden Probandengruppen

Aus Zeitgründen können wir hier nur die wichtigsten und interessantesten Ergebnisse hervorheben, die wir anhand von drei Faktoren präsentieren.

Der erste Faktor, bei dem die untersuchten Gruppen Unterschiede bezüglich der Autorität zeigten, war das Fachgebiet der Befragten. Nach den erhaltenen Ergebnissen sind die Vertreter der Religionswissenschaften in beiden Populationen – also sowohl unter den Studenten als auch unter den Teilnehmern des postgradualen Kurses in Mentalhygiene – am autoritärsten eingestellt, wobei sie von den nur in der Studentengruppe vertretenen Sportlern übertroffen wurden und die Pädagogen nur knapp hinter ihnen lagen. Von denjenigen, die einen Beruf im Gesundheitswesen gewählt hatten, zeigten interessanterweise die Studenten ein hohes Autoritätsniveau, die Teilnehmer des Mentalhygienekurses dagegen ein niedriges. Eindeutig das niedrigste Autoritätsniveau hatten in beiden Gruppen die Sozialarbeiter. Man kann also sagen, dass das Fachgebiet und das Autoritätsniveau offensichtlich miteinander zusammenhängen –, die Frage ist nur, ob das Verhältnis zur Autorität die Berufswahl beeinflusst oder das gewählte Fachgebiet das Individuum prägt.

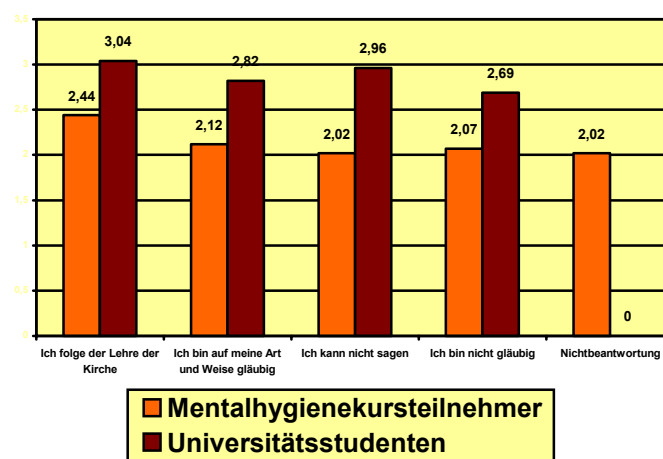
Ppt-Dia Nr. 14.:Autoritätswerte aufgeschlüsselt nach Berufsgruppen:



Der zweite Faktor war die Religiosität der Probanden. Um diese zu messen, haben wir in unserem Fragebogen eine 5-Stufen-Skala benutzt, mit deren Hilfe sich die Befragten nach ihrer religiösen Überzeugung einstufen sollten.

Laut unseren Ergebnissen sind diejenigen am autoritärsten eingestellt, die sich der Kategorie „Ich bin religiös und folge der Lehre der Kirche“ zugeordnet haben. Man kann also sagen, dass die religiöse Selbsteinstufung eine hohe Korrelation mit der Autorität aufweist – allerdings nur bei kirchlich-religiösen Probanden.

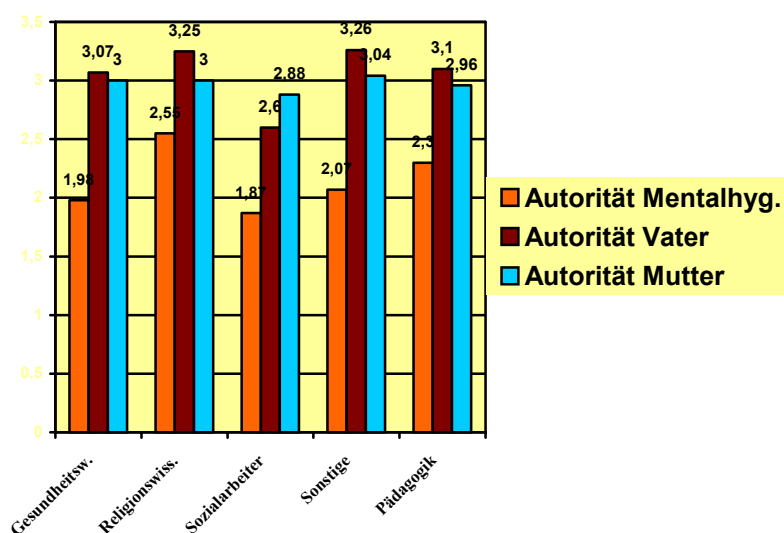
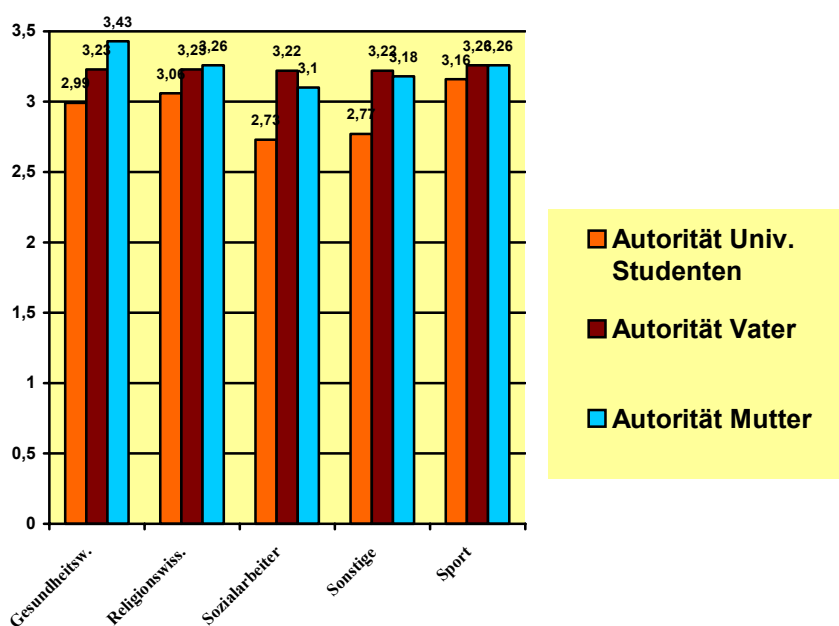
Ppt-Dia Nr. 17.: Autorität und Religiosität:



Der dritte Faktor schließlich war der, der auch den direktesten Bezug zum Thema dieser Konferenz hat, nämlich der Zusammenhang zwischen der elterlichen bzw. jeweils gesondert der väterlichen und mütterlichen Autorität und dem Autoritätsniveau der Befragten. (Hier ist natürlich anzumerken, dass wir nur indirekte Angaben über die Autorität der Eltern haben, da wir im Grunde mit dem Elternbild der Kinder arbeiten).

Ppt-Dia Nr. 20. und 21.; möglichst neben einander.:

Das erste und wichtigste Ergebnis ist hier, dass das Autoritätsniveau der Probanden



und das Gesamtautoritätsniveau ihrer Eltern bei den Studenten korrelieren, während bei den Teilnehmern des Mentalhygienekurses eine geringere Korrelation vorliegt. Laut der Einschätzung der Studenten aller Fachbereiche weisen die Autoritätswerte des jeweiligen Probanden und die des Vaters und der Mutter eine kleinere Differenz auf, als das bei den Kursteilnehmern der Fall ist. In weiteren Untersuchungen sollte geklärt werden, welche Faktoren bei der Entstehung dieses Unterschieds eine Rolle spielen.

Es folgt aus dem bisher Gesagten – was wir hiermit trotzdem noch einmal hervorheben möchten –, dass die geringste Abweichung von der väterlichen und mütterlichen Autorität in bei Probanden vorliegt, die den Fachgebieten mit den höchsten Autoritätswerten angehören, also bei den Sportlern und den Absolventen theologischer Studiengänge. Die im sozialen Bereich Tätigen dagegen, die einen niedrigeren eigenen Autoritätswert haben, weichen in beiden Erhebungen deutlich vom Autoritätsniveau ihrer Eltern ab. Bei den im Gesundheitswesen tätigen mentalhygienischen Fachleuten, die ebenfalls einen kleinen Autoritätswert haben, ist die größte Differenz zwischen dem Autoritätsniveau der Eltern und dem des Kindes zu beobachten.

Wir hielten auch die Klärung der Frage für wichtig, ob die von den Befragten eingeschätzte väterliche und mütterliche Autorität voneinander abweichen, und welche eher mit der eigenen Autorität zusammenhängt.

Hervorzuheben ist hier das Ergebnis, nach dem die Korrelation der Autorität der Studenten und ihrer Elternteile gleichmäßiger ausfällt, d. h. die Autorität des Vaters und die der Mutter unterscheiden sich nach der Beurteilung der Studenten in geringerem Maße. Daraus ergibt sich für uns eine weitere interessante Frage für die nächsten Untersuchungen, und zwar: Werden diese Jugendlichen das Autoritätsniveau ihrer Eltern in einigen Jahren, in einer späteren Phase ihrer Identitätsentwicklung, als weniger einheitlich bewerten, oder sollten sie – vielleicht in Form eines Mentalhygienekurses – dabei unterstützt werden, sich eine differenziertere Sichtweise anzueignen? Oder melden sich möglicherweise nur diejenigen zu unserem Kurs an (oder wählen wir selbst beim Aufnahmeverfahren diejenigen aus), die über eine reifere, autonomere Persönlichkeit verfügen, was sich in unserer Untersuchung u. a. darin zeigt, dass sie sich nicht unbedingt mit der elterlichen Autorität identifizieren?

Die Autorität der Elternteile zeigt Zusammenhänge unterschiedlichen Ausmaßes mit dem Autoritätsniveau der Zielperson. Auf Grund der erhaltenen Ergebnisse haben wir den Eindruck gewonnen, dass die Autoritätswerte in der Mutter-Kind- und besonders in der Mutter-Tochter-Relation stärker miteinander korrelieren als die Vater-Kind-Werte.

Zusammenfassung

Die Ergebnisse lassen sich also wie folgt zusammenfassen:

Fachgebiet und Autoritätsniveau zeigen deutliche Zusammenhänge. Von den untersuchten Berufsgruppen sind die Vertreter der Religionswissenschaftler und die Sportler am autoritärsten eingestellt, das niedrigste Autoritätsniveau zeigen die Sozialarbeiter.

Auf Grund der religiösen Selbsteinstufung waren die Personen, die sich als „kirchlich-religiös“ eingestuft haben, am autoritärsten eingestellt.

Nach der Einschätzung der Studenten weisen ihre eigenen Autoritätswerte und die Autoritätswerte des Vaters und der Mutter in allen Berufsgruppen eine kleinere Differenz auf als bei den Kursteilnehmern.

Der eigene Autoritätswert und der der Eltern zeigen bei den Berufsgruppen mit dem größten eigenen Autoritätswert die geringsten und bei den Berufsgruppen mit niedrigem eigenem Autoritätswert die größten Unterschiede.

Bei den Studenten weichen die Autorität des Vaters und die der Mutter nach Einschätzung ihrer Kinder weniger voneinander ab als bei den Teilnehmern des Mentalhygienekurses.

Die erhaltenen Ergebnisse deuten darauf hin, dass die Vater-Kind-Autoritätswerte viel weniger miteinander korrelieren als die Autoritätswerte von Mutter und Kind, was ganz besonders für die Mutter-Tochter-Relation gilt.

Im Laufe der Untersuchung ergaben sich auf der Frage nach dem Warum weitere Fragen und Hypothesen, z. B.:

Ist es möglich, dass der Vater einen geringeren Einfluss auf das Autoritätsniveau des Kindes und dessen Ausmaß hat als die Mutter? Oder handelt es sich darum, dass sich die entsprechend den gesellschaftlichen Erwartungen „autonom erzogenen“ Jungen – als Kinder wie als Väter – stärker abgrenzen können?

Ist es möglich, dass sich die vom Vater vermittelten Werte auf die in den einzelnen Disziplinen Tätigen unterschiedlich auswirken, oder ist es eher so, dass bestimmte Berufe von Personen mit einem bestimmten „Autoritätsprofil“ gewählt werden?

Ist es möglich, dass die Studenten, die sich hinsichtlich der Autorität gegenwärtig in größerem Maße nach ihren Eltern richten, in einem späteren Lebensabschnitt ebenfalls über ein niedrigeres Autoritätsniveau berichten werden, so wie die Teilnehmer des Mentalhygienekurses jetzt? Für diese Hypothese spricht eine im Jahr 2002 durchgeführte Wertuntersuchung bei zwei Altersgruppen einer Religionsgemeinschaft, die ergab, dass die Wertpräferenz der höheren Altersgruppe bezüglich der traditionellen Familienwerte mit den Jahren abgenommen und hinsichtlich der Opferbereitschaft zugenommen hat.¹⁹ Wenn man davon ausgeht, dass ihre Eltern und die für sie jahrelang als Bezugsgruppe fungierende Gemeinschaft die konservativen Familienwerte bevorzugen, zeigt sowohl das Abweichen von diesen Werten als auch die selbstlose Hintanstellung eigener Interessen gegenüber denen der Gemeinschaft die zunehmende Autonomie der Jugendlichen. Deshalb ist anzunehmen, dass sich der gleiche Prozess mit zunehmendem Alter auch hinsichtlich der Beziehung zur Autorität vollziehen wird.

Inwieweit beeinflusst der Mentalhygienekurs das Verhältnis der Teilnehmer zur Autorität, oder ist es eher so, dass eine reifere, autonomere Persönlichkeit, die sich vom elterlichen Autoritätsmuster lösen kann, Voraussetzung für die Teilnahme an der Weiterbildung ist bzw. eher dazu motiviert?

Die Antworten auf all diese Fragen und die eingehendere Analyse der Daten werden wir nach Abschluss der gegenwärtig laufenden Phase unserer Forschungen vorlegen können.

(Auf die Notwendigkeit der Unterscheidung der Begriffe „Autorität“ und „autoritär“ geht die nachfolgende Podiumsdiskussion ein. Anmerkung der Redaktion)

¹⁹ Csáky-Pallavicini, Zs.: Értékrendi különbségek egy vallási közösség életkori csoportjainál [Unterschiede im Wertesystem der verschiedenen Altersgruppen einer religiösen Gemeinschaft]. Diplomarbeit, Eötvös-Loránd-Universität Budapest, 2002.

Podiumsdiskussion

Johannes Kaup:

Eine Frage an Frau Schlaffer: Männer haben ihr bisher klar umrissenes Selbstbild aufgegeben, das haben Sie in Ihrer Studie gesagt. Eine Phase der Desorientierung ist abgeschlossen; sie haben die Lektion verstanden – „Work will not love you back“. Das heißt, Gleichberechtigung und Selbstverwirklichung sind klar und nicht mehr kontroversiell, haben Sie uns heute Vormittag dargestellt. Was sind denn aus Ihrer Sicht die Haupthindernisse der Umsetzung einer egalitären, geschlechterdemokratischen Partnerschaft und Vaterschaft?

Edit Schlaffer:

Ich glaube, der kritischste Punkt ist der Einstieg in eine positive Vaterschaft. Der Einstieg wird sehr schwierig gemacht, davon wird sehr viel abhängen wie diese Klippe gemeistert wird. Wir sehen eine absolut positive Konditionierung, das ist einmal klar, die Ausgangs- und Startbedingungen sind sehr gut. Andererseits leben wir in turbulenten, krisengeschüttelten Zeiten; die Jungen sehen die Nachrichten mit Schrecken, wie die „Alten“, jeder dritte Manager über fünfzig in den USA, dem outsourcing zum Opfer fallen. Das ist eine Entwicklung die auch bei uns sukzessiver Raum greift; es ist eine sehr verunsichernde Zeit. Gleichzeitig sind Zeiten des Umbruchs oder Zeiten der Veränderung immer eine echte Chance; in gut funktionierende Regelsysteme einzugreifen ist fast unmöglich. Dann präsentieren sich die Konzerne, die Firmen, die Strukturen, die Gesellschaft insgesamt als sehr starr. Diese Umstrukturierungen sind vielleicht auch eine mögliche Chance, sich anders zu positionieren, Freiräume aufzumachen und diese Frage, wie will ich leben, die wie ein Themenfaden durch unsere Untersuchung gegangen ist – nicht vorgegeben von uns, sondern als Thema eingebracht von den jungen Erwachsenen – diese Frage stellen sich heute junge Erwachsene, junge Männer, in einer ganz anderen sehr scharfen, pointierten Weise wie nie zuvor. Sehr viel wird auch abhängen von der Art der Begleitung der Frauen; hinter jedem „menschlichen“ Mann steht auch eine Frau, die ähnliche humanitäre, egalitäre Werte vertritt. Frauen sind heute auch in einer sehr schwierigen Situation – die OECD-Daten sprechen auch eine ganz klare Sprache – qualifiziert wie noch nie, ambitioniert wie noch nie. Die männlichen Jugendlichen sind auch eine Gruppe der Adoleszenten, um die wir uns große Sorgen machen, weil die zum Teil jetzt hier auf der Strecke bleiben. Jetzt positionieren sich diese Frauen neu und haben erstmals in einer Form der kritischen Masse auch die Möglichkeit, „Playerinnen“ auf einer qualifizierteren Ebene zu sein. Gefahr, Gefahr, würde ich meinen. Da einzuhalten und zu überlegen: Lernen wir aus den Fehlern des vorangegangenen patriarchalen Systems und versuchen wir es gemeinsam anders zu machen? Treffen wir uns in unseren Wünschen, die auch sehr klar formuliert wurden – auch in unserer Studie? Dann sehe ich einen Silberstreif am Geschlechterhorizont.

Johannes Kaup:

Welche konkreten Hindernisse sehen Sie? Wo scheitert es an der Umsetzung?

Edit Schlaffer:

Ein konkretes Hindernis ist sicher die Schwierigkeit, in dem Moment, wo die jungen Erwachsenen einsteigen in den Ring der Arbeitswelt und diesen Kampf aufnehmen. Das ist die erste Klippe, da nicht völlig verschlungen zu werden. Das ist eine echte

Gefahr, wobei ich meine, dass heute die Gefahren für Männer und Frauen gleich verteilt sind, und da haben sie unter Umständen auch ähnliche Chancen, da wieder herauszukommen – und sie formulieren es ja auch. Die Idee voll berufstätig zu sein ist keine Idee, die in den jungen Köpfen als Wunschvorstellung mehr verankert ist. Früher haben wir eher die „Büffeljäger“ gehabt, die unbedingt hinauswollten und kämpfen, erlegen und stark dastehen. Die sind ausgestorben – wir haben heute ein anderes Modell Mensch und auch Mann. Ich glaube, da müssen die Frauen auch auf dem Boden bleiben und nicht die falsche Fährte aufnehmen. Wenn sich beide in ihren Ansprüchen reduzieren, z.B. Hinterfragung der Konsumwelt, Hinterfragung der eigenen Bedürfnisse und andere Werte setzen – Stärkeorientierung auf Familie, Kinder, gemeinschaftliche Ideen, den Blick auf die Welt hin zu öffnen, in die Weite zu schauen anstatt ihn zu verengen und nur diesen Einbahnstraßen-Erfolg zu fahren.

Johannes Kaup:

Meine Frage an Herrn Guggenbühl: Gleichberechtigung darf nicht zur Gleichmacherei führen, Väter bringen sich auf andere Art und Weise in das Familienleben ein wie Frauen – was ist denn zu tun, damit diese Andersartigkeit als positiv wahrgenommen und nicht verunglimpft wird als passiv, als feig, als Flucht oder Faulheit?

Allan Guggenbühl:

Da gibt es verschiedene Dinge. Der wichtigste Punkt ist natürlich unsere Einstellung. Ich merke oft, dass das, was „männlich“ ist, oft als negativ bewertet wird. Was auch heute schon gesagt wurde, wenn Väter gewisse Aktivitäten machen in der Familie, dass das dann als pathologisch oder problematisch angesehen wird, z.B. dass sie risikoreichere Spiele machen, dass sie das anders angehen. Da braucht es ein bestimmtes Verständnis dafür, dass wenn Männer sich in die Familie einbringen eben etwas anderes passiert. Das ist ein Punkt und ich glaube, wenn wir das machen oder es als eine andere Art von Väterarbeit definieren, es auch vielen Männern leichter fällt sich in der Familie zu beteiligen.

Johannes Kaup:

Uns ist ja auch aufgefallen, dass z.B. der Lehrer-Beruf hauptsächlich ein weiblicher Beruf ist. Wo wird denn das vermittelt, wenn es nicht in der Familie vermittelt wurde?

Allan Guggenbühl:

Das ist effektiv ein Problem, ich merke, dass sehr viele junge Männer eine Sehnsucht haben nach der – wie ich sagen würde – männlichen Konfrontation, männlichen Begegnung; dass sie die Umwelt absuchen und abtasten nach gewissen Figuren, die sich auf eine Art und Weise mit ihnen in Beziehung setzen, die sie als männlich erleben. Vielleicht auch konfrontativ, vielleicht über ein Thema, vielleicht auch über die Taten. Ich selber arbeite mit Jugendlichen, die meist ein Delikt begangen haben – wo es ganz wichtig ist, dass man dieses Delikt respektiert, aber auch beurteilt oder verurteilt und nicht sagt „Wieso hast du das getan?“ sondern sagt „Was du getan hast, ist absolut schief. Du hast ein Auto geklaut!“ etc. Und dann reagieren sie oft einerseits mit einer Verurteilung der Tat „Ich habe etwas ganz Dummes gemacht“, aber andererseits merke ich, man muss es ihnen auch zugestehen. Solche Formen des Dialoges braucht es unbedingt, und da gibt es ein großes Defizit. In der Schule ist es oft so, dass die Lehrer selbst so verunsichert sind, dass sie solche Qualitäten nicht zulassen. Übertrieben ausgedrückt, sie kommen in die Schule und verhalten sich dann noch mehr nach weiblichen Stereotypen als sie eigentlich müssten und

können gar nicht mehr richtige Männer sein. Ich beobachte, dass weibliche Lehrer fast mehr Verständnis dafür aufbringen und dann realisieren „Das ist ein Junge und den muss ich anders ansprechen“. Da braucht es auch eine Bewusstseinsänderung.

Publikum:

Ich vertrete acht englische Väter, die fünf englische Gruppen vertreten. Wir möchten uns bei Österreich bedanken, dass es hier die einzige Behörde Europas gibt, die Männern strukturell eine institutionelle Gleichberechtigung anerkennt. Was Sie machen, ist, Bürgerrechte einführen, wonach nicht nur Frauen uns erzählen, was wir Männer zu tun haben, sondern eben auch diese Geschlechtergleichberechtigung ansatzweise ernst nehmen. Männer werden ihre eigene Stimme bekommen und dafür möchten wir uns hier bedanken. Wir wollen auch sagen, dass wir hoffen, dass ihr Österreicher Ähnliches im Rahmen der EU in Brüssel macht. Brüssel braucht Väter, die sagen, was Väter wollen, was unsere Probleme sind, weil in England, Frankreich und den Niederlanden keine Väter in Bundesgremien sind. Meine Frage: Warum ist das so, dass so viele Forschungen über Väter nicht finanziert werden? In Europa gibt es derart viele Forschungen, wo gefragt wird, welche Art von Zahnpasta Frauen benutzen oder was Frauen für Kinderbetreuung brauchen. Aber wir wissen nichts über Väter. Was ist der strukturelle Grund, dass Vaterforschung nicht finanziert wird?

Edit Schlaffer:

Ich muss ehrlich sagen, ich habe keinen Überblick über das Ausmaß der finanzierten Vaterforschung. Mich berührt weniger die Nicht-Finanzierung der Forschung oder die nicht ausreichende Finanzierung, ich glaube, wir müssen eher Druck machen für Maßnahmen. Das Wissen ist vorhanden, es ist schon ein breites gesellschaftliches Bewusstsein da für die Notwendigkeit, dass Väter dabei sind – wir wissen, dass sie es auch wollen – aber es geht jetzt um klare strategische Positionierung. Wie kann diese Sache umgesetzt werden, das kann doch nicht so schwierig sein? Und bei jeder Podiumsdiskussion fällt dieser Punkt mit den Lehrern, die Ausbildung der Erziehung in weiblicher Hand. Solange dieser Beruf keine Aufwertung erfährt, wird er ein weiblicher Bereich bleiben. Daher eine klare Forderung: Wir müssen in diesem Bereich die Professionalisierung vorantreiben und hier auch die Chancengleichheit für Männer etablieren, männliche Rollenmodelle allein in den Familien sind zu wenig. Der einzig verbindliche Ort für die Mehrheit der Kinder und Jugendlichen ist heute die Schule, das muss auch klar sein. Bei den verschiedenen Familienformen, bei den sich auflösenden Beziehungsnetzen müssen die Männer auch rein, da müssen wir die Männer auch ermutigen, dass sie dort Flagge zeigen. Die Kinder wollen das ganz bestimmt. Wir haben an einer umfangreichen Studie zur vorschulischen Erziehung und Betreuung in österreichischen Kindergärten gearbeitet: Die männlichen Kindergartenpädagogen, die da aufgetreten sind, waren Stars – egal wie gut vorbereitet, egal wie liebevoll – allein ihre Existenz war etwas Sensationelles für die Kinder. Das wird ihnen oft vorenthalten, und das finde ich sehr schade.

Allan Guggenbühl:

Sie haben nach der Forschung gefragt: ich kann das nur anhand der Situation in meiner Hochschule beurteilen. Da ist es so, dass sie teilweise in den Akademien noch sehr stark in diesem Sozialisationsdogma fixiert sind, dass sie das Gefühl haben, „doing gender“, das ist das, was man ansehen muss, dass man eigentlich Dekonstruktion der Geschlechterrollen betreiben muss, dass das die Aufgabe ist. Es

wird sehr viel Forschung in diese Richtung gemacht. Aber Forschung, die die Geschlechterdifferenzen eigentlich akzeptiert betrachtet, ist im Moment sehr schwierig. Es gibt diverse Gremien, wo man nicht einmal Gehör bekommt für solche Forschungsaufgaben; ich kann das aus eigener Erfahrung sagen und aus der Erfahrung von Kollegen. Es braucht doch eine gewisse Zeit, bis sich da ein „shift“ ergibt.

Gerhard Amendt:

Ich denke, man sollte sich da nichts vormachen, dass über Väter nicht geforscht wird, und dass die Geschlechterforschung Sie außer Stande setzt, zu überblicken, was in der Männerforschung passiert. Das finde ich eigentlich eine erstaunliche Äußerung, dass Sie das nicht wissen. Machen wir uns politisch nichts vor – ich kann das mit Gewissheit für Deutschland sagen – Deutschland hat in der Genderforschung in den vergangenen zwanzig Jahren eine sehr starke staatliche Orientierung gehabt. Das heißt, die etablierte Forschung, die über die deutsche Forschungsgemeinschaft oder die deutsche Volkswagenstiftung läuft, ist eigentlich damit nicht in dem Maße befasst worden wie man sich das von der Relevanz der Problematik hätte wünschen müssen. Das hat auch viel damit zu tun, dass die Männer es unterlassen haben solche Forschungsanträge zu stellen. Die Forschung, die vom Staat finanziert wurde, in aller Regel vom Bundesfamilienministerium oder vom Justizministerium, ist eine parteiliche Forschung gewesen; ist eine Forschung gewesen, die sich nicht den Standards des wissenschaftlichen Diskurses unterworfen hat, sondern eine Forschung, die – sowohl von denen die die Forschung gemacht haben als auch von denen die sie finanziert haben – als Unterstützung der Politik gedacht war. Das hat es schon immer gegeben, ich habe solche Forschung selbst gemacht, als es in den 70iger Jahren darum ging, herauszufinden wie das Leben von unerwünschten Kindern, nach einer unerwünschten Schwangerschaft, aussieht. Das Problem ist nicht, dass es diese Forschung gibt, sondern das Problem ist, dass gerade die Genderforschung in Deutschland abgekoppelt wurde von dem so genannten „peer evaluation process“, der in allen anderen Forschungsgemeinschaften einfach der Standard ist.

Das heißt, es hat sich unter der Ägide des Familienministeriums eine diffuse Welt von Forschungsinstituten mit unmittelbarer „grass route“ - Verbindung entwickelt, die außerhalb des wissenschaftlichen Diskurses gelaufen ist. Das ist das Problem, das wir haben, und es hat sich deshalb so entwickelt, weil in dieser politisch-parteilichen Forschung ein Paradigma gegolten hat: Die Männer sind die Bösen, die Frauen sind die Guten; die einen sind die Täter, die anderen sind die Opfer. Wenn man davon überzeugt ist, dass jemand ein Täter ist, muss man dem ja nicht unbedingt unter die Arme greifen. Das wird heute auch von der Frauenforschung selbst gesehen, viele Frauen springen von dem ab, was sie vor zwanzig Jahren formuliert haben, und darüber muss man sich einfach im Klaren sein. Nur muss man sehen, dass das Abspringen oder diese verspätete Korrektur natürlich einen Körper von Forschung produziert hat, der in hohem Maße untauglich ist für die Debatte, wie sie heute zum Beispiel hier als eine begonnen wird, in der es um Versöhnung- und nicht um Feindbildproduktion geht. Ich denke, das ist eine Antwort auf die politische Frage, die Sie gestellt haben.

Publikum:

Ich frage Herrn Guggenbühl, wie ist die Umsetzung dieser Gedanken, dieser Studien in der Schweiz? Wie wird Männerarbeit dort umgesetzt?

Allan Guggenbühl:

Ich glaube, dass ist natürlich eine gemeinsame Aufgabe und nicht die Aufgabe einzelner Personen, dies umzusetzen. Es gibt ganz viele verschiedene Bereiche, ein Bereich ist zum Beispiel die Schule. Bei uns in der Schweiz ist das oft fatal, da wird „Bubenarbeit“ gemacht, aber eigentlich wird bei den Buben versucht, das männliche Bild zu dekonstruieren. Bubenarbeit ist teilweise fast wie eine versteckte Arbeit, quasi gegen die Buben zu arbeiten, deswegen ist das relativ schwierig. Es braucht verschiedene Kanäle – ich versuche das im Rahmen meiner Arbeit – aber die Umsetzung hinkt in gewissen Bereichen noch.

Publikum:

Ich bin der Präsident des Landesverbandes der Großfamilien in Ungarn. Wir haben ungefähr 20.000 Mitglieder, und die Vorträge waren für mich sehr interessant. Aber für mich sagen die Wörter „Mutter“ und „Vater“ nur etwas, wenn ich sie im Zusammenhang mit „Familie“ höre. Ich möchte etwas mehr über die Familien hören. Ich glaube, die europäischen Länder haben als größtes Problem die Demografie, und meine Frage ist, ob die Forschungen, die Sie gemacht haben, dieses Problem berührt haben, ob Sie sich damit beschäftigt haben und welche Antworten Sie dort gefunden haben? Was sagen Sie über die Jugendlichen – wollen sie in Familien leben oder wollen sie als Singles leben? Wollen sie Kinder, mehrere Kinder oder eines oder zwei? Was ist die Motivation, wann wollen sie mehr, wann wollen sie weniger?

Edit Schlaffer:

Das demografische Problem hat ja sehr viel Diskussion ausgelöst und hat in aller Schärfe den Blickpunkt auf diese Phase der Familiengründungen gelenkt. Das finde ich jetzt sehr positiv, dass diese Phase nun genauer angeschaut und untersucht wird. Aus unserer Studie – wobei wir uns genau diese jungen Erwachsenen quer durch Österreich angesehen haben – geht klar hervor, dass der Kinderwunsch deutlich formuliert wird. Der Kinderwunsch ist sowohl bei jungen Frauen als auch bei jungen Männern vorhanden; etwas ausgeprägter bei Frauen, aber nicht wesentlich ausgeprägter. Die letzte Entscheidung treffen schon die Frauen, aber es ist natürlich ein kooperatives Unterfangen. Es wird diskutiert, und was die Heranwachsenden davon abhält, sind die Zukunftssorgen, die heute vorgezogen sind. Wir haben in den letzten 30 Jahren nicht so massive Zukunftsängste gehabt, wenn wir uns die Jugendstudien retrospektiv anschauen, wie heute. Die Jugendlichen sind sehr verunsichert, das spricht aber für hohes Verantwortungsbewusstsein. Sie wollen auch für diese zukünftige Familie oder für diese Form des Zusammenlebens eine Basis schaffen, also auch hier die Idee des kooperativen Unternehmens.

Es ist heute auch nicht so klar, dass die Pflichten traditionell verteilt sind – nicht nur, weil die Frauen es nicht mehr wollen, sondern auch, weil es die Männer nicht mehr wollen. Auch die Männer visualisieren ein anderes Leben, ein offeneres, ein gleichberechtigteres, partnerschaftlicheres Leben, auch im Hinblick auf ihre Kinder. Junge Männer haben heute ein anderes Väterideal, diese Entwicklung finde ich wunderbar, und ich glaube schon, dass solche Initiativen die es auch - von den österreichischen Ministerien gefördert - gegeben hat und noch gibt wie z.B. Mädchen- und Bubenschwerpunkte in Schulen, Konflikt- und

Kommunikationsstunden, einen ganz wichtigen Beitrag dazu geleistet haben. Wir haben solche Untersuchungen teilweise selber gemacht und begleitet, und was wir da sehen konnten - erfreulicherweise im Gegensatz zu den Schweizer Erfahrungen - dass auf der Bubenseite sehr bewusst männliche Lehrer die anderen Bedürfnisse der Buben aufgefangen haben, z.B. diese unglaubliche Körperorientierung. Das heißt, die haben ihre Bubenstunden hinaus verlegt auf den Fußballplatz als Turnstunden, um so über den körperlichen Zugang, über diesen Drang, sich auszutoben und einmal Dampf abzulassen, Hormone sprühen zu lassen, aus diesem Körpergefängnis herauszukommen, Zugang zu den Emotionen zu bekommen.

Das sind alles Bausteine, kleine Schritte in die richtige Richtung – wir müssen diesen Weg weiter gehen, auch in der Kindergarten-Pädagogik gibt es erfreuliche Entwicklungen. Wir sind vor einigen Jahren im Rahmen von Untersuchungsprojekten in Kindergärten hinein gegangen als Beobachterinnen - ich habe die Beobachtungen in den Familienecken geliebt – wenn Sie sich da die Rollen anschauen, es ist unglaublich gewesen. Die Mutter, das Mädchen, werkt am Herd herum oder spielt mit dem Puppenkind – der Vater, der kleine Bub, war relativ orientierungslos, hat sich aber sehr wohl gefühlt; es hat die kleinen Buben magisch hinein gezogen in diese Spielecken. Dann hat er ein Micky-Maus-Heft genommen und gelesen, während die Mädchen immer sehr beschäftigt waren, und irgendwann hat er diese Sache dann zerstört, hat angefangen Sachen herumzuwerfen usw. Es gibt also wenig Vorlagen, Orientierungslosigkeit, keine wirklichen Rollen.

Heute sind die Zugangsweisen ganz andere: Es wird aufgefangen, es wird thematisiert und wir haben einen offenen Blick für diese Entwicklungen. Und das ist gut für beide Seiten. Ich glaube, dass diese Ansätze im pädagogischen Bereich, im psychologischen Bereich gesellschaftliche Früchte tragen werden. Es ist eine stärkere Betroffenheit da, ein stärkeres Hineingezogen Werden, der Abbau der Fremdheit. In den ersten Studien war die Rolle des Vaters – wenn auch plakativ gesagt – die des Aufsichtsrates in der Familie; das ist eine Rolle, die vorbei ist. Da fühlen sich die Männer nicht wohl, das wollen sie nicht. Sie wollen nicht der Assistent der Frau sein, sie wollen gleichberechtigte Väter und Menschen sein mit einem eigenen Profil. Und das ist – weil auch die Basisveränderungen in der Familie stattfinden – unsere Hoffnung für eine neue humanitäre Gesellschaft. Das ist das neue Menschenbild, auf das wir heute hinarbeiten sollten; das macht für mich auch gesellschaftspolitisch Sinn.

Publikum:

Ich bin Schauspieler und Rhetoriktrainer, und ich möchte Frau Schlaffer natürlich glauben, und ich wünsche es so, dieses schöne hoffnungsvolle und positive Bild. Sehr viele meiner Beobachtungen kontrastieren mit dem, was ich erfahre und sehe in unserer Gesellschaft. Meine Frage ist: Wo haben Sie diese Befragungen gemacht, in welchen Gesellschaftskreisen, in welchen Bezirken? Ich könnte Ihnen jetzt eine Fülle von Erscheinungsbildern aufzählen, die überhaupt nicht hineinpassen in dieses Bild, die ich aber sehe. Haben Sie Ausländer miteinbezogen? Wir haben einen hohen Ausländeranteil, haben Sie die mit einbezogen in Ihre Untersuchungen? Wie passt das alles zusammen?

Edit Schlaffer:

Es ist eine repräsentative Studie und widerspiegelt klarerweise die Bevölkerungsstruktur, die Bildungsstruktur, soziales Einkommen usw. Diese Kriterien sind selbstverständlich alle beachtet, quer durch Österreich, durch die verschiedenen

Bundesländer. Ein Missverständnis liegt vielleicht vor; Sie bringen Ihre Beispiele aus dem adoleszenten Bereich – die Jüngeren, die Schulkinder, das ist eine Zeit der Rebellion. Da sind natürlich Kinder, die oft bedauerlicherweise durch die Maschen des Netzes fallen, nicht aufgefangen werden, und wir finden sie am Karlsplatz. Das ist ja nicht das Spiegelbild unserer Gesellschaft, das ist nur die Phase der Rebellion. Auch viele Kinder aus den besten Familien gehen oft durch diese rebellische Phase. Wir haben mit jungen Erwachsenen zwischen 18 und 25 gesprochen, wobei aber der größte Teil des Samples bei der zweiten Hälfte angesiedelt war. Es war uns wichtig, dass ein größerer Teil schon Beziehungserfahrung hatte.

Heinz Walter:

Repräsentativität heißt ja nur, dass die Stichprobe, die sie gezogen haben hinsichtlich regionaler Herkunft, Bildungshintergrund, Einkommen usw. gleich ist. Aber es heißt noch lange nicht, dass wir eine Repräsentativität der Väterlichkeit erfasst haben, denn das können wir nicht, das bekommen wir ja erst heraus. Insofern ist jeder Verweis auf die berühmte Repräsentativität ein gefährlicher. Sie haben uns erzählt, dass Sie neben der Befragung mit Fragebogen auch Tiefeninterviews gemacht haben mit ca. 30 jungen Männern – Sie mussten ja den Kontakt herstellen, und Sie haben die Interviews zum Teil selbst geführt. Da ist bei mir sofort die Fantasie entstanden: „Da kommt ja diese Frau Edit Schlaffer! Die hat doch diese Bücher geschrieben, da gehe ich hin und führe ein intensives Gespräch mit ihr!“ Ich bin da ein bisschen skeptisch, was die Repräsentativität angeht und ob das, was Sie darüber heraus bekommen haben, für den Großteil der jungen Männer gilt. Weil sich so viel Alternatives beobachten lässt und sich auch in anderen Väter- und Männerstudien anderes ergibt.

Johannes Kaup:

Könnten Sie vielleicht zwei, drei Beispiele nennen, die anders wären als in den Ergebnissen von Frau Schlaffer; wo Sie sagen, das spießt sich?

Heinz Walter:

Da brauchen wir gar nicht weit gehen, hier in der Psychologie in Wien gibt es die Werneck-Studie. Sie wurde durchgeführt im Rahmen einer kulturvergleichenden Studie von Deutschland, Österreich, Korea und den USA. Es hat sich eben herausgestellt, dass sich die – in meinem Vortrag erwähnten – drei Vätertypen anders verteilt haben und nicht so viel Optimismus bei mir generieren wie das, was Sie, bezogen auf Ihre Studie, ausgeführt haben und sicher ausführen konnten. Oder z.B. die von mir erwähnte Studie von Matzner, eine qualitative Studie mit nur 24 Teilnehmern, aber auch da war es so, dass er – man bekommt ja nicht jeden Mann, den man anspricht dazu, sich an so einer Studie zu beteiligen – die so genannten „ganzheitlichen Väter“ vorrangig als Gesprächspartner bekommen hat. Denn das sind die, die bereits ein hohes Reflexionsniveau ihres Vater-Seins haben und dann auch gerne bereit sind darüber zu sprechen, während andere Gruppen viel schwerer zu bekommen waren im Rahmen der Suche von Gesprächspartnern. All das ist für mich ein Hinweis darauf, dass wir eben – was die Repräsentativität angeht – vorsichtig sein müssen. Das sind keine Zweifel daran, dass die Studie – so wie Sie sie uns vorgestellt haben – das widerspiegelt, was Sie uns erzählt haben.

Edit Schlaffer:

Mit der kritischen Betrachtung von repräsentativen Aussagen, überhaupt von Ergebnissen von Studien, laufen Sie bei mir offene Türen ein. Dazu habe ich auch

publiziert, und ich war über Jahre in einem umfangreichen Methodendiskurs beteiligt, weil ich ja wirklich eine der Verfechterinnen der qualitativen Sozialforschung war. Ich meine aber doch, dass Umfragenwerte auch ihren Sinn haben, dass es sich lohnt in diese Bereiche hinein zu gehen. Aber ich sage Ihnen, meine persönliche Eitelkeit ist nicht so hoch angesiedelt, sodass ich meine, dass die Jugendlichen, die wir besucht haben, wissen, wer ich bin oder meine Texte gelesen hätten. Also das würde ich nicht als einschränkende Bedingung betrachten. Wir sollten auch versuchen, einander realistisch zu sehen, und diese erste Europäische Vätertagung sollte auch ein Beitrag dazu sein, dass wir einander nicht dämonisieren und wir einander nicht größer und nicht kleiner machen. Ich bin dafür, dass wir – wo auch dieses Wort „Versöhnung“ im Raum gestanden ist – in eine neue Phase gehen und auch untereinander Frieden schließen, das ist mir ein ganz großes Anliegen.

Publikum:

„Gender Mainstreaming“ wird im europäischen Rahmen immer beschrieben unter der Doppelstrategie Gleichstellung und Frauenpolitik. Wenn es an dem ist, wie Sie sagen, sollte das Ergebnis dann nicht eine wirkliche Gleichstellung sein? Die Gebiete sind wohl unterschiedlich, aber die Benachteiligung beider Geschlechter sind gegeben: also Gleichstellungspolitik, Gender-Mainstream und weg mit der Doppelstrategie, hin zur Frauenpolitik. Meine Frage ist, ob das ein Ergebnis sein soll? Zweite Frage: Müsste es nicht so sein, dass wir generell in Deutschland und in Österreich zu einer Fachhochschulausbildung der Erzieher kommen? Sowohl in Deutschland als auch in Österreich gibt es keine Fachhochschulausbildung wie in Schweden, Dänemark etc. Wir wissen, je kleiner die Kinder sind desto wichtiger ist die Qualifikation. Müssen wir nicht dazu kommen, dass Erzieher nicht weiterhin Proletarier der sozialen Berufe bleiben? Die letzte Frage: Von welchem Väterbegriff gehen wir eigentlich aus? Sind biologische Väter gemeint oder solche wie in den heutigen Patchwork-Familien?

Andreas Laun:

Ich tue mir jetzt sehr schwer, auf die Frage der Demographie nichts mehr zu sagen, denn mir scheint – bei aller Versöhnung, Frau Schläffer – die Antwort war überhaupt keine Antwort. Das Problem ist riesengroß, und mit irgendwelchen Kindergarten-Spielen werden wir es nicht erreichen, dass mehr Kinder auf die Welt kommen. Da müsste man die wahren peinlichen und sehr beschämenden Ursachen nennen, die ganze Verhütungsindustrie, die Abtreibung und die ganze Ideologie, die das den Leuten tief eingepflicht hat und dann die politischen heimlichen Zwangsmaßnahmen, dass die Leute gar nicht Kinder bekommen können. Über das müsste man einmal sehr offen reden; aber das darf der Versöhnung nicht schaden, der Konflikt des Denkens muss möglich sein.

Ich möchte an die ungarischen Freunde eine Frage richten: Bei Ihrer Aufstellung nach der Frage des autoritären Denkens könnte man sagen „Typisch, da muss die katholische Kirche natürlich wie von der Tarantel gestochen aufstehen – unglaublich autoritär“. Ich würde dagegen eine Unterscheidung setzen und sagen, die Frage ist nicht, ob jemand eine Autorität anerkennt sondern ob es die richtige ist. Wenn jemand einem Führer im bekannt grauenhaften Sinn nachrennt, dann beschwöre ich ihn nicht autoritär zu sein und zu unterscheiden. Aber wenn er z.B. ein Bürger ist, der sagt „Ja, staatliche Autorität erkenne ich an, solange sie nicht Menschenrechten oder einem höheren Recht Gottes widerspricht, weil sie für das Gemeinwohl unabdingbar ist“ – dann ist er nicht ein negativ besetzt autoritär denkender Mensch, sondern ein sehr gutes und tragendes Mitglied dieser Gemeinschaft. Und darum muss man bei

der Frage nach der Autorität sehen, woran hält sich der Mensch, welche Autoritäten mit welchen Kompetenzen in welchen Bereichen erkennt er an, und wo ist eine ganz gefährliche Abhängigkeit und ein Nachlaufen gegenüber einem falschen Führer? Das hätte mir in dieser Aufstellung gefehlt, aber es kann sein, dass ich das nicht richtig gehört habe.

Johannes Kaup:

Wir müssen klären, im Deutschen ist „Autorität“ und „autoritär“ nicht dasselbe; da ist vielleicht das Synonym verwechselt worden. „Autoritär“ ist ein eher negativer Begriff und „Autorität“ ist eigentlich positiv behaftet.

Andreas Laun:

Das haben Sie auch angesprochen, dass der Vater und auch die Mutter eine Autorität brauchen – und das Kind braucht das auch und will das auch haben. Diese anti-autoritäre Beziehung war ja wahrhaftig kein Ruhmesblatt der Geschichte.

Roger Czáky-Pallavicini:

Wir wollten immer von autoritärem Benehmen sprechen. Das ist klar, dass das negativ ist, weil der Satz war: Das wichtigste, was ein Kind lernen muss, ist Gehorsam. Das ist eine autoritäre Denkweise und wir wissen natürlich, dass die autoritären Autoritäten die Lehrer, die Väter, die Sozialarbeiter und die Priester sind; das anerkennt jeder. Wenn das nicht so durchgekommen ist, dann war das ein Missverständnis.

Zsófia Czáky-Pallavicini:

Da waren zwei Begriffe, zum einen „Autorität“ als Erscheinung und der Vater als Autoritätsperson und autoritäres Verhalten und Verhaltensweisen. Noch eine Bemerkung zur Frage Religion und autoritäre Einstellung: Bei unseren Untersuchungen der Kursteilnehmer der mentalhygienischen Ausbildung waren grundsätzlich nicht nur Katholiken befragt; es war sehr heterogen, und es waren Reformierte und lutherische Priester und auch solche, die sich nicht religiös bestimmen.

Johannes Kaup:

Ich erinnere an die Fragen, die vorher gestellt wurden. Als Erstes: Müssten wir nicht Gleichstellung und Frauenpolitik trennen?

Gerhard Amendt:

Ich denke, Gleichstellung ist eine Konzeption von der man sagen könnte – wie im Gender-Mainstreaming unterstellt – dass Männer wie Frauen gleiche Chancen haben. So gesehen müssten Frauen auch das Recht haben, im Bergbau zu arbeiten und Männer die Möglichkeit haben, Jobs zu machen, die nicht ganz so hart sind. Das wäre eine Perspektive; aber ich bin sehr skeptisch, ob auf Grund dessen, wie Weiblichkeit und Männlichkeit heute beschaffen ist, so etwas generell gesellschaftlich für wünschenswert gehalten wird. Wenn wir heute von Gleichstellung reden, dann geht es eigentlich nur um die Gruppen, die etwas ganz Klares anmelden; das sind in aller Regel die Mittelklasseschichten. Das macht das nicht illegitim, aber es zeigt einfach, dass es doch noch ein Klassen- oder Schichtphänomen ist und bei weitem nicht eine generelle Vorstellung, die in der gesamten Gesellschaft bis in die unteren Schichten hineinreichen würde.

Edit Schlaffer:

Ich glaube, dass da schon einiges am Weg ist. Natürlich ist der Vormarsch der Männer in der vorschulischen Kindererziehung und auch im Primarbereich noch nicht absehbar. Das hat mit vielen Dingen zu tun, vielleicht dass der Beruf noch kein hohes Prestige hat und nicht so bezahlt wird, wie Männer sich das unter Umständen vorstellen, und auch traditionell überfrachtet ist mit bestimmten Vorstellungen. Sehr schade, wie ich meine – da sollte ein Fokus darauf gelegt werden. Andererseits ist ein ganz leiser Aufbruch festzustellen, dass Frauen auch in andere Bereiche gehen, wie Bergbau, Naturwissenschaften und Technik, also das, was Sie angesprochen haben, Herr Amendt. Wenn ich mir vorstelle, dass vor zwei Wochen im renommierten MIT – Massachusetts Institute For Technology – erstmals eine Frau Dekanin geworden ist; das ist bahnbrechend in der Geschichte der Naturwissenschaften. Das ist schon auch eine Ermutigung für junge Frauen, und sehr betrieben worden vom ganzen Kollegium, das mehrheitlich männlich ist. Das finde ich auch einen wunderbaren Brückenschlag und sehr wichtig für die Öffnung dieser naturwissenschaftlichen Richtungen.

Aber ich würde gerne – das ist mir ein großes Bedürfnis – Herrn Bischof Laun noch einmal antworten in Bezug auf „Wir werden die demographische Beschaffenheit nicht ändern mit diesen Kindergarten-Spielen“. Ich bin Ihnen nicht böse, aber es hat schon etwas Abwertendes. Diese Kindergarten-Spiele sind etwas ganz Entscheidendes; in diesen Bereichen entscheidet sich, welche Art von Menschenbild, welche Art von Frauen-, Mädchen-, Buben- und Männerrollen wir erreichen. Genau diese Heranwachsenden werden später entscheiden, wie sie sich in der Gesellschaft sehen wollen, welche Eigenschaften sie pflegen wollen und wie sie ihr Leben gestalten wollen. Das ist eine ganz entscheidende Sache und da müssen wir schon unseren Blick darauf lenken und uns mit vielen Details, die damit verbunden sind, beschäftigen. Das gehört jetzt zu diesen anstehenden Maßnahmen.

Johannes Kaup:

Angeschlossen daran die Frage, die auch zuerst kam: Wieso sollen Erzieher immer die Proletarier der sozialen Berufe sein?

Gerhard Amendt:

Es wird in Deutschland inzwischen diskutiert, eine Akademisierung der Erzieherberufe vorzunehmen und zwar aus einer Reihe von Gründen. Es ist anspruchsvoll, es ist eine Voraussetzung für die spätere Teilhabe an fordernden akademischen Ausbildungen. Diejenigen, die die Grundlagen dafür legen, sollten nicht nur in der Hinsicht qualifiziert sein, dass sie die eigene Kindheitsgeschichte in der Beziehung zu Kindern ungefiltert – so wie sie es gewohnt waren – einfach wiederholt haben; nicht ein altes Modell wie man früher Kinder erzogen hat von einer Generation an die nächste weitergeben, sondern man möchte jetzt Erzieherausbildung akademisieren unter dem Aspekt, dass die eigene Sozialisationsgeschichte auch in ihren emotionalen Repräsentanzen – und das ist das Entscheidende, nicht das Kognitive – sich verändert und damit auch eine Variabilität entsteht im Hinblick darauf, wie man mit einem Jungen oder Mädchen im Kindergarten umgeht.

Roger Czáky-Pallavicini:

Wir haben solche Gruppen, die ungefähr 15 Mitglieder haben. In der mentalhygienischen Ausbildung sind die Mehrzahl Frauen, aber wir passen darauf auf, dass in jeder Gruppe mindestens drei Männer drinnen sind, sonst funktioniert die Gruppe nicht gut. Bei der theologischen Priesterweiterbildung ist das umgekehrt, dort müssen wir darauf aufpassen, dass auch Frauen drinnen sind; sie denken und fühlen ganz anders und reagieren auf verschiedene Sachen. Das muss so sein, das ist der Vorteil dieser Mischgruppen.

Edit Schlaffer:

Ich möchte dem Problem der Proletarisierung der erziehenden Berufe noch etwas hinzufügen: Ein Bereich, in dem ich eine Weile gearbeitet habe, hat damals noch „Fürsorge“ geheißen – dieser Bereich ist natürlich auch aufgewertet worden, die alten Fürsorgerinnen sind ersetzt worden durch Ausbildungsstellen in Fachhochschulen. Und siehe da, das Berufsbild ist zunehmend männlich geworden – wunderbar, ganz wichtig, wir haben jetzt „street-worker“ da draußen. Das ist etwas, was Männer sicher besser können: die sehr schwierigen, zum Teil aggressionsbereiten Jugendlichen hereinholen. Sie haben eine ganz unglaubliche Palette von Tätigkeiten und Angeboten gesetzt, die umwerfend sind – das war schon über diese Art von Professionalisierung möglich. Ich glaube, diese Tendenzen sind absolut unterstützenswert.

Johannes Kaup:

Eine Frage noch zu Patchwork-Familien: Um welchen Väterbegriff handelt es sich? Haben wir einen Vaterbegriff, können wir überhaupt *einen* Vaterbegriff haben?

Heinz Walter:

Wenn wir den heutigen Tag Revue passieren lassen, dann würde ich sagen, die Antwort ist eindeutig Nein. Wir haben so viele Männlichkeitskonzepte und Vater- und Vaterschaftskonzepte kennen gelernt, mir gelingt es nicht, einen roten Faden durchzuziehen. Ich habe es mir für meinen Vortrag vorgenommen gehabt und habe davon Abstand genommen – ich denke auch, dass die Diskussion darüber im Moment wichtiger ist, und dass gerade das weite Spektrum, das an diesem Tag diesbezüglich ausgeleuchtet wurde, uns weiterhelfen könnte, ein gutes Konzept und Vorstellungen von Vaterschaft zu finden, ohne von einer Ideologie in die andere zu fallen.

Johannes Kaup:

Die Gefahr ist sozusagen, dass man in Rollen zurückfällt, die eigentlich nicht mehr wünschenswert sind bzw. nicht mehr lebbar sind?

Heinz Walter:

Nicht unbedingt nur zurückfällt, sondern auch nach vorne fällt – aber wieder in Ideologie.

Gerhard Amendt:

Ich glaube, es geht weniger darum, dass man Vaterschaft oder Elternschaft oder Mutterschaft – darum geht es auch – definiert. Wir haben gesellschaftlich ständig solche Auseinandersetzungen darüber. Der leibliche Vater ist ein Vater, der andere ist kein oder weniger Vater... bis hin in Bereiche, wo Gleichgeschlechtliche sagen „Ich bin eine Mutter und der/die andere ist ein Vater“. Das Problem ist, wenn man von

Definitionen spricht, muss man fragen: Von welcher Perspektive wird denn definiert? Natürlich, ein Stiefvater hätte es gerne, dass er von den Kindern genauso akzeptiert wird wie der Vater, der diese Kinder mit seiner Frau gezeugt hat.

Da gehen überall solche Interessen ein, und die Frage ist: Sollte man den Begriff des Vaters oder der Mutter oder der Elterlichkeit aus der Lebensperspektive oder der Wunschvorstellungen der Erwachsenen definieren – oder sollte man den Begriff aus der Perspektive der Kinder festlegen? Das ist auch nicht mit einem Hammer zu einer Münze zu schlagen. Da haben wir sehr vieles, wo man sagen kann, Kinder erleben diese Konstellation von originärer Elternschaft, mit der von Pflegeelternschaft, von Adoptionseleternschaft, von homosexueller Elternschaft in dieser und jener Weise, und wir müssen dann aus dem Entwicklungsbedürfnis der Kinder heraus uns fragen: Ist das in Übereinstimmung mit dem, was Kinder eigentlich brauchen um zu einem reifen, human gesonnenen und aggressionsbeherrschten Individuum zu werden? Das wäre mein Vorschlag, wie man sich dem Thema nähert – aber es wäre eben keine Definition.

Publikum:

Kinder geben eine klare Antwort in der Tendenz, wenn ich sage „Wer ist Papa, wer ist Mama?“. Die Mutter ist in der Regel diejenige, die das Kind auf die Welt gebracht hat, der Papa ist in der Regel der Erzeuger, und dann gibt es noch einen Hund, einen Bruder oder eine Schwester. Kinder denken oft sehr biologisch oder biologistisch, was ich aber richtig finde. Wenn ich das unterstreichen möchte, was Sie eben gesagt haben, sollte man das, was Kinder denken eher in das Blickfeld rücken als das, was Erwachsene ins Blickfeld rücken. Ich denke, der biologische Vater hat nach wie vor DIE Bedeutung.

Heinz Walter:

Der biologische Vater hat DIE Bedeutung, in anderen Kulturen ist es der Bruder des biologischen Vaters, oder ist es irgendein älterer zeugungsfähiger Mann, der die Funktion des Erwachsenen hat, sich um die Betreuung des heranwachsenden Kindes zu kümmern. Es gibt sogar Kulturen, in denen Frauen – jedenfalls kurzfristig – die Funktion des Vaters bekommen. Sie haben die Antworten der Kinder benannt, aber was macht man mit dieser Biologie? Und auch das hat die Diskussion heute deutlich gezeigt, dass Vaterschaftskonzepte eher in Richtung Biologie orientiert sind, aber natürlich auch sehr stark in Richtung Kultur und Kulturphänomen. Wir wissen inzwischen wie ein Kind entsteht und wie es vom Mann gezeugt wird, aber was sich dann darüber hinaus an erfreulichen und weniger erfreulichen Phänomenen einstellt – in der Aktion zwischen Kind und Mutter und Kind und Vater, und was mir so wichtig ist, in der Triade Vater-Mutter-Kind, worauf die Forschung hinweist, dass diese wichtiger ist als angenommen – das kann ja nur Kulturelles sein. Darüber ist an diesem Tag heute ein Diskussionsprozess entstanden, den wir nicht zu schnell wieder beenden sollten. Und wir sollten uns nicht auf irgendetwas kurzfristig einigen, womit wir vielleicht in zwanzig Jahren wieder nicht so zufrieden sind.

Andreas Laun:

Ich muss dem Herren helfen, obwohl er sich selbst verteidigen kann. Darf ich eine kleine biografische Geschichte erzählen: Ein Pflegekind, das ich lange kenne, hat mit seinem biologischen Vater bei Tisch einen Streit angefangen, und da ist dieser junge Mann aufgesprungen und hat gesagt „Hau ab! Der Pater Laun ist ja viel eher mein Vater als du, hau doch endlich ab!“ Aber er hat trotzdem gewusst, das ist sein Vater. Ich finde, dass das Hören auf die Kinder notwendig ist. Wir können nicht mit unserer

Wissenschaft alles problematisieren und sagen, da hinter den sieben Bergen bei den sieben Zwergen gibt es eine Kultur... Verzeihung, das ist vielleicht irgendwo eine kleine Stammeskultur mit Merkwürdigkeiten. Aber die Menschen wissen es, und die Kinder wissen es auch. Bei uns gibt es so viele verschiedene Begriffe von Familien; geht doch zu den Kindern – die können es euch sagen, mit sieben, acht Jahren! Die wissen es ganz genau, und wenn sie auch jemand anderen als einen Vater sozusagen einsetzen – wie dieser Junge damals mich – wissen sie trotzdem, dass das etwas anderes ist. Die Kinder verstehen das. Wir sollten auf sie hören und von da aus unsere Wissenschaft ausbauen – also zurück zur Realität der Menschen und dem, was sie sehr wohl verstehen, auch die einfachen Menschen.

Heinz Walter:

Sie haben die Realität angesprochen – ich kann auch von Realitäten berichten. Ich weiß um die Vatersuche, ich führe auch Psychotherapien durch und begegne dort immer wieder erwachsenen, aber auch jugendlichen Männern, die auf der Suche nach ihrem biologischen Vater sind. Aber das eine schließt das andere nicht aus; jedes Kind wünscht sich wahrscheinlich – in unserer Kultur auf jeden Fall – mit seinem biologischen Vater aufzuwachsen, aber das ist nicht alles. Es geschieht sonst zwischen zentralen Bezugspersonen und Kindern so viel, das heißt noch immer nicht dass ein sozialer Vater, ein Stiefvater, ein Vater im Rahmen einer Patchwork-Familie etc. keine ganz zentrale und wichtige Funktion für dieses Kind hat.

Publikum:

I am from the National Families Association from Budapest and I have also four children. I agree that education of motherhood and fatherhood is very important and the role of family is necessary too. My first question is: Have you any experience in education of motherhood and fatherhood in large families? My second question is: Which kind or form of families do you prefer for education? The last question: Can you give me a correct definition of family?

Publikum:

Ich bin vom Väteraufbruch für Kinder aus Deutschland. Vielleicht vorab noch etwas zu dem Vaterbegriff: Die Rolle des Vaters wird ja durch verschiedene Dinge ausgefüllt, es ist nicht nur Erziehung und Vorbild; dazu gehören auch Verbindlichkeit und Identität, und das ist nicht beliebig austauschbar. Die Sprache hat zwar andere Begriffe wie „Stiefvater“ gefunden, das war notwendig, es gibt dann auch den Begriff „sozialer Vater“. Aber wir müssen wirklich aufpassen, Vater ist Vater, das sagt der Begriff eigentlich schon. Es gibt auch keinen friedlichen Krieg; natürlich gibt es aus der Sicht der Kinder immer Konstellationen, wo jemand andere Teile der Vaterfunktion erfüllt, aber er wird niemals Vater sein.

Ich möchte mich für das Programm bedanken, es waren wirklich sehr viele hoffnungsvolle Aspekte in den Vorträgen enthalten. Bedenken habe ich beim Stichwort Theorie und Praxis; man macht sich viele Gedanken, wie man Väter motivieren kann ihre Rolle zu stärken. Andererseits weiß man wie Väter ganz schnell ausgetauscht werden können, gerade im Fall von Trennung und Scheidung haben Väter die Schwierigkeit die Kinder überhaupt noch sehen zu können. Das ist sicherlich auch ein großes Problem, dass junge Männer überhaupt nicht die große Motivation haben in Familie einzusteigen; weil sie wissen und oft genug hören wie schnell sie danach weg sind. Mir wäre es auch wichtig sich auch über diese Probleme Gedanken zu machen, wie man die lösen kann. In dem Zusammenhang: Prof. Amendt hatte zuerst auch sehr schön von diesem Recht auf Scheidung

gesprochen, da sollte man sich auch Gedanken machen über die Zunahme der Scheidungsquote und inwieweit man diese zurückschrauben könnte. Zur Ernsthaftigkeit, wie man Sachen umsetzen könnte: Es wird eigentlich überall bemängelt, dass zu wenig männliche Erzieher in Kindergärten und Grundschulen sind. Ich kenne keine normalen Eltern, die das nicht bemängeln – das sagen Wissenschaftler, das sagen Politiker – es wird geredet, aber nicht gehandelt. Es gäbe eine ganz simple Methode, einfach und kostenlos, man führt einfach eine Männerquote im Kindergarten ein! Es muss nur politisch gewollt sein, und dass es rechtlich möglich ist, das ist vor zehn bis zwanzig Jahren in anderen Bereichen bewiesen worden.

Publikum:

Ich koordine die Initiative „Taten statt Worte“ in Niederösterreich. Leider ist Frau Schläffer nicht mehr da – ich denke auch, dass der Schulbereich ein ganz wichtiger ist in Bezug auf Prägung von neuen Einstellungen, aber ebenso wichtig erscheint mir auch die Arbeitswelt. Es soll auch dort dieses Thema sensibilisiert werden, es soll nicht sein, dass aktive Vaterschaft dort nur toleriert wird, sondern vielmehr, dass Väter dazu ermutigt werden. Jetzt eine Frage an Sie, Herr Walter: Sie haben eine Überschrift gehabt, die mir sehr gut gefallen hat, „Väter, ein Gewinn für den Betrieb!?“ - war das irgendeine Kampagne? Ich könnte mir denken, dass man in Betrieben mit Argumenten zu dieser Frage sinnvolle Maßnahmen setzen könnte.

Publikum:

I am from the Fathercare Knowledge Center Europe. I would also like to compliment Austria for organising this First European Father's Conference, because it is very exceptional. I wanted to ask the people behind the table: Lately, on a television programme, there were some children telling what they thought at divorce and losing their fathers and all the problems in the family after divorce. And the children quite plainly spoke out that they don't want to choose between their biological parents, they want both of their biological parents. What do you think about the statement of the children of this German television programme? Es hat ja im englischsprachigen Raum Untersuchungen gegeben über die Folgen der vaterlosen Gesellschaft, z.B. viel mehr Selbstmord und mehr Jugendkriminalität. Ist das auch im deutschsprachigen Raum genügend untersucht worden? Dritte Frage: In den Niederlanden gibt es auch eine sehr große Diskussion über die fehlenden Erzieher in Kindergärten und im Primarunterricht. Da hat man herausgefunden, dass Jungen eine andere Art von Erziehung brauchen, und gerade diese bekommen sie nicht, wenn es nur Frauen in diesen Bereichen gibt. Was denken Sie darüber?

Johannes Kaup:

Zuerst kam die Frage, wie kann man die Scheidungsquote senken und die Kinderzahl erhöhen?

Gerhard Amendt:

Die technische Frage, wie man so etwas zurückschrauben kann – da muss ich ehrlich sagen, das weiß ich nicht, das weiß niemand. Man muss wahrscheinlich sehr viel genauer verstehen, warum Scheidungen auch stattfinden; und zwar mehr aus den psychodynamischen Elementen heraus, sodass man auch weiß, wo man intervenieren kann. Ein Beispiel aus meiner Studie: Wir haben herausgefunden, dass jeder vierte Vater von den 3600 innerhalb des ersten Jahres nach der Scheidung den Kontakt zu den Kindern abbricht. Hier kann ich sozusagen für die erste Phase der

Scheidung sagen, hier könnte man mit diesen Erkenntnissen und Argumenten sozialpolitisch sehr genau präventiv arbeiten, indem man Beratungssysteme installiert. Ich bin in der Zwischenzeit auch bereits dort angelangt, wo ich früher nie war, dass ich gesagt habe, hier müsste sozusagen eine „Zwangsberatung“ stattfinden, weil es nicht nur um die Eltern geht sondern um die Kinder.

Ich habe in der Abtreibungsdebatte immer die Zwangsberatung abgelehnt, hier ist das etwas anderes weil es um das Wohl von Dritten geht. Aus solchen Erkenntnissen heraus müsste man strukturell etwas unternehmen, und im Prinzip würde ich zumindest für Deutschland sagen – für Österreich wäre das vielleicht ein bisschen voreilig – wir brauchen auch eine politische Kultur, in der allmählich die Verachtung für das Männliche, gerade auch durch die Familienministerien, stückweise zurück geschnitten wird. Denn die Antwort auf die Frage, warum Akademiker keine Kinder kriegen, ist nicht nur die, dass die Frauen nicht wollen, und dass möglicherweise auch die Männer ihre Bedenken haben; z.B. im Hinblick darauf wie Scheidungen abgewickelt werden und welche Erfahrungen Männer mit Scheidungen vor Gerichten, bei Familienbehörden usw. machen. Ich denke, das ist eine Kulturveränderung und nicht die Erfindung eines Spezialwerkzeuges, das dieses Problem lösen wird.

Johannes Kaup:

Ich richte ad hoc noch eine Frage an Sie, denn das ist bei Ihrem Vortrag ungeklärt geblieben. Sie haben gesagt, wer sich scheiden lässt zerstört die Elterlichkeit von Vater und Mutter, die in guten Zeiten da war. Was übrig bleibt, ist die Mütterlichkeit und die Väterlichkeit. Jetzt frage ich mich, ob das nicht nur einseitig ist, ob dahinter nicht ein Bild steht – vorher war alles harmonisch, gut, krisenfrei, das haben die Kinder als positiv und förderlich empfunden... Was aber, wenn das nicht der Fall ist?

Gerhard Amendt:

Das hat damit nichts zu tun. Zu einer normalen Familie gehört der Konflikt, und die Kinder müssen damit zu Rande kommen, mehr oder weniger gut oder schlecht. Das ist eine Trivialität, die muss man gar nicht bestätigen – worum es mir geht, ist, dass das Auseinanderfallen des Paares das Auseinanderfallen der Elternschaft bedeutet. Elternschaft ist mehr als die Summe ihrer Teile, das ist im Grunde das, was ich sage. Gemeinsam sind sie mehr als das, was sie einzeln sind, und nach der Scheidung sind sie quasi nur noch die Einzelteile. Das, was sie mehr waren als die Summe ihrer Teile, das war nur möglich solange sie eine liebende, wenn auch ein hassdurchzogene, aber doch zumindest eine halbwegs funktionierende partnerschaftliche Beziehung haben. Ich bin weit davon entfernt, irgendeine Idealisierung der Partnerschaft oder Ehe hier vorzunehmen, das hat damit nichts zu tun. Es geht um die Perspektive der Kinder und das, was sie dann noch von den Eltern erwarten können – und was die nach der Scheidung ihnen noch geben können. Man kann es auch so formulieren: Nach der Scheidung als ein Paar, mit Konflikten und allem Möglichen, können sie als Einzeleltern in der Summe nicht mehr das geben, was sie als gemeinsame Elternschaft den Kindern haben geben können.

Johannes Kaup:

Also, Sie glauben sozusagen nicht dem Satz „Als Paar sind wir getrennt, aber Eltern bleiben wir ein Leben lang“?

Gerhard Amendt:

Nein, das geht nicht. Da müssen Sie sich nur die Psychotherapien der Kinder ansehen, das geht nicht. Schön wäre es, es ist nicht so. Lassen Sie mich abschließend sagen: Auch diese Verbesserungswürdigkeit wird dieses von mir beschriebene Problem nicht aufheben, das ist der Punkt. Es gibt keinen Ersatz für das, was die Kinder durch die Scheidung verlieren. Die Kinder müssen natürlich nicht alle daran zu Grunde gehen, es gibt auch Kinder, die können sich darüber trauen. Was eigentlich die Konsequenz ist: Ich hoffe, dass niemand die Vorstellung hat, ich würde in verkappter Weise für das Verbot der Scheidung plädieren oder für Auflagen, wann man sich scheiden lassen darf oder Ähnliches.

Nein, das Entscheidende in dieser Verlustsituation ist, dass Kinder auf solche Eltern treffen müssen, die auch in der Lage sind, ihren Kindern einzugestehen, dass sie diese Aggression an den Kindern im Sinne ihres eigenen individuellen Glücks begangen haben, und dass sie dazu stehen, wenn die Kinder ihnen Vorwürfe machen. Jetzt fragen Sie sich bitte einmal aus Ihrer Erfahrung – jeder kennt Geschiedene, oder viele sind auch geschieden – welche Eltern in der Lage sind, diese objektive Schuld aufzunehmen und zu sagen „Ich nehme diese Schuld auf mich, aber ich bestehe darauf, dass mein erwachsenes Beziehungsleben glücklicher ist, als es jetzt ist“. Wenn Eltern das können, ist der Mangel, das Aggressive, nicht beseitigt, aber die Kinder haben erwachsene Eltern, die sie angreifen können und denen sie Vorwürfe machen können, die sie beschimpfen können und ihre Hilflosigkeit austoben können. Das ist nicht die Lösung, aber das macht es für die Kinder sehr viel humaner. Das ist der Weg, den ich aus dieser Debatte heraus vorschlage, und das zu erreichen, wäre wirklich eine große Humanisierung und Selbstaufklärung im elterlichen Verhalten.

Heinz Walter:

Ich wollte mich auf Herrn Amendts Feststellung beziehen. Konflikt und Auseinandersetzung ist sicher ein Stück der familiären Realität. Es gibt aber familiäre Realitäten, wo dieser Konflikt zum Dauerterror wird und ich kenne auch – aus beratungs- und therapeutischer Tätigkeit – Kinder, Jugendliche und Erwachsene, die sagen „Hätten sie sich doch früher getrennt. Das, was wir in diesen Jahren hinnehmen mussten, das war derartig schlimm; die Erinnerung daran bekommen wir nie wieder los“.

Vom Grundtenor her würde ich Herrn Amendt gerne zustimmen, halte auch wie er eine institutionalisierte Beratungstätigkeit usw., die unnötige Scheidung verhindert, für viel sinnvoller als Scheidungen zu vollziehen. Aus der Forschung weiß man, dass Scheidungen oft stattfinden, weil die Konflikte, die in der Partnerschaft ausgetragen werden, nicht so sehr aktuell veranlasst sind, nicht in den Personen oder der Interaktion zwischen zwei Personen liegen, sondern weil transgenerational Probleme verschleppt wurden, genau in diese Partnerschaft; Familiengeheimnisse, die zurückreichen bis in die NS-Zeit – Familiengeheimnisse wie z.B. der Großvater, der sich selbst das Leben genommen hat usw. Und das wird in aktuellen Beziehungen auf sehr unbewusste Art und Weise ausagiert; so etwas lässt sich in guter Beratung oder auch längerfristiger Therapie aufarbeiten und macht dann unter Umständen eine Scheidung nicht nötig.

Johannes Kaup:

Gibt es Erfahrungen von Erziehung zu Vaterschaft und Mutterschaft in Großfamilien?
Roger Czáky-Pallavicini: Das wichtigste ist die Zeit, dass die Familie gemeinsam etwas macht, zusammen isst, miteinander spricht und kommuniziert und die Eltern

einander lieben, und ein guter Kontakt zwischen ihnen ist. Wenn das geht, dann werden die Kinder auch diese Identitäten übernehmen.

Heinz Walter:

Bei der Frage einer Erziehung zu Elternschaft als ein Mehr von Vaterschaft und Mutterschaft sehe ich große Möglichkeiten und Chancen in den von mir erwähnten Elternkursen und Elternprogrammen; relativ wenig aufwendige Unternehmungen von z.B. zehn Abenden, in denen Eltern sich das erste Mal vielleicht bewusst mit ihrer Elternschaft auseinandersetzen. Auseinandersetzen nicht so sehr in einem akademisch-kognitiven Sinn, sondern auch in dem Sinne – jedenfalls die meisten Programme intendieren das – stärker auf eigene Gefühle einzugehen, sich zu fragen „Was mag in diesem, meinem Kind wohl vorgehen wenn es so oder so reagiert?“ In diesen Programmen sehe ich große Möglichkeiten, wenn die weiter etabliert werden. Es gibt allerdings ein Programm, vor dem ich Sie sehr warnen möchte – ich hoffe, es hat in Österreich noch nicht so Fuß gefasst wie in Deutschland und in der Schweiz – nämlich das Triple P, Positive Parenting Programme. Das kommt aus Australien und ist in meinen Augen eine Veranstaltung mit einem derartig menschenverachtenden Menschbild, dass ich hier die Gelegenheit ergreife vor diesem Programm zu warnen.

Johannes Kaup:

Eine Frage, die auch noch offen geblieben ist, war die nach einer Definition von Familie. Kann man Familie in diesen postmodernen Zeiten definieren?

Roger Czáký-Pallavicini:

Das wichtigste ist, dass wir keine negativen Ausdrücke verwenden. Ich glaube, dass z.B. „Patchwork-Familie“ ein eher negativ-ironischer Ausdruck ist. Wir meiden diese Ausdrücke und sagen, sie leben gemeinsam wie eine Familie und gehören zusammen – und nicht Halb-Familie oder verwundete Familie oder ähnliches.

Johannes Kaup:

Würden Sie das auch als Definition gelten lassen – ein Zusammenschluss von Menschen, die zusammen leben wollen?

Roger Czáký-Pallavicini:

Ja, wo Eltern oder Elternfiguren gemeinsam mit Kindern in einem Haushalt leben, kann man das als Familie bezeichnen. Man muss das nicht unbedingt so definieren, das funktioniert auch so. Es geht um die Funktion, die die beiden haben.

Heinz Walter:

Ich habe meine familienpsychologischen und familiensoziologischen Lehrbücher nicht dabei – dort findet man sehr unterschiedliche und kontroverse Definitionen von Familie.

Publikum:

Die deutsche Familienministerin hat eine Definition abgegeben, die ich sehr interessant finde: Eine Familie ist, wer aus dem gleichen Kühlschrank isst. Wenn das die Definition ist, dass eine Familie nur dann eine Familie ist, wenn sie unter einem Dach lebt, dann betreibt man eine Ausgrenzungspolitik, die sehr schädlich ist. Das heißt, man schreibt den Kindern vor „Für dich hat Familie nur zu sein, wo der Kühlschrank steht!“ Dass der Kühlschrank an verschiedenen Orten stehen kann, beim leiblichen Vater, der an einem anderen Ort wohnt als die leibliche Mutter, das

wird in dieser Definition nicht wahrgenommen. Also ich bin absolut gegen eine solche Definition!

Publikum:

Ich bin vom Wiener Familienbund und darf Ihnen *unsere* Definition liefern: Für den Wiener Familienbund sind zwei oder mehrere Generationen, die unter einem Dach leben, eine Familie.

Zsófia Czáky-Pallavicini:

Vorhin war da ein halber Satz, dass wir Kinder fragen sollten, wen sie als Vater annehmen wollen – ich würde davor warnen oder zumindest zur Vorsichtigkeit aufrufen. Ich finde, heutzutage neigen Eltern dazu – ich arbeite auch mit Kindern und Jugendlichen und teilweise auch mit Familien – dass Kindern immer mehr Verantwortung in solchen Fragen zugeschoben wird, und das finde ich – ich finde kein besseres Wort dafür – gemein. Ich finde, Kinder haben es nicht zu entscheiden, wer der Vater ist und wer für sie da sein soll. Sie können es auch nicht und ich finde, das ist zu viel für ein Kind, das eben jetzt mit Trauer, Schuldgefühlen und Identifikationsproblemen zu kämpfen hat. Das finde ich sehr schwierig.

Publikum:

Ich bin Sozialarbeiterin und ich leite unter anderem ein Besuchsbegleitungsprojekt, das eben auch von der Männerabteilung finanziert wird. Es liegt in der Natur meiner Arbeit, dass ich sehr viel mit Familien arbeite, die getrennt sind, wo es also keine Elternschaft in dem Sinn mehr gibt, und ich habe sicher auch die negative Auslese. Was ich aber in dem Zusammenhang sagen möchte: Die Kinder leiden immer – da stimme ich Professor Amendt zu – und ich glaube auch nicht, dass Kinder entscheiden sollten, ob sie zum Vater oder zur Mutter kommen. Das ist eine Entscheidung, die Kinder nicht treffen können und sollen. Auf der anderen Seite möchte ich aber eines sagen: Bevor ich begonnen habe in diesem Bereich zu arbeiten, war mir auch nicht klar wie stark die Beziehung ist zwischen Kindern und ihren biologischen Vätern. Das ist etwas, das kann kein Stiefvater – so gut er es auch meint und so nett er auch ist und so gut er es macht – gut machen.

Heinz Walter:

Was ich besonders schlimm finde, ist, wenn Mütter den leiblichen Vater verleugnen. Ich hatte einen jungen Mann in Therapie, den hat mir die Mutter gebracht, weil er ein guter Schüler war und plötzlich in seinen Leistungen extrem abgefallen ist: bezeichnendes Alter, gerade vierzehn, also in die Pubertät kommend. Die Gespräche haben ergeben, dass der Vater in einer benachbarten Stadt – etwa zwanzig Kilometer entfernt von Mutter und Sohn plus Großmutter – lebt, und die Mutter aber nicht bereit ist, die Adresse des Vaters preiszugeben. Die Therapie bestand über Stunden darin, dass der Junge fantasiert hat, was er machen würde, wenn er die Adresse des Vaters endlich ausfindig gemacht hat, vor der Türe steht, der Vater macht die Türe auf und er sagt „Ich bin dein Sohn!“ und der Vater schlägt die Türe zu; wie es ihm dann geht, das war stundenlang sein Überlegen. Ich denke, da ist für alle Mütter, die in einer Scheidungssituation leben, ganz wichtig, dass sie alles tun um den Kontakt zum Vater herzustellen. In dem Fall war es so, dass, sobald die Mutter mitbekommen hat, worum sich unsere Gespräche drehen, sie sofort die Therapie abbrechen hat lassen.

Johannes Kaup:

Noch eine Frage bezüglich „Väter, ein Gewinn für den Betrieb!?“ – welche Argumente könnte man da ins Spiel bringen?

Heinz Walter:

Da gibt es eine ganze Reihe von Argumenten, weil Betriebe in der Tat erkannt haben, dass Männer, die in vergleichsweise problemlosen Familien leben, oft die besseren Arbeitnehmer sind. Es laden Betriebe immer wieder ein, sich darüber informieren zu lassen. Ich persönlich finde es besser, wenn da kontinuierliche Gespräche stattfinden, ich gehöre einer Gruppe an, der auch die Kommerzbank, Lufthansa und ähnliche Großkonzerne angehören. In dieser Gruppe führen wir Gespräche, in denen wir versuchen, nicht nur Eintagsfliegen zu produzieren, die das Unternehmen nach außen hin gut darstellen lassen sondern langfristige Konzepte entwickelt werden. Übrigens gibt es hier in Wien auch einen Kollegen, der auch immer wieder Betriebe berät.

Publikum:

Vor einigen Jahren gab es die New Economy, als muss es auch eine Old Economy geben – bis man darauf gekommen ist, es gibt nur eine Economy, nämlich die die funktioniert. Wenn Sie Vater sind, haben Sie ein Kind, wenn Sie Mutter sind, haben Sie ein Kind; das heißt der gemeinsame Nenner muss das Kind sein. Wir sollten vielleicht einmal von einer Elternkonferenz sprechen, nicht von einer Väterkonferenz, da schreit es bei einigen Feministinnen sicherlich gleich nach einer Mutterkonferenz. Der Fall des Jungen, der seinen Vater nicht kennen lernen durfte, ist ja nichts völlig Neues, das haben wir öfter schon gehabt in der Vergangenheit, und wir müssen uns überlegen wie es zu diesem Zustand gekommen ist.

Ich kenne viele Vereine aus Deutschland, wenn ich dort die Inhalte dieser Homepages lese, frage ich mich wirklich, ob das Propaganda ist oder wirklich zum Nutzen der Kinder. Denn es muss ums Kind gehen – wer auf politische Entscheidungen wartet, glaubt wohl auch, dass Gott die Welt in sieben Tagen erschaffen hat. Wir werden keine politische Entscheidung zu dieser Problematik bekommen! Ich selber stehe an der Basis, ich habe selbst zwei kleine Kinder und arbeite mit jungen Menschen zusammen im Modebereich, überwiegend junge Frauen. Der demographische Aspekt, der hier immer wieder erwähnt worden ist, ist nicht neu – wenn Sie einmal die OECD-Studie von 1958 gelesen hätten und die Zahlen verknüpft hätten, wüssten Sie, dass das, was wir heute haben, keine Neuigkeit ist. Große Industrieunternehmen reagieren bereits darauf und haben festgestellt, dass wir 2010 vier Prozent weniger Menschen unter 25 haben werden als heute. Diese Väterkonferenz ist zwar ganz nett, ich frage mich nur, was das der Problematik helfen soll.

Publikum:

Prof. Amendt hat gesagt, er hat gesehen wie ein Vater sein Kind liebevoll in den Kinderwagen gelegt und die Mutter ihn dann korrigiert hat. Da geht es auch um die Frage, wenn ich das so sagen darf: Wer ist die bessere Mutter? Wir wollen und verlangen auch, dass unsere Väter sich um die Kinder kümmern – gleichzeitig bedeutet das aber auch einen Machtverlust für die Mütter. Ich glaube es ist ganz wichtig mit den Vätern zu erarbeiten, was wir von den Vätern wollen – aber ist auch daran gedacht worden, das mit den Müttern zu erarbeiten? Passiert da irgendetwas?

Heinz Walter:

Ich gehe davon aus, dass man sich in den bereits von mir erwähnten Elternkursen sehr intensiv austauscht über Vorstellungen von der männlichen, väterlichen und der mütterlichen Seite. Noch systematischer kenne ich nichts, würde ich auch nichts favorisieren. Ich fände es nur gut wenn dieser Dialog, für den Sie offensichtlich plädieren, stattfindet und das in einem viel höheren Maße, und zwar in irgendwelchen – in diesem Sinne – privilegierten Kreisen oder Gruppen, die wirklich eine verschwindend kleine Minorität sind.

Johannes Kaup:

Wir sind jetzt genau bei der Halbzeit der Tagung und müssen daher leider einiges offen lassen. Ich bitte Sie, die Fragen morgen wieder einzubringen.

Mag. Johannes Kaup

Die Sehnsucht nach gelungener Partnerschaft und nach Familie als einem Hort der Geborgenheit im stählernen Gehäuse der Moderne und nach Lebensglück belegt bei allen aktuellen Umfragen einen Spitzenplatz. Die Qualität von Elternschaft, von Vaterschaft und Mutterschaft, hat eine enorme Bedeutung für die psychische Stabilität von heranwachsenden Kindern. Allerdings stehen Paarbeziehungen ebenso wie Familien unter enormem Druck und Ansprüchen, dies hat Gründe, die einerseits aus gesellschaftlichen Entwicklungen herzuleiten sind, andererseits auch innere Gründe. Viele Träume zerbrechen an der Realität des Alltags, das zu erreichende Glück, nach dem sich alle sehnen, bleibt fragil und unsicher. Paarprobleme und nicht ausreichend wahrgenommene Vaterschaft und Mutterschaft stören empfindlich die nötige Stabilität und Sicherheit, die Heranwachsende brauchen, um einen sicheren Platz im Leben zu haben, von dem sie starten können. Diese Probleme können zum Grund für neurotische, psychosomatische und psychotische Entwicklungen werden.

Wir fragen uns: Womit hat dies zu tun? Welche Bedeutung haben in diesem Zusammenhang Vaterschaft, Mutterschaft in diesem Dreieck Vater-Mutter-Kind? Was heißt dies angesichts sich wandelnder Geschlechterrollen? Was lehrt uns darüber die Psychoanalyse, die von Sigmund Freud entwickelt wurde?

„Zur Psychoanalyse der Vater-Mutter-Kind Triade von der Geburt zur Pubertät“ – so lautet der vollständige Titel des renommierten Psychoanalytikers und Männerforschers Horst Petri. Petri lehrte bis vor drei Jahren Psychotherapie und psychosomatische Medizin an der freien Universität Berlin. Von seinen in mehreren Sprachen übersetzten Büchern seien zwei erwähnt: „Väter sind anders“ und „Das Drama der Vaterentbehnung“.

II TRIADE VATER-MUTTER-KIND

„Zur Psychoanalyse des Vater-Mutter-Kind Dreiecks“

Univ. Prof. Dr. Horst Petri, Berlin

In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts vollzog sich in der Psychologie und Psychoanalyse und infolge ihrer Erkenntnisse auch in der Öffentlichkeit ein dramatischer Wandel des bis dahin vorherrschenden patriarchalischen Vaterbildes. Es scheint mir kein Zufall, dass dieser Wandel mit den erstarkenden Demokratieströmungen in diesem Zeitraum zusammenfällt, deren Ziele einst in einer gerechteren Rollenteilung der Geschlechter in Familie und Gesellschaft lag. Bis dahin galt der Vater auch in der Psychoanalyse als Repräsentant des Gesetzes, der erst in den ödipalen Phase ab dem vierten bis fünften Lebensjahr als kontrollierende, strafende und moralisch wirksame Instanz praktisch ins Leben des Kindes eintrat. Dieser die gesellschaftliche Ordnung symbolisierende Vater wurde nun durch die expandierende Säuglings- und Kleinkindforschung in Europa und Amerika entzaubert. Die moderne Entwicklungspsychologie des Mutter-Vater-Kind Dreiecks unterscheidet drei Phasen von der Geburt bis zur Pubertät – die „Triangulierungsphase“ zwischen dem ersten und dritten Lebensjahr, die „erste ödipale Phase“ zwischen dem vierten bis sechsten Lebensjahr und die „zweite ödipale Phase“ etwa zwischen dem zwölften und sechzehnten Lebensjahr.

Die Triangulierungsphase (erstes bis drittes Lebensjahr)

Den Grundstein für unsere heutigen Kenntnisse legte die amerikanische Forschergruppe um Margaret Mahler seit Anfang der Sechzigerjahre des letzten Jahrhunderts. Ihren langjährigen Direktbeobachtungen von Müttern mit ihren Kindern ab der Geburt lag die aufregende Frage zu Grunde, wie es dem Kind in langsamen Schritten gelingt, sich aus der symbiotischen Bindung an die Mutter zu befreien. Vom Gelingen dieses Separationsprozesses hängt die lebensnotwendige Individuation zu einer eigenständigen Persönlichkeit ab. Die eindrucksvollen Beschreibungen des Wissenschaftsteams zeigten, wie angstbesetzt und schmerzhaft die Abnabelung für das Kind ist, und wie es immer wieder hin und her schwankt zwischen dem Wunsch nach Wiederherstellung der paradiesischen Einheit mit der Mutter und dem unbedingten Willen zur Abgrenzung und Autonomie. Dabei gerät es in einen heftigen Zustand der Ambivalenz. In ihm projiziert es die eigenen widersprüchlichen Gefühle auf die Mutter und erlebt diese dann einerseits als festhaltend und andererseits als ausstoßend. Dieses existenzielle Dilemma am Beginn der individuellen Menschwerdung kann die Mutter allein kaum jemals befriedigend lösen, so weit ihre Fähigkeit zur Einfühlung und guten Bemutterung auch ausgebildet sein mag. Erst die gesetzmäßige Formulierung dieser subtilen Entwicklungsvorgänge zwischen „Separation“, „Wiederannäherung“ und „Individuation“ machte den Blick für die Bedeutung des Vaters bereits in den ersten drei Lebensjahren frei.

Damit war ab Beginn der Siebzigerjahre das Konzept von der „Triangulierung“ geboren. Danach beginnt die eigentliche Dreiecksbeziehung Mutter-Vater-Kind bereits in der Separationsphase zwischen dem neunten und vierzehnten Lebensmonat. Wenn das Kind durch die Ablösung von der Mutter in eine Krise gerät, bietet der Vater als weniger ambivalent besetztes Objekt den notwendigen Halt.

Seine zentrale Funktion in dieser Zeit liegt darin, durch seine Präsenz die Trennungsängste des Kindes zu mildern und ihm dadurch zu helfen, die Symbiosewünsche mit der Mutter aufgeben zu können. Damit verbunden ist eine weitere psychologische Veränderung in der Mutter-Kind-Beziehung. Erst die Identifizierung auch mit dem Vater ermöglicht dem Kind, seine Ambivalenz zur Mutter aufzulösen. Sie ist nicht mehr die symbiotisch ersehnte „gute“ Mutter und gleichzeitig die gehasste, weil ausstoßende „böse“ Mutter, sondern sie wird realitätsgerechter wahrgenommen und kann als überwiegend gutes Objekt verinnerlicht werden. Im Zusammenhang mit der Triangulierung wird häufig von einer „Pufferfunktion“ des Vaters gesprochen, die dem Kind die Überwindung seiner Trennungsangst und Ambivalenz erleichtert und dadurch die Ablösung von der Mutter beschleunigt. Entscheidend kommt hinzu, dass das Kind in der Dreieckskonstellation zwei voneinander getrennte Liebesobjekte zur Verfügung hat, die Mutter und den Vater. Sie bieten zwei verschiedene Identifizierungsmöglichkeiten an, eine weibliche und eine männliche. Dadurch wird der Reifungsprozess des Kindes entscheidend vorangetrieben. Erst durch die Integration beider Anteile kann es ein ganzheitliches, weiblich-männliches Selbstbild aufbauen, das für seine Individuation entscheidend ist. Etwas theoretischer formuliert: die Triangulierung stellt einen psychodynamischen Umwandlungsprozess dar, bei dem das zunächst äußere Dreieck zu inneren Strukturen aus zwei positiv besetzten Objektrepräsentanzen, den introjezierten Eltern, und aus dem Selbst des Kindes zu dessen Gesamt-Selbst umgebaut wird.

Von vielen Forschern wird die These vertreten, dass die Triangulierung speziell für Jungen eine entscheidende Voraussetzung für seine psycho-sexuelle Reifung darstellt. Er benötigte stärker als das Mädchen die Identifizierungsmöglichkeit mit dem Vater und seine Hilfe, sich aus der Verschmelzung mit der Mutter zu lösen. Ich halte diese These für verkürzt. Sie mag für spätere Entwicklungsstufen zutreffen. Aber eine zu enge Bindung des Mädchens an die Mutter in der Frühkindheit führt zu einer lebenslangen Abhängigkeit und pathologischen Ambivalenz, deren Auswirkungen ebenso gravierend sein können wie unaufgelöste Mutter-Sohn Beziehungen. Das psychodynamische Verständnis der Triangulierung lässt sich unter systemischen Gesichtspunkten erweitern. Systeme, ob materielle, biologische oder soziale, haben die Tendenz, ihre jeweiligen Einzelteile in Regelkreisen zusammenzuschließen, um die innersystemische Stabilität aufrechtzuerhalten. Von der Familienforschung wurden diese Regeln auch auf die Familie übertragen. In ihr stellen die einzelnen Mitglieder Teilsysteme dar, die in ihrem Verhalten harmonisch aufeinander bezogen sein müssen, um eine ausgewogene Balance zu garantieren. Auf die Triangulierungsphase bezogen bedeutet dies konkret: das Familiensystem ist im Gleichgewicht, wenn es der Mutter gelingt, auf die Bedürfnisspannungen des Kindes zwischen seinen Symbiosewünschen und Autonomiebestrebungen einführend zu reagieren, und wenn der Vater durch ausreichende Anwesenheit dem Kind genügend Sicherheit bietet, damit es sich aus der mütterlichen Hülle befreien kann.

Entscheidend im Sinne der Systemgesetze ist aber auch die Beziehung der Eltern in dieser Zeit. Nur wenn der Mann seine Frau als Partnerin akzeptiert und sie gleichzeitig in ihrer Mutterrolle bestätigt, ist sie innerlich ausgeglichen genug, um das Kind freigegeben zu können. Umgekehrt wird der Mann seine Vaterrolle umso besser ausfüllen, je mehr er sich von seiner Frau geliebt und in seinem väterlichen Engagement nicht ausgegrenzt fühlt. Eine gelungene Triangulierung stellt also einen Kreislauf wechselseitig positiver Bezogenheit innerhalb des Beziehungsdreiecks dar.

Ganz im Sinne dieses systemischen Ansatzes argumentieren die jüngsten psychologischen Forschungen zum Mutter-Vater-Kind Dreieck, die der französische Kinderpsychologe Jean Le Camus in seinem Buch „Väter“ zusammengefasst hat. Während die Psychoanalyse unter Triangulierung die Transformation von äußeren Beziehungen zu inneren Strukturen versteht, die erst mit der Identifizierungsfähigkeit und der Etablierung eines inneren Instanzensystems des Kindes ab einer bestimmten Reifungsstufe einsetzt, erweitern Psychologen den Begriff und sprechen von einer Triangulierung bereits ab dem Zeitpunkt der Zeugung bzw. der Gewissheit über die Schwangerschaft. Sie gehen zu Recht davon aus, dass werdende Mütter und werdende Väter, wenn auch auf unterschiedliche Weise, grundlegend neue emotionale Erfahrungen machen, die nicht nur äußerlich ihre Rolle als Frau und Mann umschreiben. In dieser affektiven Umorientierung entsteht eine neue Beziehungsstruktur zwischen ihnen, in die das Kind einbezogen wird.

In der Teilnahme des Vaters an der Geburtsvorbereitung, in seiner Anwesenheit und Unterstützung seiner Frau während der Geburt und in seiner Beteiligung an Pflege und Ernährung des Säuglings nimmt die Triade durch die engen körperlichen und emotionalen Austauschprozesse zwischen den Dreien konkrete Formen an. Bereits mit zwei Monaten kann das Baby, erkennbar an seinen unterschiedlichen Körperreaktionen, Mutter und Vater an Stimme und Gesicht unterscheiden. Mit drei Monaten treten die ersten Vorläufer sozialer Kommunikation auf, indem das Kind dem Blickkontakt der Eltern, die sich im Dreieck befinden, folgt. Von einer Bindung im engeren Sinne sprechen wir ab dem neunten Monat. Ihr entscheidendes Kriterium sind die emotionalen Reaktionen des Säuglings – Protest, Weinen, Schreien, wenn die Eltern weggehen, Lächeln, Juchzen und Freude, wenn sie wiederkommen. Die von Bowlby eingeleitete, aber auf die Mutter-Kind Beziehung beschränkte Bindungsforschung wurde in den letzten Jahrzehnten enorm weiterentwickelt und bezieht heute unter dem Einfluss der Triangulierungstheorie den Vater selbstverständlich ein.

Wie kommt die Bindung im Dreieck zu Stande? Bindung ist das Ergebnis der unzähligen, über Körperkontakt, Sprache, emotionalen Austausch und Spiel vermittelten Interaktionen, mit denen Eltern und Kinder ab deren Geburt wechselseitig kommunizieren. Der konsistenteste, eigentlich nicht erstaunliche, aber im Rahmen der Emanzipationsdebatte immer wieder angezweifelte Befund, den die umfangreichen Untersuchungen zu mütterlichen und väterlichen Kommunikationsformen erbracht haben, sind ihre geschlechtstypischen Unterschiede.

Um die Vielzahl der Ergebnisse, trotz mancher Überschneidungen, auf eine einfache Formel zu bringen: Mütter bewahren, schützen und trösten; Väter aktivieren, regen an und ermutigen zum Risiko. Somit bilden Mütter in den ersten Lebensjahren die Sicherheitsbasis, während Väter als Brückenkopf zu fremden Territorien fungieren. In dieser typischen Konstellation erweisen sich beide Rollen als in idealer Weise komplementär und garantieren so einen harmonischen Reifungsprozess des Dritten im Bunde, des Kindes. Eine gelungene Triangulierung ist die wichtigste Voraussetzung, um die psychischen Spannungen und Konflikte abzumildern, die in den folgenden Phasen unvermeidbar im Dreieck auftreten.

Die erste ödipale Phase (viertes bis sechstes Lebensjahr)

Es war zweifellos ein, wenn auch gewagter, Geniestreich von Freud, den Mythos von König Ödipus auf den Kopf zu stellen. Nicht die Eltern durchbohren und fesseln die

Füße des Säuglings und lassen ihn nach der mythischen Sage von einem Hirten im Kithairon Gebirge aussetzen, auf dass er dort von wilden Tieren gefressen werde, sonder schon der vierjährige Knirps trachtet dem Vater nach dem Leben und will statt seiner die Mutter in Besitz nehmen. Der Mythos kam Freud bei seiner revolutionären Entdeckung der infantilen Sexualität sehr entgegen. Denn auf wen sollen sich die sexuellen Wünsche des Kleinkindes richten, wenn nicht auf sein erstes Liebesobjekt, die Mutter? In der Phantasie, so die Lehre vom Ödipuskomplex, müsse der Sohn, um sein Ziel zu erreichen, zunächst den Vater beseitigen. Entwicklungspsychologisch sah Freud die Frühkindheit unter dem Primat der erwachsenen Sexualität des Kindes und nannte diese Zeit deswegen die ödipale Phase. Nahe liegend war dabei die Frage, wie dem ungeheuerlichen Begehren des kleinen Lüstlings zu begegnen sei, und wie sich entsprechende Reaktionen seiner Eltern in seinem Seelenleben niederschlagen würden.

Natürlich macht der Vater kurzen Prozess mit dem Gernegroß. Er droht ihm mit der Kastration, falls er seine schamlosen Belästigungen der Mutter nicht sein lässt. Dass der Vater nicht nur scherzt, und der „Wiwimacher“ ernsthaft gefährdet ist, wie der „kleine Hans“ in einer berühmten Fallgeschichte von Freud fürchtet, beweist die Mutter selbst oder die Schwester des Jungen. Sie haben keinen Penis. Wo ist er geblieben? Intrapyschisch wird durch die Kastrationsdrohung und die folgende Kastrationsangst das Gewissen, das so genannte „Über-Ich“ gebildet. Seine wichtigste Aufgabe ist die Errichtung des Inzesttabus, ohne das eine familiäre Organisation des Zusammenlebens nicht denkbar ist. Der Ödipuskomplex gilt dann als überwunden, wenn der Sohn die Inzestwünsche mit der Mutter aufgegeben hat und sich mit dem Wahrer des Inzesttabus, dem Vater, identifizieren kann, statt ihn aus dem Weg räumen zu wollen.

Mit der Einschätzung der Sexualität des Mädchens und seinem angeblichen Penisneid tat sich Freud schwer. C. G. Jung holte dies durch die Beschreibung des „Elektrakomplexes“ nach. Elektra, die Tochter Agamemnons und Klytämnestras, hängt in abgöttischer Liebe an ihrem Vater und lässt aus ebenso abgründigem Hass ihre Mutter durch ihren Bruder Orest umbringen. Auch der Elektrakomplex ist einem Mythos abgewonnen, bei dem ein schwerer Partnerkonflikt den Ausgang bildet. Agamemnon will vor der Fahrt nach Troja seine Tochter Iphigenie opfern, um von den Göttern günstige Winde für seine Kriegsflotte zu erbitten. Damit verletzte er die Muttergefühle seiner Frau so tief, dass sie sich Ägist als Geliebten nimmt und mit ihm gemeinsam ihren Mann nach seiner Heimkehr ermordet. Erst nach dieser Tragödie entwickelt Elektra ihren tödlichen Racheplan.

Aus heutiger Wissenschaftsperspektive erscheint es mir kein Zufall, dass sich im Ödipus- und Elektramythos die Dramatik ödipaler Auseinandersetzung erst aus tiefen Störungen oder dem schließlichen Zerfall der Triade speist. Vaterlosigkeit, das Verlassenwerden vom Vater, erzeugt die vielleicht tragischste Konstellation des Ödipuskonfliktes sowohl bei Mädchen wie bei Jungen. Die erste ödipale Phase wäre unvollständig erfasst, wenn man sie auf die frühkindliche Sexualität und die Verinnerlichung des Inzesttabus beschränken wollte. Weit wichtiger erscheinen andere Erfahrungen in dieser Zeitspanne. Nach der Triangulierungsphase betritt das Kind die außerfamiliäre Welt (Kindergarten, Schule) mit all ihren neuen Anforderungen, Gefahren und Bedrohungen. Die Lebensaufgabe in dieser Zeit, soziale Bindungen einzugehen und die Umwelt aktiv zu erforschen, sich in ihr zu orientieren und zu behaupten, setzt ein ausreichendes Gefühl der Sicherheit über die eigenen Kompetenzen voraus. Das dazu notwendige Selbstwertgefühl können nur die Eltern dem Kind durch Schutz, Ermutigung und Förderung vermitteln. Dabei

setzen sich, angepasst an die Ausdifferenzierung der kindlichen Entwicklung, die geschlechtstypischen Unterschiede der elterlichen Beziehungsangebote und Erziehungsstile fort, wie fundierte Studien in dieser Altersphase zeigen.

Auch hier verkürzt ausgedrückt: die Mutter bietet dem Kind vor allem durch ihre Emotionalität und durch sprachliche Kommunikation den notwendigen Rückhalt, während der Vater durch motorische Spiele, Konfrontation, Wissensvermittlung und Anleitung zum praktischen Handeln dem Kind die Welt erschließt und dessen Mut, Wagnis und Risikobereitschaft fördert. In diesen komplementären Funktionen im Eltern-Kind Dreieck werden emotionale, soziale, kognitive und instrumentelle Anreize zu einer Einheit ergänzt, die die Ich-Funktionen des Kindes und sein Selbst weiter erstarken lassen. Entwicklungspsychologisch stellt die Psychomotorik in der ersten ödipalen Phase vor allem den Vater vor eine neue Herausforderung. Ab dem dritten Lebensjahr wachsen durch die Ausreifung des Muskelapparates die motorischen Fähigkeiten des Kindes sprunghaft an. Die Motorik gilt als Träger der Aggression. Ob diese sich konstruktiv auf die Erreichung nützlicher und erlaubter Ziele richtet oder destruktiv in Erscheinung tritt, hängt von der Art der Sozialisierung aggressiver Energien ab. Wenn der Vater erwiesenermaßen motorische Spiele bevorzugt, bringt er in der ersten ödipalen Entwicklungsphase das neben der Sexualität menschlich beherrschende Thema der Aggression „ins Spiel“. Indem er die motorischen Fähigkeiten des Kindes anspricht, führt er ihm gleichzeitig den durch feste Regeln kontrollierten Umgang mit seinen Aggressionskräften vor. Auf diese Weise wird der Vater zu einer moralischen Instanz und als solche im Gewissen verankert, das über die Einhaltung aggressiver Tabus wacht. Nach meiner Einschätzung ist diese Vaterfunktion um vieles entscheidender als seine Autorität bei der Kontrolle der Sexualität und des Inzesttabus.

Um einen möglichen Konflikt zu veranschaulichen, der durch die Aggression in die Harmonie der Triade einbricht, beschränke ich mich an dieser Stelle auf die Vater-Sohn Beziehung. Speziell in der ersten ödipalen Phase identifiziert sich der Sohn zunehmend mit dem Vater, will so werden wie er, groß, stark, allwissend und mächtig. Er möchte seine beschämende Kleinheit überwinden. Diese Nachahmung ist zunächst sehr lustvoll, weil er merkt, wie seine Kräfte wachsen. Aber mit der Zeit trübt sich die Beziehung. Der Junge kann die Überlegenheit des Vaters nicht länger ertragen. Die Aussichtslosigkeit, ihm jemals gleichzukommen, erlebt er als narzisstische Kränkung, die ihn wütend macht. Jetzt wechseln Gefühle von Rivalität und Hass mit Gefühlen der Liebe und Idealisierung. Es ist das Stadium der Ambivalenz. Die einsetzende Konkurrenz mit dem Vater bezieht sich dabei weniger auf die Mutter, wovon die Theorie des Ödipuskomplexes ausgeht, sondern nach den neuen Erkenntnissen über die Bedeutung des Narzissmus auf das Macht-Ohnmacht Gefälle in der Vater-Sohn Beziehung generell. Ob die Ambivalenz ausreichend neutralisiert wird, oder in einen lebenslangen Vater-Sohn Konflikt einmündet, wobei der Vater zu einem Hassobjekt, einem „bösen“ Vater, wird, hängt im Wesentlichen von der Qualität der Beziehung ab. Wenn es dem Vater in der ersten ödipalen Phase gelingt, seine Überlegenheit nicht zu missbrauchen, sondern sich in die Kleinheitsgefühle des Sohnes einzufühlen und seine wachsenden Fähigkeiten anzuerkennen, wird er dem Sohn helfen, seine Ambivalenz schrittweise zu überwinden und den Vater als überwiegend „gutes“ Objekt zu verinnerlichen.

Die zweite ödipale Phase (zwölftes bis sechzehntes Lebensjahr)

Freud betonte, dass die frühkindliche ödipale Phase in der Pubertät noch einmal verstärkt auftritt, weil durch die Sexualreifeung der Inzestwunsch nicht mehr auf die Phantasie beschränkt bleibe, sondern konkret erfüllbar sei. Man kann daher zu Recht von einer „zweiten ödipalen Phase“ sprechen. Aber auch hier gilt, was über die erste Phase gesagt wurde: nicht die gegengeschlechtlichen Sexualwünsche der Kinder zu ihren Eltern stehen im Vordergrund, sondern die körperlichen, seelischen, geistigen und sozialen Umbrüche in dieser Zeit und die mit ihnen verbundenen sexuellen, aggressiven und narzisstischen Konflikte zur Außenwelt.

Bekanntlich stellt die Pubertät den Übergang zwischen Kindheit und Erwachsenenalter dar und bildet die Schnittstelle zwischen Familie und Gesellschaft. Durch die genannten Umbrüche wird die Pubertät zu einer Zeit der Unruhe, der Orientierungslosigkeit und des revolutionären Aufbruchs, die regelhaft mit der von Erikson beschriebenen „Identitätskrise“ verbunden ist. In dieser Situation stehen Mädchen wie Jungen vor der Frage, ob sie den Schritt ins Erwachsenenleben jemals bewältigen werden. Die Zweifel erschweren oft die Sinnfindung für eine langfristige Lebensgestaltung. Besonders in heutiger Zeit ist die Zukunft der jungen Generation durch manche gesellschaftliche Krisen blockiert. Mangelnde Berufsperspektiven, hohe Arbeitslosigkeit im Zusammenhang mit fortschreitender Technisierung, der Zerfall tradierter Normen und Werte in Familie, Kirche und Gesellschaft, der Geschlechterkampf, Wirtschaftskrisen im Rahmen der Globalisierung und nicht zuletzt die ökologische und Klimakatastrophe mit der Gefährdung des planetaren Überlebens schaffen Risiken, auf die viele Jugendliche mit Angst, Resignation, Verzweiflung und Depression reagieren. Deswegen kehrt in der Pubertät, heute verschärft, der existenzielle Konflikt wieder, der bereits im ersten Lebensjahr entstand – das regressive Bedürfnis, im Schutz des Eltern-Kind Dreiecks zu verharren, gegen den autonomen Willen, sich innerlich und äußerlich von den primären Liebesobjekten zu lösen und das Leben selbstständig zu gestalten, um eine erwachsene Identität zu entwickeln.

Diese Ambivalenz kennzeichnet das ontogenetische Prinzip von Regression und Progression, das in sublimierter Form unser gesamtes Leben begleitet. In der Pubertät wird um die Lösung des Widerspruchs noch dramatisch gerungen. Bei vielen Jugendlichen gewinnen regressive Bedürfnisse die Oberhand, sie klammern sich allzu lange ans Elternhaus, genießen den kindlichen Schonraum, lassen sich versorgen und verwöhnen, verweigern die altersgemäße Verantwortung. Sie wollen nicht erwachsen werden. Andere Jugendliche leben den Ambivalenzkonflikt im Widerstand und Protest gegen gesellschaftlich überkommene Normen aus. Da der Vater diese stellvertretend repräsentiert, wird er zum Zielobjekt, das verneint werden muss, um einen eigenen Weg gehen zu können. Der Kampf in der Triade wird also nicht um die Mutter geführt, sondern dient letztlich der Durchsetzung einer eigenen Identität.

Besonders für Söhne, und davon ist die Kulturgeschichte voll, kommt es in der zweiten ödipalen Phase zu einer Zerreißprobe. Der Wunsch, sich mit dem Vater zu identifizieren und von ihm auf dem noch unübersichtlichen Gelände eine Zeit lang begleitet zu werden, gerät in Widerspruch zu dem unbedingten Willen nach einem unabhängigen Selbstentwurf. Der Vater darf dem Kampf nicht ausweichen, er muss ihn aushalten. Damit wachsen die Anforderungen an ihn in dieser Phase. Denn der

Wildwuchs des Sohnes sucht Reibung und Grenzen, um nicht auszufern und sich selbst und anderen eine Gefahr zu werden. Nur in der Konfrontation mit dem Vater wird sein Ich stark und sein Über-Ich mit den nötigen Kontrollmechanismen ausgestattet. Wie beschrieben, werden diese Strukturen schon viel früher angelegt. Ich glaube aber, dass die Bedeutung der Pubertät mit ihrer noch ungesteuerten Sexualität und Aggression für die Ausreifung der Ich- und Über-Ich-Instanzen weit unterschätzt wird. Für Mädchen ergeben sich in der zweiten ödipalen Phase bei vergleichbaren Grundbedingungen deutliche Akzentverschiebungen. Die Tochter muss nicht mit dem Vater rivalisieren, um aus dem Kampf ihre eigene Identität als Frau zu entwickeln. Diesen führt sie mit ihrer Mutter. Dabei besteht die Gefahr, dass sie sich bei dem Vater für die Entbehrungen entschädigt, die sie mit der Mutter erlebt. Ihre jetzt verfügbare Sexualität und ihr weiblicher Reiz können in den Dienst ihrer Konkurrenz mit der Mutter gestellt werden und die Vater-Tochter Beziehung erotisch aufladen. Die sprichwörtliche „Verliebtheit“ pubertierender Töchter in ihre Väter hat aber auch einen von der Mutter unabhängigen Anteil. Schließlich ist der Vater ihr erstes männliches Liebesobjekt, das sich unter dem Schutz des Inzesttabus für ungefährliche Partnerphantasien anbietet. Diese im Sinne Freuds klassische ödipale Konstellation erfordert vom Vater einen Balanceakt zwischen väterlicher Zuneigung und eindeutiger Grenzsetzung. Weit über die sexuelle Komponente hinaus braucht aber auch die Tochter den Vater in all seinen beschriebenen Funktionen besonders in der Pubertät, um ein positives Männerbild verinnerlichen zu können. Nur mit diesem Vertrauen kann sie den Schritt aus der Familie hinaus und vom Vater weg planen. Wenn der Vater sie in ihrer weiblichen Identität bestätigt hat, wird sie auch beim Eintritt in die Gesellschaft über eine angstfreie Sexualität und ein stabiles Frauenbild in sich verfügen.

Wie wir sehen, ist die Triade in der zweiten ödipalen Phase für die psychosoziale und psychosexuelle Identitätsfindung der Jugendlichen noch einmal von höchster Bedeutung. In der Krise ihrer Entwicklung benötigen sie den Vater stärker als die Mutter. Auch hier lässt sich wieder auf das Gesetz von den komplementären Mutter- und Vaterrollen verweisen. Während die Mutter in ihren biologischen und sozialen Funktionen in der Triangulierungsphase das wichtigere Bezugsobjekt ist, teilen sich die Eltern im idealtypischen Fall während der ersten ödipalen Phase die unterschiedlichen Erziehungsaufgaben. Für den Vater gipfeln sie in seiner Verantwortung für die Kinder in der Pubertät und Adoleszenz. Trotz der Veränderungen des heutigen Selbstbildes von Frauen und ihres sozialen Kontextes bleibt die Tatsache bestehen, dass aus dem Blickwinkel der Kinder die Mutter weitgehend familienzentriert erlebt wird, während der Vater wichtige Aspekte der Öffentlichkeit vertritt, in die der Jugendliche selbstverantwortlich hineinwachsen soll. Von der Art, wie er für seine Kinder die Weichen stellt, sie in die Welt entlässt und ihnen ihre dortigen Rollen vermittelt, hängt ihre Bewährung von den neuen Lebensaufgaben ab.

Jugendliche brauchen jedoch beide Eltern als Rückhalt, Orientierung und Unterstützung bei der Überwindung der pubertären Schwelle. Entwicklungspsychologisch sind die Funktionen des Dreiecks erfüllt, wenn die Töchter und Söhne, ausgerüstet mit stabilen inneren Instanzen und mit dem Gefühl der Sicherheit und Selbstidentität, das Land der Erwachsenen betreten. Erst dann beginnt für die Eltern die Zeit der Trauer und des Glücks über die gelungene Auflösung der Triade.

Mag. Johannes Kaup

Vaterlosigkeit und Vaterentbehrung sind Phänomene, deren Folgen in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren auch eingehend wissenschaftlich untersucht werden. 1996 erschien in den USA ein viel diskutiertes Buch von David Blankenhorn, es trägt den Titel „Fatherless America - confronting our most urgent social problem“. In einem vaterlosen Amerika sah Blankenhorn das dringlichste soziale Problem.

Welche psychosozialen und politischen Folgen können Vaterlosigkeit haben? Was bedeutet es, wenn der Begriff des Vaters negativ besetzt wird? Welche Rolle spielen Erzählungen vom Vater in der Religion? Was ist gemeint, wenn man von „Gott Vater“ spricht und welche kritischen Impulse liefert Religion für das diskutierte Konzept von Vaterschaft?

Der Salzburger Weihbischof Andreas Laun ist Bischofsvikar für die Seelsorge an Ehe und Familie. Andreas Laun gehört dem Salesianer-Orden an und war Professor für Moraltheologie an der Hochschule in Heiligenkreuz.

„Gott Vater - Mensch Vater“

**S.E. Weihbischof Univ. Prof. Pater Dr. Andreas Laun O.S.F.S.,
Salzburg**

Nicht nur in Amerika, auch in Europa ist die Vaterlosigkeit so vieler Kinder eines der ganz großen sozialen Probleme des Landes.²⁰ Die Zahl der vaterlosen Familien ist nicht nur dramatisch gestiegen, sondern man hält den Vater und seinen spezifischen Beitrag für überflüssig. Einflussreiche Kreise propagieren hingegen ein neues Vaterbild: Der Mann soll ein eher geschlechts-neutrales Verhalten lernen. Er soll, pointiert in der Logik der Gender-Ideologie gesagt, eine zweite, nur biologisch gesehene männliche Mutter sein. Gewünscht wird eine „androgynen Vaterschaft ohne Männlichkeit“, bei der Mann und Frau das Kind gemeinsam „bemuttern“.²¹

Vaterlosigkeit heißt Defizit an erlebter Väterlichkeit und hat schlimme Folgen:

Das Fehlen der Väter führt zum Ansteigen von Gewalt bei männlichen Jugendlichen. Das bestätigt keine geringere als Anna Freud mit ihrer Beobachtung: Ein Grund für die Kriminalität von Jugendlichen in Kriegs- und Nachkriegszeiten ist die Abwesenheit der Väter.²²

Kinder ohne Väter sind signifikant mehr gefährdet, Opfer sexueller Gewalt zu werden als Kinder mit Vätern.²³

Das sexuelle Ideal junger Männer, die in der vaterlosen Gesellschaft aufwachsen, ist das von gelegentlichem Sex nach Belieben, abgelöst von Fruchtbarkeit und jeder Art von Verantwortung.²⁴

„Eine psychosomatisch-epidemiologische Langzeitstudie an der Mannheimer Normalbevölkerung, in der auch der Langzeitverlauf psychischer und psychosomatischer Erkrankungen untersucht wurde, erbrachte als wesentliches Ergebnis, dass die "Kinder des Krieges" (die Geburtsjahrgänge zwischen 1935 und 1945), denen in den ersten sechs Lebensjahren der Kontakt zum Vater fehlte, noch über 50 Jahre später ein deutlich höheres Risiko für psychische Störungen aufwiesen als die Kriegskinder derselben Jahrgänge, die einen konstanten Kontakt zum Vater hatten.“ Und: „In einer aktuellen schwedischen Untersuchung an einer Stichprobe von über einer Million Kindern wurde - auch unabhängig vom Sozialstatus der Eltern - bei Kindern aus Einelternfamilien ein mehrfach erhöhtes Risiko für psychische Erkrankungen, Suizidalität, Alkohol- und Drogenkonsum sowie bei Jungen auch eine erhöhte Sterblichkeit gefunden.“²⁵

In die gleiche Richtung weist eine andere Untersuchung: Jugendliche aus vaterlosen Familien stellen 63 % der Selbstmörder, 85% der Kriminellen, 75% der Drogenabhängigen, 71% Teenagerschwangerschaften.²⁶

²⁰ Blankenhorn D., *Fatherless America*. NY 1996.

²¹ Blankenhorn D., *Fatherless America*. *Confronting Our Most Urging Social Problem*. NY 1996, 117. - A. Greeley: Männer sollten „become more like women“. Oder D. Ehrensaft: „Can a man and a woman mother together?“ Man spricht von „Co-ed mothering“.

²² Freud Anna, *Infants Without Families. The Case For And Against Residential Nurseries*. NY 144, 102-3. Vgl. Blankenhorn, *Fatherless America* 29.

²³ Blankenhorn D., *Fatherless America* 42.

²⁴ Blankenhorn D., *Fatherless America* 17.

²⁵ M. Franz, in: „Psychologie heute“, 3/2004, S. 20ff

²⁶ *idea* 28/04, 2.

Die fehlenden Väter bewirken, dass Frauen keinen Mut haben, mehr Kindern das Leben zu schenken – und das wiederum führt zu jenem demographischen Defizit, das uns unmittelbar droht.

Fachleute sagen: „Homosexuell empfindende Männer etwa sind in ihren frühen männlichen Beziehungen (meist zum Vater) verletzt worden. Sie tragen dieses tiefe Gefühl in sich, dass da eine Kluft ist zwischen ihnen und dem Vater, dass sie zur Männergemeinschaft nicht dazugehören. Dieses tiefe Verlangen nach Zugehörigkeit, nach emotionaler Verbundenheit mit der Männlichkeit und nach Anschluss wird erotisiert und sexualisiert.“²⁷ Eine Wiederentdeckung der Väterlichkeit könnte sich als Prävention vor so mancher homosexuellen Biografie erweisen.

Vaterlosigkeit macht anfällig für „Führer“ und damit verführbar. Vielleicht war die Vaterlosigkeit nach dem 1. Weltkrieg ein Mitgrund für die Erfolge des „Führers“.

Auch Johannes Paul II. weiß: „Wie die Erfahrung lehrt, ruft die Abwesenheit des Vaters in der Familie seelische und moralische Störungen und merkbare Schwierigkeiten in den familiären Beziehungen hervor...“²⁸ Angesichts dieses Befundes ist es dringend nötig, den Vater neu zu entdecken und seine Bedeutung anzuerkennen, sogar wenn jemand das „Warum?“ der Wichtigkeit des Vaters noch nicht sofort versteht. Dann bedarf es jener Vernünftigkeit, die uns heute in Bezug auf Tiere selbstverständlich geworden ist: Wir tun alles, um Tiere artgerecht zu behandeln und zu halten. Auch wenn wir Zusammenhänge noch nicht verstehen, nehmen wir eine verborgene Vernunft in den Tieren und ihren Instinkten an und bestimmen von daher unser Verhalten ihnen gegenüber: in der von der Erfahrung bestätigten Annahme, dass sich die Tiere wohler fühlen und gesünder leben, wenn wir sie „artgerecht“ halten, als wenn wir auf ihre Bedürfnisse keine Rücksicht nehmen. Warum denken wir nicht in der gleichen Logik über die Menschen und ihre Bedürfnisse nach? Wir stünden damit in der großen Tradition eines Aristoteles und Thomas von Aquin, deren Ehrfurcht vor dem Seienden sich in dem Axiom „secundum naturam vivere“ („nach der Natur leben“) spiegelt – sinngemäß identisch mit dem modernen Begriff des „artgerechten“ Handelns.

Das Menschenbild der jüdisch-christlichen Tradition

Was ist der Beitrag der Religion, genauer der jüdisch-christlichen Religion zur Frage nach dem Vater? Die katholische Kirche sieht ihren Beitrag wesentlich darin, den Menschen das richtige, wahrheitsgemäße Menschenbild zu vermitteln, in dem natürlich der Vater enthalten ist. Sie entnimmt dieses Bild der Offenbarung, nicht irgendeiner Theorie. Ihre Antwort auf die moderne Fragestellung der Gender-Ideologie und des Feminismus ist eine doppelte:

1. Die Schöpfungsgeschichte – Nein zur Gender-Ideologie

Wer ist der Mensch? Die Bibel erzählt den für alle, für Gläubige und Ungläubige, geheimnisvollen Anfang der Welt in gewaltigen, einprägsamen Bildern. Im Mittelpunkt steht dabei die Erschaffung des Menschen. Dabei heißt es: „Dann sprach Gott: Lasst uns Menschen machen als unser Abbild, uns ähnlich ... Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie. Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar, und vermehrt euch, bevölkert die Erde ...“²⁹ Das heißt: Von Anfang an konzipierte und wollte Gott den Menschen als Mann und Frau. Gerade in dieser Verfasstheit sind sie „Ebenbild“ Gottes. Damit ist nicht nur bestimmten alten Mythen, die die Geschlechtlichkeit auf

²⁷ Ch. Vonholdt

²⁸ FC 25.

²⁹ Gen 1

einen Sündenfall und eine Bestrafung durch die Götter zurückführten, sondern vor allem der feministischen „Gleichheitsideologie“ eine klare Absage erteilt: Der Mensch existiert nicht als geschlechts-neutrales Wesen, das sich seine „Rolle“ selbst wählen müsste, sondern von Anfang an als Mann und Frau – und Gott sah, dass es so sehr gut ist. Die Idee, abgesehen von seiner biologischen Ausstattung könne der Mensch sein „Gender“ selbst bestimmen, ist eine fatale, folgenschwere Illusion. Den Menschen in dieses ideologische Prokrustes-Bett spannen zu wollen, führt notwendig zu schwerem Leid.

2. Der biblische Unterschied von Mann und Frau - Nein zur Diskriminierung der Frau: Im zweiten Kapitel der Genesis wird das Thema Mensch als Mann und Frau vertieft: „Dann sprach Gott, der Herr: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht.“ Zunächst führt Gott dem Menschen die Tiere zu, aber „eine Hilfe, die dem Menschen entsprach, fand er nicht.“ Daraufhin ließ Gott einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen, nahm eine seiner Rippen und baute aus der Rippe eine Frau und führte sie dem Menschen zu. Der Text fährt fort: „Und der Mensch sprach: Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch. Frau soll sie heißen; denn vom Mann ist sie genommen.“ Die Ehe ist die logische Folge dieses Schöpfungsaktes: „Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau, und sie werden ein Fleisch.“³⁰ Die Botschaft ist hier: Mann und Frau sind füreinander geschaffen, die Existenz des je anderen antwortet auf die eigene Not. Aber nicht ein anderer Mann ist die Lösung, sondern die Frau, die dem Mann gleich („Bein von meinem Bein“) und doch zugleich verschieden ist („ischa“ und nicht ein zweiter „isch“). Dabei beschreibt die Bibel das Verhältnis von Mann und Frau nicht als Machtkampf, sondern als Quelle der Freude: „Endlich Bein von meinem Bein...“. Dass die Beziehung zur Herrschaft des Mannes entarten kann, ist wahr, aber nur als Folge der Sünde, nicht als der Wille Gottes. Durch die Erlösung, so die Lehre der Kirche, wird die Unterdrückung der Frau wieder aufgehoben und zur von Gott gewollten Liebe zurückgeführt („erlöst“). Damit ist nach der Gleichheits-Ideologie auch die andere Gefahr, die falsche Differenz-Ideologie, gebannt, die den Unterschied zwischen Mann und Frau in ein Werturteil umdeutet, und zwar so, dass die Frau nicht nur anders, sondern eine zweitklassige, minderwertige Variante des Menschseins wäre – etwa nach dem bösen, spöttischen Wort in einem Theaterstück der Aufklärungszeit: „Ein Mann, der sich schminkt, ist so abstoßend wie eine Frau, die denkt.“ Nicht so die Bibel und damit auch nicht die authentisch katholische Lehre: Die Frau ist anders, nicht aber weniger „wert“ als der Mann, der Mann bedarf der Frau, und die Frau hat Verlangen nach dem Mann. Darin steckt ein radikales Nein zum patriarchalen Denken, wenn damit die Vorstellung von einer Minderwertigkeit der Frau, die nur zu gehorchen hätte, gemeint ist. Dieses Nein ist katholisch, auch wenn es die so definierte „patriarchale Häresie“ in der Kirche gegeben hat – wie viele andere Häresien, die sie nur langsam überwunden hat. Aus dieser biblischen Sicht der Geschlechter folgt: Mann und Frau sind gleich in ihrer Würde, aber sie sind nicht „gleich“, Frau und Mann haben je ihren Genius und ihre Aufgabe. Gleich sind sie auch in ihrer Bestimmung auf Gott hin, aber zugleich sind sie ungleich in ihren spezifischen Fähigkeiten und gerade so füreinander geschaffen. Durch ihre einander ergänzende Liebe erreichen sie ihre irdische Erfüllung.

Der Vater

³⁰ Gen 2

Damit ist bereits klar: In jüdisch-christlicher Sicht ist der Vater weder unnützlich noch schädlich. Mann und Frau sind von dem Willen des Schöpfers her dazu bestimmt, „fruchtbar“ zu sein und daher Vater und Mutter zu werden. Diese Ausrichtung auf Elternschaft gehört zum Wesen des Menschen. Damit ist aber auch gesagt: Die Frau hat ihre spezifische Aufgabe als Mutter, der Mann die seine in der Vaterschaft. Daraus folgt, was der Vater nicht sein soll: Der Vater soll Vater sein und nicht eine zweite Mutter. Darauf folgt nicht, dass er nicht grundsätzlich auch bereit sein sollte, mehr der Mutter zugeordnete Aufgaben zu übernehmen, ohne sich in seiner Männlichkeit gekränkt zu fühlen. Aber es heißt: Er darf und soll ein Mann sein und bleiben, auch wenn er die Windeln wechselt oder Staub saugt. Was ist aber „die Männlichkeit“ oder „Väterlichkeit“? Um vor dieser Frage nicht ratlos zu bleiben und dann doch in eine Gender-Ideologie zu gleiten, muss man sich klar machen: Es gibt viele Dinge auf der Welt, die man nicht mit der Präzision einer mathematischen Definition beschreiben kann und die es dennoch gibt und die dennoch von großer Wichtigkeit sind. „Definieren Sie mir Gemüse, und ich definiere Ihnen Naturrecht“, soll J. Messner, der Wiener Meister der katholischen Soziallehre, einmal gesagt haben. Wir zweifeln auch nicht an der Wirklichkeit von Liebe, von Schönheit, von Leben und anderen „Dingen“ dieser Art nur deswegen, weil sie nicht definierbar sind. Dennoch „weiß“ sie jeder Mensch zu unterscheiden. So auch hier: Weder Frau noch Mann lassen sich „definieren“, und doch wissen wir alle, was Weiblichkeit und Männlichkeit ist. Natürlich kann und soll auch ein Mann zärtlich sein, und es ist lächerlich, Frauen das Denken abzuspochen. Und doch, die mütterliche Zärtlichkeit wird immer anders sein als die männliche des Vaters. Auch ist es nicht sexistisch festzustellen, dass es im Unterschied zu männlichem Denken eine spezifisch weibliche Art gibt, mit Fragen umzugehen. Wahr freilich ist auch, dass Männlichkeit formbar und verformbar ist. Auch die Formlosigkeit durch anti-autoritäre Erziehung etwa ist eine Verformung. Darum ist es wichtig, in der Erziehung jungen Männern ein Bild von Vaterschaft zu vermitteln, wie sie sein sollte. Neulich hörte ich die – angeblich wahre – Geschichte von jungen Elefantenbullen, die willkürlich Bäume umrissen, Hütten zerstörten und sogar andere Tiere tot trampelten. Die Lösung war: Man holte alte Bullen herbei – und siehe da, die Jungen änderten ihr verrücktes Verhalten und entwickelten sich zu normalen Elefanten. Zurück zu den Menschen: Wir müssen den jungen Männern (und entsprechend den Mädchen) Bilder von Väterlichkeit geben, nicht Definitionen. Solche Bilder wirken als Vorbilder: konkrete Gestalten, Geschichten von Vätern in Filmen und Romanen – und nicht zuletzt in der Welt der biblischen Religion.

Der Beitrag der Religion

Ich vertrete eine religiöse Gemeinschaft, deren erster Glaubenssatz lautet: „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater“. Die Bibel, auf der dieser Glaube beruht, beschreibt den Vater-Begriff durch eine der bewegendsten Geschichten der Weltliteratur, nämlich durch das Gleichnis vom „barmherzigen Vater“. Gemäß dieser Jesus-Geschichte ist die Haupteigenschaft dieses „Vaters“ gerade nicht ein irgendwie tyrannisches Verhalten gegenüber den Söhnen, denen er nur blinde Unterwerfung abverlangen würde, sondern im Gegenteil: Dieser Vater liebt auch noch den „verlorenen“ Sohn, er läuft ihm ohne Rücksicht auf seine „patriarchale Würde“ entgegen, umarmt und küsst ihn, bereitet ihm ein Fest. Auch dem anderen Sohn (was selten beachtet wird) geht er nach und versucht behutsam, ihn aus seiner Verhärtung zu lösen. So, sagt Jesus, ist dieser „Vater im Himmel“, von dem ich zu euch spreche. Viele andere biblische Geschichten zeigen kraftvolle Vaterfiguren –

etwa Abraham, den Juden und Christen in besonderer Weise als ihren geistigen Vater ansehen. Tatsache ist: Die jüdisch-christliche Religion schenkt der Welt ein ausgesprochen positives Vaterbild, in dem die beiden spezifisch väterlichen Elemente organisch verbunden sind: Autorität und Güte. Mit Nachdruck möchte ich den ungläubigen Zuhörern unter uns zu bedenken geben: Auch wenn jemand nicht an die Offenbarung glaubt, kann und sollte er den positiven Beitrag solcher „compelling storys“ zur Sozialisierung vor allem männlicher Jugendlicher anerkennen. Auch wenn das biblische Vaterbild ein erfundenes Bild wäre, würde es nicht aufhören, jungen Menschen Orientierung zu geben. Matthias Franz meint, die Begeisterung der Jugend für Arnold Schwarzenegger-Filme und ähnliche Idole sei auch ein Indiz für die Sehnsucht nach dem Vater. Das mag stimmen. Aber mit viel größerem Recht kann die Kirche darauf hinweisen: Wir geben der Jugend nicht nur ein positives Vaterbild durch unsere Geschichten von dem väterlichen Gott, sondern schenken ganzen Völkern in der Gestalt vieler unserer Priester und Bischöfe „Väter“ aus Fleisch und Blut. Dass der Papst weitaus mehr Jugendliche anzieht als viele Stars zusammen genommen, hängt sicher auch damit zusammen: Er verkörpert im besten Sinn des Wortes den Vater, der den jungen Menschen fehlt – den Vater, der Autorität und Güte vereint. Dieses global präsente Vaterbild, vor Ort in den Vertretern der Kirche, erscheint derzeit durch Missbrauchs-Fälle verdunkelt zu sein. Allerdings, diese Dunkelheit wurde durch gehässige Medien über die Fakten hinaus um ein Vielfaches verstärkt – zum Schaden der Menschen.

Die Bedeutung des Vaters

In den letzten Jahrzehnten hat man sich allenthalben bemüht, die Rolle der Frau hervorzuheben und jeder Missachtung, Unterdrückung, Diskriminierung der Frau ein Ende zu bereiten. Das ist gut so, aber nicht gut ist es, wenn dies auf Kosten des Mannes geschieht in einer Art und Weise, dass Männer nicht mehr Männer und nicht mehr männliche Väter sein dürfen. Was ist der Vater? Die Antwort des Katechismus der Katholischen Kirche (KKK) lautet: „Wenn die Sprache des Glaubens Gott „Vater“ nennt, so weist sie vor allem auf zwei Aspekte hin: dass Gott Ursprung von allem und erhabene Autorität und zugleich Güte und liebende Besorgtheit um alle seine Kinder ist.“³¹

Angewandt auf den irdischen Vater heißt das:

1. Verantwortung und Autorität des Vaters: Durch den Zeugungsakt entsteht eine einzigartige Beziehung zwischen Vater und Kind. Dem Vater kommt damit eine hohe Verantwortung für das von ihm gezeugte Kind zu. Umgekehrt wollen Kinder wissen, wer ihre Eltern sind – auch, wer der Vater ist - und es ist ihnen wichtig, sich ihrer nicht schämen zu müssen. Damit der Vater seine Verantwortung wahrnehmen kann, hat er eine gewisse Autorität, eine Vollmacht des Entscheidens für und über das Kind. Diese väterliche Autorität ist am wohl tuendsten in dem schönen alttestamentlichen Segenswort enthalten: „Gott lasse sein Antlitz über dir leuchten“. Angewandt auf den irdischen Vater: Schon die Gegenwart eines guten Vaters allein ist für die Kinder wichtig. Das „Leuchten“ seiner väterlichen Gegenwart gibt den Kindern Sicherheit und Orientierung. Dieses Licht leuchtet sogar, wenn der Vater aus einem triftigen und verstehbaren Grund abwesend ist – im Unterschied zu jenen Vätern, die die Familie ohne jede Rücksicht allein gelassen haben. Es gibt eben eine physische Anwesenheit oder Abwesenheit, je nachdem, wie der Vater gegenwärtig oder abwesend ist. Zu vermeiden ist dabei das

³¹ KKK 239.

Missverständnis, dass Autorität immer nur im Interesse des Autoritäts-Trägers ausgeübt wird. Thomas von Aquin unterscheidet: Der Gehorsam des Sklaven dient dem Besitzer, der Gehorsam des Kindes dem Wohl des Kindes selbst. Darum: Wahrhaft väterliche Autorität ist im Interesse des Kindes, nicht in dem irgendeines anderen Menschen. Es ist wahr, die Menschen haben diese Autorität nicht selten missbraucht und auf Kosten der Kinder zum egozentrischen Selbstzweck gemacht. Aber die Autorität zu leugnen und so zu tun, als gäbe es sie nicht, ist nicht das Ende des Missbrauchs, sondern nur ein anderer Missbrauch. Wer auf die väterliche Autorität verzichtet, kann seinen Kindern auch nicht jene väterlichen Dienste erweisen, auf die die Kinder angewiesen sind. Die Folgen der „anti-autoritären Erziehung“ beweisen es.

2. Die väterliche Liebe: Nach dem Vorbild Gottes soll den Vater „Güte und liebende Besorgtheit“ auszeichnen, so, wie sie in dem schon zitierten Gleichnis Jesu von dem barmherzigen Vater geschildert wird. Diesem Bild ist nichts mehr hinzuzufügen. Dem christlichen „Gott Vater“ sollte der „Mensch Vater“ entsprechen, und der „Mensch Vater“ sollte sich als „Ebenbild Gottes des Vaters“ gerade in seinem Vatersein verstehen. Vater-Sein gründet in der Männlichkeit und geht über eine rein äußerliche, sozusagen gespielte „Rolle“ hinaus. Frauen und Männer spielen nicht die „Rolle Mutter“ oder die „Rolle Vater“, sondern sie sind Mütter und Väter. Die Abwesenheit des Vaters in der heutigen Gesellschaft beraubt das Kind sowohl der ihm wohl tuenden Autorität des Vaters als auch der spezifisch männlichen Liebe, die es vom Vater ersehnt. Höchste Zeit, den Vater neu zu entdecken und den Kindern den Vater zurückzugeben. In der Zeit nach 1989 wurden zwei russische Forscher gefragt, warum das kommunistische Weltreich zusammen gebrochen sei. Sie antworteten: Weil wir das falsche Menschenbild hatten. In der Wiederentdeckung des Vaters liegt ein Stück Heilung unserer Welt.

Mag. Johannes Kaup

Empirische Untersuchungen, die vom amerikanischen Psychologen Sternberg an Paaren vorgenommen wurden, kamen zu folgendem Ergebnis: Zu einer vollständigen Liebe, die von Stabilität und Zufriedenheit gekennzeichnet ist, gehören drei Komponenten, nämlich Leidenschaft, Verbindlichkeit und Intimität.

In seinem Buch „Wenn das Glück zum Unglück wird“ beschreibt Dirk Regensdorf, ein Paartherapeut aus Tübingen, drei Ursachen für Krisen in Paarbeziehungen: Konflikte, verursacht durch unterschiedliche Bedürfnisse, Konflikte, die durch die Erstarrung des gemeinschaftlichen Umgangs entstehen und letztlich Konflikte, die durch unterschiedliche individuelle und familiäre Entwicklungen entstehen können. Kinder verändern eine Paarbeziehung nachhaltig – es ist aus diesem Grund wohl kein Zufall, dass sich Paare in unserer Gesellschaft in der Regel nur mehr ein oder zwei Kinder leisten wollen. Dahinter steht hinter materiellen Überlegungen vor allem die Angst, nicht genügend Zuwendung vom Partner oder Zeit für den Beruf zu haben. Eines der schwierigsten Lernziele in einer Partnerschaft ist die gesunde Balance zu finden zwischen Selbstzuwendung und Partnerzuwendung. Wo diese Balance über längere Zeit verloren geht, ist die Beziehung in großer Gefahr zu zerbrechen. Was aber tun, wenn tatsächlich nichts mehr geht? Wie kann die Vater-Kind-Beziehung im Dreieck Vater-Mutter-Kind gesichert werden?

Dazu spricht Roland Proksch, er ist Professor für Familien- und Sozialrecht an der Fachhochschule in Nürnberg und Geschäftsführer des Instituts für soziale und kulturelle Arbeit. Der anerkannte Mediator arbeitet unter anderem auch in der Familienmediation und im Täter-Opfer-Ausgleich.

„Sicherung der Vater-Kind Beziehung im Dreieck Vater-Mutter-Kind bei Trennung/Scheidung“

Prof. Dr. Roland Proksch, Nürnberg

„Die Sicherung der Vater-Kind-Beziehung im Dreieck Vater-Mutter-Kind bei Trennung und Scheidung“, das soll mein Thema sein, und ich will mich gerne einreihen bei meinen Vorrednern, Pater Laun und mein Kollege Petri, die zu diesem Thema deutlich zum Ausdruck gebracht haben: Kinder brauchen Mutter und Vater - Vater und Mutter sind wichtig für die Kinder. Ich will meine 25 Minuten einhalten und in fünf Blöcken den Vortrag gestalten: Zunächst im ersten Teil etwas Allgemeines sagen, auch zu den gestrigen Ausführungen Bezug nehmen, dann ganz kurz – in Ergänzung zu Prof. Amendt – die Bedeutung von Trennung und Scheidung aufzeigen, im dritten Teil die Möglichkeit, die Vater-Mutter-Beziehung für Kinder im Scheidungsrecht zu stärken, im vierten Teil Ergebnisse einer Studie näher beleuchten und im letzten Teil einen Ausblick bieten.

Ich möchte zwei Buben zitieren, die ich auch befragt habe. Marco, heute 22: „Ich habe meinen Vater gehasst, weil meine Mutter ihn gehasst hat. Er war ein Monster. Jetzt hasse ich meine Mutter.“ Und Jan, heute 20: „Ich wollte immer meinen Vater treffen. Durch den Streit zwischen Mutter und Vater ging das nicht. Es war eine schlimme Zeit für mich. Ich bin froh, dass mein Vater nicht locker gelassen hat und ich zu ihm nun wieder Kontakt habe.“ Wir haben gestern gehört, Scheidung sei Gewalt an Kindern, Elternschaft ist mehr als Mutter und Vater. Nun, Pater Laun, ich möchte an Sie anknüpfen: Das mag richtig sein, nur – Mutter und Vater müssen sich an Elternschaft ausrichten und es mag sein, dass Elternschaft mehr ist als Mutter und Vater, aber sie begründet sich allein aus Mutter und Vater. Und, was Kollege Petri sagte, Kinder brauchen nicht schlicht Eltern – psychologisch, psychoanalytisch gesehen – sie brauchen die Unterschiedlichkeit von Mutter und Vater, und auch die unterschiedliche Wahrnehmung der Kinder durch Mutter und Vater ist für das Kind wichtig. Ich stimme Frau Höhler zu und möchte ergänzen: die Mutter allein kann den Sohn nicht zum Mann machen, wie auch nicht der Mann allein die Tochter zur Frau machen kann. Töchter und Söhne brauchen Mutter und Vater und natürlich müssen beide sich engagieren, Mütter müssen aber lernen, mehr loszulassen. Wie bei dem Beispiel, das wir gestern gehört haben, wo der Vater das Kind in den Sitz des Autos schiebt und dann die Mutter nachkorrigiert – das ist ein Teil dessen, des fehlenden Loslassens.

Ich werde berichten: Eine der Hauptschwierigkeiten, die wir nach Trennung oder Scheidung haben, ist der Umgang des Kindes mit dem anderen Elternteil. Unbestritten ist, und das ist auch Petris Forschungsergebnis, dass die Triade Vater-Mutter-Kind erhebliche Bedeutung gerade für das Kind hat, und zwar die Triade biologische Mutter-biologischer Vater. Die biologischen Mütter und biologischen Väter sind wichtig, dass das Kind sich ablösen kann von der Mutter, die es geboren hat. Und erst im Kontrast zu Mutter und zu Vater reift das Kind zu einem autonomen Wesen, das wir hoffentlich so haben wollen.

Wenn wir schon Scheidung nicht verhindern können, dann müssen wir alles tun – alle beteiligten Professionen – dass nach Trennung und Scheidung die Möglichkeit bestehen soll, dass den Kindern ihre Eltern erhalten bleiben, Mutter wie Vater.

Zunächst einmal, Scheidung ist mit Sicherheit ein finanzielles Desaster für alle Beteiligten – für den Elternteil, der die Kinder hat und für den Elternteil, der die Kinder nicht hat. Und Scheidung ist ein psychologisches Desaster, es sind Verletzungen, es sind Enttäuschungen: „Wir haben es nicht geschafft; du bist daran Schuld, du trägst die Verantwortung, dir werde ich die Kinder nicht mehr geben...“ Das sind Auswüchse der psychologischen Verletzung nach Trennung und Scheidung, und daraus resultieren Konflikte, die nicht aufgearbeitet werden können, Kommunikationsprobleme und – auch in Ergänzung zu gestern – ein anderer Kreislauf. Wir haben gestern gehört, der Vater, der nicht mehr seinen Sorgepflichten nachkommen kann – auch finanziell – der wird nicht mehr als Vater anerkannt, der soll auch nicht mehr die Kinder haben.

Um es anders zu sagen, der Streit, der geht zwischen Mutter und Vater, wer soll die Kinder haben und derjenige, der die Kinder hat und der andere, der sie nicht mehr hat und der auch überwiegend in den letzten Jahren zunehmend „entsorgt“ worden ist. Wir kennen den Begriff aus der Abfallbeseitigung. Es werden Eltern „entsorgt“, und wir müssen uns nicht wundern, dass die „entsorgten“ Eltern wütend sind. Sie fühlen sich zu Unrecht entsorgt, und sie kommen ihren Pflichten nicht mehr nach. Ihre Unterhaltspflichten werden vernachlässigt, auf der anderen Seite werden die Umgangspflichten nicht mehr erfüllt und der Streit eskaliert – Mütter und Väter fühlen sich nicht wohl und am wenigsten die Kinder. Was folgt daraus? Die Bedeutung von Scheidung wird zu wenig beachtet. Die vaterlose Gesellschaft ist nicht nur in den Zwanzigerjahren problematisch gewesen, nicht nur in den Fünfzigerjahren, sie wird heute wieder problematisch. Wir haben Jugendgewalt, die wir „Jungengewalt“ nennen müssen, denn mit über 90 % werden die Gewalttaten von männlichen Jugendlichen verübt. Wir müssen uns fragen, woran das liegt. Es sind viele Gründe sicherlich maßgeblich; mag es vielleicht nicht auch sein, dass in der Erziehung von Kindern von 0-10 kaum Männer, kaum Väter auftauchen? Und wenn Eltern geschieden sind, manche Väter „entsorgt“ und ausgegrenzt werden, sie nicht mehr in Kontakt mit ihren Kindern kommen – was passiert mit den Kindern, die Erzieherinnen erleben im Kindergarten, die Lehrerinnen erleben in der Schule und die die Mutter erleben in der Familie? Wir sprechen von Gewalt in der Familie – und wir meinen vor allem die Gewalt des Mannes gegen die Frau. Die Statistik spricht dafür, dass es die Männer sind, die Gewalt ausüben gegen die Frauen; was die Statistik nicht sagt, was tabuisiert wird: Gewalt an Kindern, Erziehungsgewalt – zum Glück lässt sie nach. Jeder von uns – ich eingeschlossen als Vater von zwei Mädchen – möge sich prüfen, wie Erziehungsgewalt gewesen ist, die wir erlebt haben und die wir ausgeübt haben. Erziehungsgewalt wird ausgeübt, nicht weil Mütter oder Väter Sadisten sind, Erziehungsgewalt wird ausgeübt aus Ausweglosigkeit.

Ich frage Sie: Wer ist hilfloser, wer ist auswegloser als der Elternteil, der sich verlassen fühlt, der sich überlastet fühlt? Wer fühlt sich verlassen und wer fühlt sich überlastet? Das sind die Eltern, die alleine sind, die alleine mit ihren Kindern leben müssen oder wollen. Ich bitte auch, darauf hinzuweisen oder hinzudenken: Was können wir tun, dass die Eltern, die sich überfordert fühlen (müssen), Entlastung finden? Ich habe eine Antwort: Es gibt Mutter und Vater; und die Eltern, die allein erziehend sind – ja nicht zwangsläufig – die mögen sich bitte schön des anderen Elternteils versichern und dabei Entlastung suchen. Ich meine, Trennung und Scheidung sind eine schwierige Situation für Kinder, aber das sind Fakten: Wir dürfen nicht außer Acht lassen – finanzielle Desaster, psychologische Desaster, Beziehungsdesaster, Gewaltdesaster kommen auch, wenn und weil Mutter und Vater nach der Scheidung ihre Probleme nicht bewältigt haben können. Ich bin sehr

dankbar für die Konferenz, und ich verstehe nicht den Einwurf von gestern, nach einer Vaterkonferenz müsste eine Mutterkonferenz kommen. Wir wissen ganz genau, dass in den letzten Jahren Mütterthemen, Frauenthemen im Vordergrund waren, und Männerthemen immer vernachlässigt waren und werden. In Deutschland gibt es nach wie vor ein Ministerium für Jugend, Familie, Frauen und Senioren – und wo bleiben die Männer? Zum Glück ist das bei Ihnen in Österreich anders: Tu felix Austria, du hast eine Männerabteilung.

Ich komme zum dritten Teil - Scheidungsrecht als Möglichkeit, dieses Desaster zu verhindern. Die Möglichkeiten, Einfluss zu nehmen, hat der Gesetzgeber erkannt. Es ist im Wesentlichen die Problematik der Sorge und daraus folgend des Umgangs und daraus folgend des Unterhalts. Was notwendig durch Scheidungsrecht zu verbessern ist, ist die Präsenz für Eltern zu sichern, die Ausgrenzung von Eltern zu verhindern, Entlastungen zu gestalten und eine sichere Beziehung zwischen Mutter und Vater zu etablieren, damit die Kinder sicher sind. Denn, bei aller Arbeit der Psychologen an den Kindern, dürfen wir nicht vergessen, die Eltern sind das Schicksal ihrer Kinder in jedem Sinne. In dem Maße wie Eltern nicht mehr funktionieren wollen oder können oder dürfen, leiden die Kinder. Und wenn es uns ernst ist mit unseren Sprüchen der Politiker und der Gesellschafter, dass uns die Kinder wichtig sind, dann tut bitte schön hier auch im Scheidungsrecht etwas. Es gab in Deutschland, in Österreich und der Schweiz im Scheidungsrecht insbesondere die gemeinsame elterliche Obsorge – und ich habe gespürt, welcher Widerstand hier sich formiert hat. Ich habe die Protokolle gelesen in Österreich, als es darum ging, das Scheidungsrecht zu reformieren und vor allem die gemeinsame Obsorge zu etablieren. Es waren die gleichen Menschentypen, und die Protokolle waren fast haargleich dieselben in Deutschland wie in Österreich, was denn alles gegen die gemeinsame Sorge spricht, was denn z.B. auch gegen das Umgangsrecht von Kindern und der Pflicht der Eltern spricht. Es kann doch nicht sein, so ist gesagt worden, dass die Mütter die ganze Arbeit haben und die Väter sich mit mehr Rechten bekleckern. Das ist Elterndenken, das ist nicht Kinderdenken. Wir wollen nicht darum fragen, wer hat Rechte und Pflichten, sondern wir sagen: Mütter und Väter haben die Pflichten, und sie sollen nicht fragen, welche Rechte sie haben – umgekehrt, Kinder haben die Rechte. Und daher bin ich sehr erfreut, dass der deutsche Gesetzgeber mutig war, der österreichische nicht ganz so mutig und der schweizerische ebenso wenig. Ich möchte auch deutlich machen weshalb, und vielleicht sehen wir auch eine Relation zu Österreich, dass hier Konsequenzen gezogen werden und zum Nachziehen Anregungen geschaffen werden, um den Kindern ihre Eltern zu erhalten.

Ich komme zum vierten Teil; eine Studie über deutsche Gesetzgeber hatte den Mut gehabt – ich möchte mich auf zwei Punkte konzentrieren - sozusagen die gemeinsame Sorge als Regelfall zu etablieren.

Ich kann Ihnen sagen, die Diskussion lief nur, weil es um die Rechte von erwachsenen Personen ging und nicht um die Kinder. Und es funktioniert, wir haben bis zur Reform 98 im ganzen Bundesgebiet 20 % gemeinsame Sorge gehabt. „Es wird nicht funktionieren!“ ist uns gesagt worden. Es sind offizielle Amtszahlen in Deutschland, die sagen, wie sich die gemeinsame elterliche Sorge in Deutschland entwickelt hat. 1998 war die Reform – 20 %, 1999 51 %, 2000 70 %, 2001 77 %, 2002 81 % - das sind die Zahlen, und jeder ist erstaunt. Ich bin nicht erstaunt – es war eine Chimäre, eine Fantasie, „es darf nicht sein, was wir nicht wollen“. „Wir haben die Arbeit, und deswegen bleiben die Rechte allein bei uns!“ Es ist verkannt

worden, was der Gesetzgeber erkannt hat: Die „Entsorgung“ eines Elternteils hat erhebliche psychologische Wirkungen, und diese führt selbstverständlich weiter zu einer Fortsetzung des Krieges zwischen den Eltern: „Ich bin zu Unrecht entsorgt worden! Ich möchte mich einmischen!“ – „Du hast nichts zu sagen!“ – „Wenn ich nichts zu sagen habe, dann zahle ich keinen Unterhalt!“ – „Gut, dann siehst du die Kinder nicht!“ Das schaukelt sich auf und es ist ein Kampf mindestens bis zum 18. Lebensjahr der Kinder.

Die Hypothese des Gesetzgebers war, dass mit der gemeinsamen Verantwortung von beiden Elternteilen mindestens eine psychologische Komponente ins Spiel kommt und sich kein Elternteil mehr „entsorgt“ fühlen muss. Das hat eine gravierende psychologische Wirkung auf den Elternteil, der früher entsorgt worden ist.

Ich möchte die Dinge aufzeigen, die nach meinem Verständnis desinteressiert wurden aber nun deutlich geworden sind. Wir haben drei Gruppen gebildet, eigentlich mehrere, aber ich möchte drei herausstellen: Eltern, die für die alleinige Sorge gefochten haben und sie erreicht haben; Eltern, die für die alleinige Sorge gefochten haben und sie nicht erreicht haben, weil der Richter sie abgewiesen hat und Eltern, die von Haus aus die gemeinsame Sorge behalten haben. Ich stelle fest: die Eltern, die gegen ihren Willen die gemeinsame Sorge leben müssen, weil das Gericht den Antrag abgelehnt hat, haben fast dieselben Werte wie die Eltern, die freiwillig die gemeinsame Sorge leben. Sie haben erheblich bessere Werte in der Kommunikation, im Umgang und im Unterhalt als die Eltern mit dem alleinigen Sorgerecht. Nun könnten Sie sagen: Na, kein Wunder, das waren ohnehin die „Holzköpfe“. Es waren ja 30 % „Holzköpfe“, die die alleinige Sorge haben wollten, von den 30 % sind immerhin 15 % abgewiesen worden. Ich habe diese 15 % im Jahre 99 überprüft und stellte fest: Bei derselben biografischen Situation, bei derselben Streitsituation, bei derselben Einkommenssituation verhalten sich diese zwangs-gemeinsam versorgenden Eltern ganz anders als die allein versorgenden Eltern. Und woran liegt das? Ich habe die These: Man kann nun heftig diskutieren, dass diese psychologische Komponente ganz erheblich wirkt, und ein weiterer Teil dabei ist: Die so genannte Beruhigung, die die Gerichte benennen, ein alleiniges Sorgerecht, damit die Familie beruhigt wird, ist ebenfalls Fantasie – wie soll denn eine Beruhigung stattfinden, wenn ein Elternteil sich als „entsorgt“ fühlen muss? Die Probleme tauchen doch nicht auf beim Sorgerecht, sondern beim Umgang. Nun können Sie sich vorstellen, wenn ein Elternteil „entsorgt“ worden ist, aber Umgang hat, dann wird es hier Krieg geben. Die Justiz denkt zu kurz, altmodisch, sie glaubt, durch die alleinige Sorge den Frieden herzustellen, und sie übersieht, dass sie den Krieg fördert.

Was ist förderlich für mehr Kinder? Es gibt mindestens eine Antwort: Schafft Betreuungsplätze, damit Frauen ihre Karriere und Familie unter einen Hut bringen können und auch die Väter einbezogen werden können. Die Mütter mit gemeinsamer Sorge sind erheblich häufiger berufstätig als die Mütter mit alleiniger Sorge – kein Wunder, die Symbiose ist stärker, das ist meine Ansicht. Die Väter mit gemeinsamer Sorge haben erheblich höhere Berufstätigkeit als die Väter mit alleiniger Sorge. Ich will sagen, meine Behauptung, die Entlastung von Müttern hat zur Folge, dass sie mehr arbeiten gehen können; mehr arbeiten gehen heißt mehr Geld, mehr Geld heißt mehr Wohlstand, mehr Wohlstand heißt natürlich mehr Zufriedenheit, weniger Krieg mit dem Partner. Wie werden Streitigkeiten gelöst? 67 % der Eltern mit gemeinsamer Sorge sagen, sie lösen Streit so wie es sein soll, im Gespräch miteinander, aber nur 35 % der allein sorgerechtigten Eltern. Und null Diskussion – kein Wunder, ist

auch erwünscht durch die Justiz. Null Diskussion bei fast 40 % der allein sorgeberechtigten Eltern, aber nur bei 18 bis 19 % der gemeinsam sorgeberechtigten Eltern. Wir müssen aber Diskussionen haben, die Justiz irrt – ich wiederhole das – das Umgangsrecht ist der Eingang für Konflikt und für Streit.

Da hilft keine Entsorgung, der Konflikt bleibt bestehen, und er wird nicht diskutiert. Deswegen haben wir von der ersten bis zur letzten Instanz laufend Gutachten, Gutachten, teures Geld für nichts. Nächster Punkt, Umgangsrecht – der deutsche Gesetzgeber hat gesagt „Umgang ist ein Recht des Kindes – und die Pflicht der Eltern!“ Und prüfen Sie die Eltern, die die alleinige Sorge haben, auf die Umgangsmöglichkeiten – und ich stelle fest, bei 40 % der Eltern, die die gemeinsame Sorge haben, sieht das Kind die Eltern jede zweite Woche und bei 21 % mindestens einmal pro Woche. Aber es ist nach wie vor so, über 40 % der Kinder von Eltern mit alleiniger Sorge sehen den anderen Elternteil, sprich den Vater, nicht mehr. Und das ist bereits bei der Scheidung der Fall – und wenn da die Justiz einfach sagt „Beruhigung“, dann übersieht sie, dass die Beruhigung zu Lasten des Kindes geht. Das Kind ist beruhigt, es gibt keinen Knatsch mehr zwischen Mutter und Vater, weil der Vater weit weg ist – zu Lasten des Kindes, wie ich gesagt habe. Letzter Punkt – Unterhalt: Es wird behauptet, Väter entziehen sich der Unterhaltspflicht. 93 % der Väter bei der gemeinsamen Sorge sagen, sie zahlen Unterhalt, und knapp 90 % der Mütter bestätigen dies – das heißt, ich habe ein beachtliches Unterhaltzahlungsniveau bei Vätern mit gemeinsamer Sorge. Eine kleine Diskrepanz habe ich bei den Eltern mit alleiniger Sorge – da behaupten auch über 80 % der Väter, sie würden bezahlen, aber die Mütter bestätigen dies in weit geringerem Maße.

Ich fasse zusammen: Die gemeinsame Sorge wirkt, entgegen den Prognosen, wir haben das mittlerweile als Regelfall. Es funktioniert, ich habe keine „entsorgten“ Väter mehr, keine „entsorgten“ Mütter, ich habe eine bessere Kommunikation, einen besseren Umgang und eine bessere Unterhaltzahlung; just das, was sich die Justiz erwartet, aber nicht durch ihre kurzsichtigen Entscheidungen. Natürlich reicht das Familienrecht nicht aus, notwendig sind gesellschaftliche Veränderungen, in der Wirtschafts- und Arbeitswelt, aber vor allem auch bei den „Profis. Dass Jugendämter, Anwälte und Gerichte, Kindergärten wegkommen von diesem Denken, „Beruhigung“ durch Wegsperrern des Einen.

Wir wollen Kinder haben, die Kontakte haben, und die Eltern müssen die Unruhe aushalten, und die Professionen müssen dafür sorgen, dass die Eltern die gemeinsame Sorge weiter tragen, dass die Eltern gemeinsam weiter Kontakt haben. Wenn uns, den Professionen und den Politikern, die Kinder wirklich wichtig sind, wenn es uns wirklich um die Kinder geht, dann müssen wir alle gemeinsam daran arbeiten, dass kein Elternteil „entsorgt“ wird, dass die Kinder ihre Eltern behalten dürfen. Wenn das der Fall ist, dann werden Marco und Jan erkennen, dass ihr Leid gefruchtet hat, dass man gelernt hat, und dass die Kinder zukünftig keine Erlebnisse haben müssen wie Marco und Jan.

Mag. Johannes Kaup

Gemeinsam als Paar zu leben und gemeinsam zu wachsen - das ist heute zu einer Kunst geworden. Für eine Familie gilt das noch mehr. Ein steigender Lebensstandard, eine bessere Gesundheitsversorgung und sozialer Frieden haben die Lebenserwartungen der westlichen Menschen enorm verlängert. Ebenfalls verlängert hat sich auch die potentielle Zeitspanne der gemeinsamen Partnerschaft von vor rund 200 Jahren etwa 15 bis 20 Ehejahren auf heute potentiell 50 bis 60 Jahre. Damit gestiegen ist auch die Wahrscheinlichkeit von unterschiedlichen Entwicklungen, Krisen und Trennungen.

Wenn von einem Verschwinden der Liebe geklagt wird, hat das heute unter anderem mit einem Mangel an wesentlicher Kommunikation bei Paaren zu tun. Dieser Überzeugung ist der kürzlich verstorbene Frankfurter Paartherapeut Michael Lukas Moeller. Paare, Väter und Mütter tauschen sich heute zu wenig darüber aus, wie sie sich selbst und das Leben erleben.

In der Regel ist eine umfassende Erotik das Zeichen eines umfassenden Lebendigseins. Paare, die viel und wesentlich miteinander sprechen, bewahren sich das geistige Interesse und die erotische Lust aneinander und sind glücklicher. Dasselbe gilt für Familien. Aber es gibt unbestritten Konflikte, Prozesse und Brüche, die - von außen kommend - Familien in die Krise bringen. Signifikant ist das bei Paaren nach einer Familiengründung zu beobachten. In dieser Phase werden wesentliche Weichen für die Zukunft der Paarbeziehung gestellt. Aus diesem Grund lohnt es sich, diese ersten Jahre der Familiengründung wissenschaftlich mit Längsschnittstudien genau zu studieren.

Das hat Diplompsychologin Gabriele Peitz getan. Seit mehreren Jahren hat sie zusammen mit dem renommierten Münchner Psychologen und Männerforscher Wassilios Fthenakis an diesbezüglichen Projekten gearbeitet. Seit 1995 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin der LBS-Familienstudie mit dem Titel "Familien im Übergang". Wir sind gespannt auf die Ergebnisse

„Partnerschaft und Elternschaft im Konflikt“

Dr. Gabriele Peitz, München

Die Gründung einer eigenen Familie ist ein fester Bestandteil der Lebensplanung vieler junger Erwachsener. Die Schwangerschaft ist meist erwünscht, manchmal seit Jahren herbeigesehnt. Die Zeit der Schwangerschaft wird häufig als Phase besonderer Intimität erlebt. Die Eltern malen sich aus, wie ihr Leben mit Kind sein wird. Träumen vielleicht davon, endlich eine „richtige“ Familie zu sein. Und die wenigsten Paare rechnen wohl ernsthaft damit, dass diese Familie nicht von Bestand sein wird. Ist das Kind dann da, die Geburt überstanden und Mutter und Kind wohlauf, ist die Freude riesengroß.

So sehr sich die Eltern über den Nachwuchs freuen, machen sie doch sehr schnell auch die Erfahrung, dass die Geburt des ersten Kindes nicht nur positive Erfahrungen mit sich bringt, sondern auch mit einer Vielzahl unerwarteter und nicht selten auch unerwünschter Veränderungen und Belastungen verbunden ist. Dazu gehören beispielsweise körperliche und psychische Belastungen, die aus der Sorge um den völlig abhängigen Säugling resultieren, Veränderungen und eine mangelnde Planbarkeit des Tagesablaufs, Einschränkung der Erholungsphasen und der Zeit, die dem Paar zur Verfügung steht, erhöhte Interdependenz der Partner oder auch gesteigener finanzieller Druck. Die Verteilung beruflicher und innerfamiliärer Rollen verändert sich – und zwar nicht immer in Übereinstimmung mit den Wünschen der Partner. Und oftmals machen die junge Mutter und der junge Vater die Erfahrung,

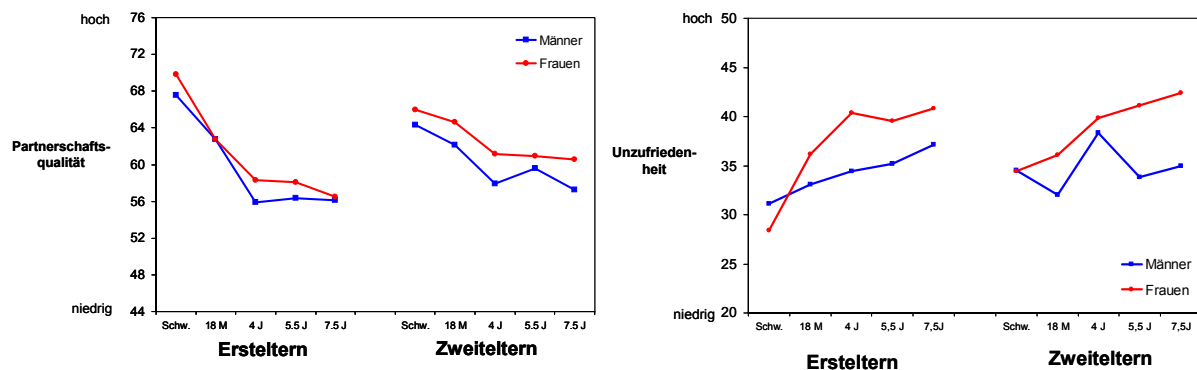


Abbildung 1: Veränderung der Beziehungsqualität und der Zufriedenheit mit der Person des Partners nach der Geburt des ersten bzw. zweiten Kindes

dass sich auch ihre Beziehung verändert und ein Stück weit auf der Strecke bleibt (Abbildung 1). Partnerschaften brechen immer häufiger schon wenige Jahre nach der Geburt auseinander, mit weit reichenden Folgen nicht nur für den Mann und die Frau, sondern auch für das Kind.

Infolgedessen widmet man diesem Entwicklungsabschnitt seit Mitte der 80er-Jahre verstärkte Aufmerksamkeit im Bereich der psychologischen Forschung. Frühere wissenschaftliche Arbeiten fokussierten vor allem Bewältigungs- und Anpassungsprozesse auf Seiten der Mütter (für ihren Alltag, ihre Zufriedenheit,...).

Väter wurden vor allem unter der Perspektive betrachtet, inwieweit ihr Verhalten den Erwartungen ihrer Partnerin gerecht wird, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf für die Frau fördert oder behindert und zur Zufriedenheit der Frau beiträgt. Und welche Auswirkungen das Engagement des Vaters auf die Kinder hat. In den vergangenen Jahren rückte zunehmend die Perspektive der Väter in den Blickpunkt: Wie konzeptualisieren Väter ihre Rolle? Wie üben sie ihre Rolle aus? Und welches sind die Bedingungen der Lebens- und Beziehungszufriedenheit von jungen Vätern? In meinen Vortrag möchte ich nun einige dieser Fragen aufgreifen und insbesondere die Bedingungen der Lebens- und Beziehungszufriedenheit von Vätern genauer in den Blick nehmen. Welche Vorstellungen haben Männer (und Frauen) von der Vaterrolle? Welche Veränderungen erleben die Partner nach der Geburt ihres ersten Kindes? Wie sieht die tatsächliche Rollenverteilung aus? Wie steht die Ausübung der Vaterrolle im Zusammenhang mit der Zufriedenheit von Männern? Und welche Rolle spielen in diesem Zusammenhang die individuellen Vorstellungen der Väter von ihren Verantwortlichkeiten? Dazu werde ich unterschiedlichen soziologische und psychologische Studien heranziehen und insbesondere Ergebnisse der LBS-Familien-Studie referieren, die die Entwicklung von insgesamt 175 jungen Familien über einen Zeitraum von inzwischen mehr als sieben Jahren mitverfolgt.

Die LBS-Familien-Studie

In der LBS-Familien-Studie „Übergang zur Elternschaft“ wurde die Entwicklung junger Familien in Westdeutschland von der Schwangerschaft an über inzwischen mehr als sieben Jahre mitverfolgt. Die Gruppe der Teilnehmer besteht aus initial 175 Paaren, die zwischen Dezember 1995 und August 1996 ein Kind bekamen, die Hälfte davon ihr erstes Kind, die andere Hälfte ein nachfolgendes (zweites oder drittes) Kind. Die Paare wurden in diesen acht Jahren mehrfach – bislang insgesamt zu acht Zeitpunkten – mündlich und schriftlich zu ihren Einstellungen und Wünschen, ihrer Partnerschaft, der Aufgabenteilung, ihrer Berufstätigkeit, ihren Lebensbedingungen usw. befragt. Ziel der Studie ist nicht nur, die Veränderungen, die von der Geburt des ersten Kindes angestoßen werden, nachzuzeichnen, sondern auch die Bedingungen und zu Grunde liegenden Prozesse einer gelingenden Partnerschafts- und Familienentwicklung zu klären. Durchgeführt wird die Studie von den Münchner Familienforschern Wassilios E. Fthenakis (Projektleitung), Bernhard Kalicki und Gabriele Peitz, und finanziert wird sie von der LBS-Initiative „Junge Familie“.

2. Konzeptionen von Vaterschaft

Bis vor wenigen Jahrzehnten war die Rollenaufteilung zwischen Frau und Mann klar geregelt. Der Mann war primär für die finanzielle Absicherung der Familie verantwortlich; als Zuständigkeitsbereich der Frau wurden die innerfamiliären Angelegenheiten gesehen (Parsons & Bales, 1955). Mit der wachsenden Bildungspartizipation von Frauen und ihrer zunehmenden Präsenz auf dem Arbeitsmarkt hat sich in den vergangenen Jahrzehnten im westlichen Kulturkreis ein Wandel der Auffassungen in Richtung eines modernen Rollenverständnisses, das eine stärkere Gleichstellung von Mann und Frau in unterschiedlichen Lebensbereichen als wünschenswert betrachtet, vollzogen (Deaux & LaFrance, 1998; Statistisches Bundesamt, 2002a). Dieser Wandel betrifft nicht nur den beruflichen Bereich, sondern strahlt – in begrenzten Umfang – auch auf den innerfamilialen Bereich und die Vorstellungen von der Mutterrolle und der Vaterrolle ab. Allerdings ist trotz der zunehmenden Konvergenz der Vorstellungen von der

Vaterrolle bzw. Mutterrolle nach wie vor eine Differenzierung zwischen den Rollen und Aufgaben von Müttern und Vätern zu beobachten.

- Repräsentative Daten des statistischen Bundesamtes (Statistisches Bundesamt, 2002) belegen, dass in den vergangenen Jahren in Deutschland moderne Vorstellungen von der Aufgabenverteilung zwischen Männern und Frauen und von der Rolle der Frau zunehmend Verbreitung gefunden haben. Allerdings zeigen die Ergebnisse der letzten Erhebungswelle, die im Jahr 2000 durchgeführt wurde, dass traditionelle Auffassungen insbesondere in den alten Bundesländern nach wie vor weit verbreitet sind. So waren zwar „nur“ noch 32 Prozent der westdeutschen Befragten der Ansicht, dass es für eine Frau wichtiger sei, ihrem Mann bei seiner Karriere zu helfen, als selbst Karriere zu machen (1982 waren es noch 52%). Immerhin 49 Prozent vertraten jedoch die Meinung, dass es für alle Beteiligten besser sei, wenn der Mann voll im Berufsleben steht und die Frau zu Hause bleibt und sich um den Haushalt und die Kinder kümmert (1982: 70%). Und 71 Prozent waren der Ansicht, dass ein Kleinkind darunter leide, wenn seine Mutter berufstätig ist (1982:88%). Moderne Auffassungen waren bei jüngeren Menschen weiter verbreitet als bei älteren (vgl. auch Athenstaedt, 2000). Im Osten Deutschlands fand sich eine größere Verbreitung moderner Werte, was eine Folge der größeren beruflichen Integration von Müttern und der besonderen Erfahrung mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der früheren DDR sein dürfte.
- In einer bundesweiten Befragung, die in den Jahren 1997 und 1998 von Fthenakis & Minsel durchgeführt wurde, wurden Paare in unterschiedlichen Lebensphasen (kinderlose Paare und Paaren mit unterschiedlich alten Kindern) unter anderem dazu befragt, wie die Aufteilung von unterschiedlichen Aufgaben rund um das Kind idealerweise aussieht. Es zeigte sich, dass die Mehrheit der Paare ein hohes Engagement von Vätern bei der Versorgung und Betreuung von Kindern befürwortet, dass die primäre Zuständigkeit für das Kind aber bei den Müttern lokalisiert wurde. Nach Einschätzung der Befragten sollten knapp 70% aller Aufgaben, die bei der Versorgung und Betreuung eines Babys anfallen, von den Eltern zu gleichen Teilen übernommen werden, 28% der Aufgaben (darunter auch die Betreuung des Kindes während des Tages) allein von der Mutter und 3% vom Vater. Mit Blick auf die Versorgung des 6-jährigen Kindes sah die erwünschte Aufgabenteilung sehr ähnlich aus.
- Eine entsprechende Tendenz zeigte sich auch bei den Einschätzungen zu den Verantwortlichkeiten und Funktionen eines Vaters. Während frühere Konzeptionen von der Vaterrolle die Versorgerfunktion betonten, werden in den gegenwärtigen Vorstellungen von der Vaterrolle verstärkt die soziale und instrumentelle Funktion des Vaters hervorgehoben (Fthenakis & Minsel, 2001; LBS-Initiative Junge Familie, 2000). Als zentrale Aufgabe des Vaters wird aber nach wie vor die Sicherung des Familieneinkommens gesehen; ein Verzicht auf berufliche Karriereziele wird von den Vätern weder von diesen selbst noch von deren Partnerin verlangt (LBS-Initiative Junge Familie, 2000; Minsel, 2002).
- Auf die anhaltend zentrale Bedeutung der Brotverdiener-Funktion für die Vaterrolle weisen auch Befunde der OECD-Studie (OECD, 2001) hin: eine Vollzeit-Tätigkeit des Mannes wurde von der Mehrheit der Eltern durchaus befürwortet, und zwar in Kombination mit einer Teilzeittätigkeit (43 Prozent) oder einer Vollzeittätigkeit der Frau (32 Prozent). Die Ergebnisse dieser Studie zeigen aber auch, dass sich die

Mehrzahl der deutschen Paare ein Rollenarrangement wünschte, bei dem auch die Frau einer Erwerbstätigkeit nachgehen kann: nur eine Minderheit der deutschen Eltern mit einem jüngsten Kind unter 6 Jahren favorisiert das traditionelle Einverdiener-Modell (6 Prozent).

- Der Erwerbstätigkeit von Müttern wird im Vergleich zu der von Vätern eine untergeordnete Bedeutung zugesprochen. Die Sicherung des Familieneinkommens und des materiellen Wohlstandes wird von jungen Eltern nicht als Aufgabe der Mutter angesehen. Von ihr wird stärker als vom Mann erwartet, Abstriche im Hinblick auf ihre berufliche Karriere zu machen (LBS-Initiative Junge Familie, 2000).
- Auch experimentelle Studien geben Hinweise auf Beständigkeit traditioneller Vorstellungen: Eltern von Kleinkindern, die alternative, nicht geschlechtsrollenkonforme, Modelle praktizieren – Mütter, die weiter berufstätig bleiben und „Hausmänner“ –, erfahren häufig Missbilligung (Bridges & Etaugh, 1995; Etaugh, & Folger, 1998; Riggs, 1997).

Trotz der sich abzeichnenden Modernisierungstendenzen im Hinblick auf die Vorstellungen von der Mutter- bzw. Vaterrolle bestehen somit weiterhin klare Unterschiede in der Definition der Verantwortlichkeiten beider Elternteile. Zwar setzt sich zunehmend die Einsicht durch, dass Mutter sein nicht gleichbedeutend ist mit „Hausfrau“ sein. Der harte Kern der Rollenerwartungen, die an Mütter gestellt werden, weist jedoch eine große Kontinuität auf (vgl. auch Schütze, 2000). Normative Vorstellungen von der Vaterrolle nähern sich insofern den Vorstellungen von der Mutterrolle an, als sie verstärkt die Mitverantwortlichkeit des Vaters für Erziehungs- und Betreuungsaufgaben betonen. Der Brotverdiener-Aspekt hat bislang allerdings nicht an Bedeutung verloren, sondern bildet nach wie vor den Kern der Vaterrolle. Die Betrachtung von Mittelwerten, die allgemeine Trends widerspiegeln, sollte allerdings nicht den Blick darauf verstellen, dass es große interindividuelle Unterschiede in den Rollenauffassungen gibt. (vgl. Abbildung 2)

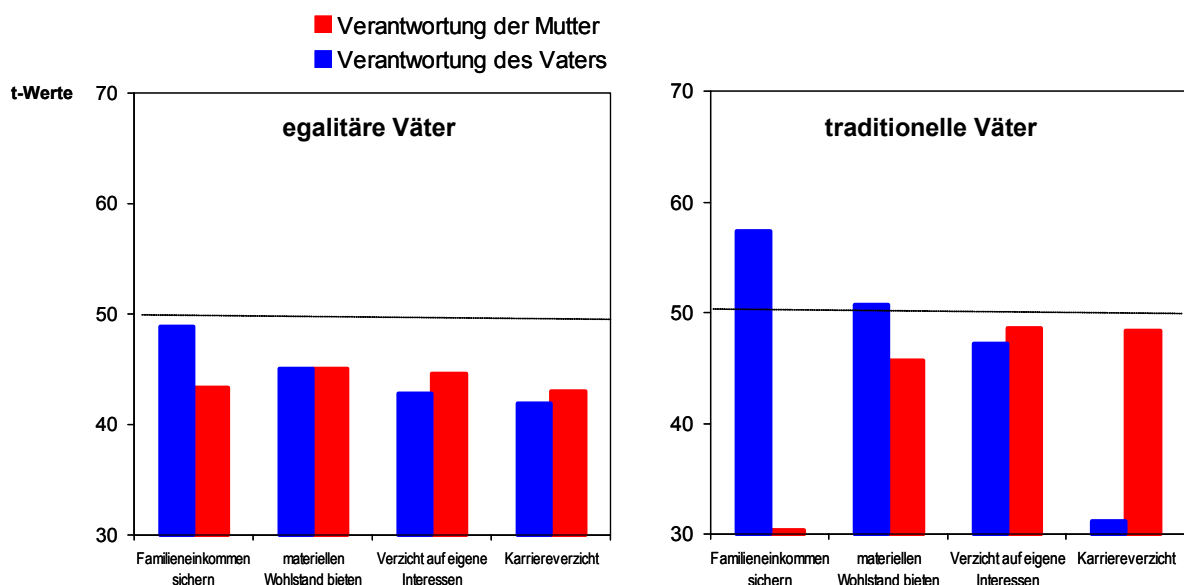


Abbildung 2: Rollenauffassungen von egalitären und traditionellen Vätern

Ob nun eine stärkere Annäherung der Rollen von Vätern und Müttern derzeit nicht als erstrebenswert angesehen wird oder die geschlechtstypische Differenzierung eine Anpassung der individuellen Normen an die faktischen Gegebenheiten und an die Handlungsmöglichkeiten, die weder eine Reduzierung des beruflichen Engagements von Männern fördern, noch den beruflichen Wiedereinstieg von Müttern erleichtern, darstellt, lässt sich nicht entscheiden. Die auch unter jungen Eltern weit verbreitete Auffassung, dass in erster Linie der Mann für die Sicherung des Familieneinkommens zuständig ist, und dass berufliche Belange des Familienvaters Vorrang vor denen seiner Partnerin haben sollten, dürfte allerdings zum Teil aus der Anpassung der eigenen Vorstellungen und Normen an die durch die Rahmenbedingungen nahe gelegte traditionelle Lösung der Vereinbarkeitsproblematik resultieren. So ist insbesondere bei Mehrfacheltern, für die sich das Problem der mangelnden Vereinbarkeit von Familie und Beruf für die Frau meist nur unter Rückgriff auf die traditionellen Verhaltensmuster lösen lässt, eine Veränderung der Rollenauffassungen vom egalitären zum konservativen Pol und eine steigende Bereitschaft der Mütter, die eigene Berufstätigkeit zu Gunsten der Familie aufzugeben, zu beobachten (Nickel, Grant & Vetter, 2001).

3. Aufgaben- und Rollenverteilung nach der Geburt des ersten Kindes

Wie sieht nun die Verteilung der Aufgaben- und Rollen zwischen Männern und Frauen in den ersten Jahren nach der Familiengründung aus? Abbildung 3 veranschaulicht die Auswirkungen der Familiengründung auf die Berufstätigkeit von Frauen und Männern. Vor der Geburt des ersten Kindes geht der Großteil der werdenden Eltern einer Berufstätigkeit nach, wobei Teilzeitarbeit unter den Frauen stärker verbreitet ist als unter den Männern. Knapp 20 Prozent der werdenden Eltern befinden sich beim Eintritt der Schwangerschaft noch in Ausbildung.

Bei den Paaren, die ihr zweites Kind erwarten, zeigen sich bereits die geschlechtstypischen Erwerbsmuster. Die Mehrzahl dieser Mütter geht keiner oder einer Teilzeittätigkeit nach, die Väter sind fast ausnahmslos Vollzeit beschäftigt. Dieses Muster etabliert sich auch bei den erstmaligen Eltern nach der Geburt ihres Kindes, weswegen Erst- und Zweiteltern zusammengefasst dargestellt sind. Zwar nimmt in den Folgejahren ein beträchtlicher Anteil der Mütter wieder eine Berufstätigkeit auf, die Väter bleiben jedoch Vollzeitverdiener. Dieses Muster hat natürlich auch Auswirkungen auf den Anteil, den Männer und Frauen zum Familieneinkommen leisten.

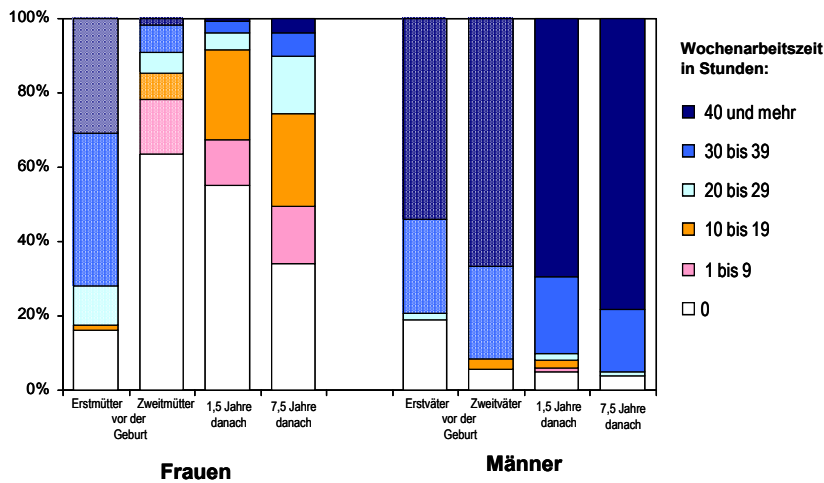


Abbildung 3: Umfang der Berufstätigkeit von Männern und Frauen vor und nach der Geburt des ersten bzw. eines nachfolgenden Kindes (vor der Geburt: getrennte Darstellung von Erst- und Zweiteltern; nach der Geburt: zusammengefasste Darstellung von Erst- und Zweiteltern)

Die Zuständigkeit für die innerfamiliären Aufgaben fällt nach der Geburt des ersten Kindes zunehmend an die Frau. In der obigen Abbildung 4 (links) ist die selbst eingeschätzte Beteiligung beider Partner an *Haushaltsaufgaben*, wie Kochen, Putzen, Wäsche waschen, Müll entleeren, Reparaturen im Haushalt erledigen, dargestellt. Paare praktizieren bereits vor der Geburt keine völlig egalitäre Aufteilung der Haushaltsaufgaben. Der Anteil der Frau ist bereits zu diesem Zeitpunkt höher als der des Mannes.

Nach der Geburt des ersten Kindes kommt es zu einer Umverteilung der Hausarbeit zu Ungunsten der Frau. Ein Vergleich mit der Gruppe der Zweiteltern zeigt, dass sich die Umverteilung mit der Geburt des zweiten Kindes weiter verstärkt (Fthenakis, Kalicki & Peitz, 2002).

Auch die *Sorge um das Kind* fällt vorwiegend in den Verantwortungsbereich der Frau (Abbildung 4, rechts). Erfragt wurde hier die Beteiligung an Routinearbeiten (z.B. beim Säugling: Windeln wechseln, nachts versorgen), an Aufgaben, die seltener anfallen (z.B. Besuche beim Kinderarzt) sowie an Tätigkeiten, die einen eher spaßorientierten Charakter haben (z.B. mit dem Kind spielen, das Kind baden).

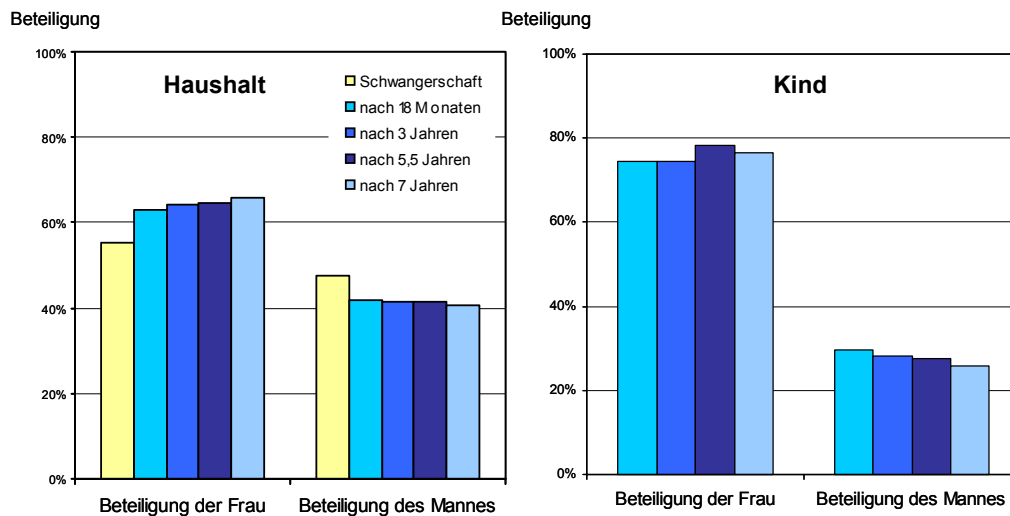


Abbildung 4: Verteilung der innerfamiliären Aufgaben (links: Haushaltsaufgaben; rechts: kindbezogene Aufgaben) vor und nach der Geburt des ersten Kindes

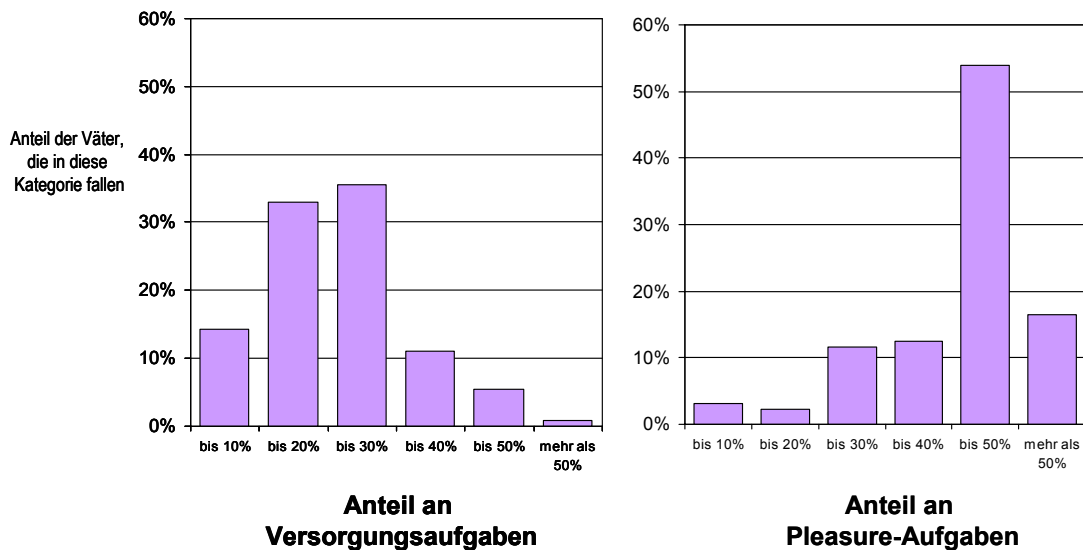


Abbildung 5: Beteiligung des Vaters an Aufgaben und Aktivitäten, die rund um das 3-jährige Kind anfallen

Väter unterscheiden sich im Hinblick auf das Ausmaß der Beteiligung an unterschiedlichen Aufgabentypen.

Die Mehrzahl der Väter übernimmt zwischen 10 und 30 Prozent der Aufgaben, die bei der Versorgung des Kindes anfallen und knapp die Hälfte der spielerischen Aktivitäten (Abbildung 5).

Ein unseren Ergebnissen weitgehend entsprechendes Muster zeigt sich im Übrigen auch in anderen Studien. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass es mit der Geburt des ersten Kindes zu einer Traditionalisierung der Aufgaben- und Rollenverteilung kommt. Die Frau gibt ihre Berufstätigkeit zumindest vorübergehend auf und ist vorwiegend zuständig für Haushalt und Kind, die Rückkehr in den Beruf erfolgt meist in Form einer Teilzeittätigkeit. Der Mann übernimmt die Rolle des Brotverdieners und hat im Hinblick auf innerfamiliäre Aufgaben eine unterstützende Funktion. Die hohen Ansprüche an den Mann mit Blick auf seine soziale Funktion werden also nicht verwirklicht. Dies zeigen auch die Ergebnisse der Studie von Fthenakis und Minsel (2002).

Zur Erinnerung: Die Befragten gaben an, dass 69% aller Aufgaben, die bei der Versorgung und Betreuung eines Kindes anfallen, von den Eltern zu gleichen Teilen übernommen werden sollen und 28% der Aufgaben allein von der Mutter. De facto übernahmen die Mütter ungefähr die Hälfte der Aufgaben allein, wobei das Alter des Kindes kaum Einfluss auf die Aufgabenverteilung hatte. Eine Diskrepanz zwischen gewünschter und realisierter Aufgabenteilung zeigte sich auch mit Blick auf die Haushaltsaufgaben und die Sicherung des Familieneinkommens.

4. Rollenausübung und Zufriedenheit von Vätern: die Bedeutung von Diskrepanzen zwischen Rollenauffassungen und der Rollenausübung

Welche Auswirkungen hat nun die vom Paar praktizierte Rollenverteilung auf die Zufriedenheit und die Beziehungsentwicklung junger Väter? Sind Männer, die in ihrer Beziehung ein traditionelles Modell praktizieren auch zufrieden damit? Oder sind Väter, die ihre Vaterrolle aktiv ausüben und eine stärker egalitäre Rollenverteilung praktizieren die glücklicheren und zufriedeneren Väter? Oder leidet ihre Zufriedenheit

nicht vielmehr infolge der mangelnden Vereinbarkeit widersprüchlicher Anforderungen, nämlich das Familieneinkommen zu sichern, sich ihrem Kind zu widmen und ihre Partnerin von innerfamiliären Aufgaben zu entlasten? Um es vorwegzunehmen: es trifft weder das eine noch das andere zu. Vielmehr kommt es darauf an, inwieweit es den Vätern gelingt, ihre persönlichen Vorstellungen von der Vaterrolle zu verwirklichen. Dies zeigen die Befunde der LBS-Familien-Studie.

Auswirkungen auf das Wohlbefinden der Väter

Die Beteiligung des Mannes an innerfamiliären Aufgaben hat für sich genommen – also für die Gesamtgruppe aller Väter – kaum Auswirkungen auf sein Befinden (Abbildung 6; graue Balken). Betrachtet man allerdings die Auswirkungen in Abhängigkeit von den Rollenauffassungen des Mannes, zeigen sich eindrucksvolle Zusammenhänge:

Männer, die *egalitäre* Rollenauffassungen (volle grüne Balken) vertreten (die also der Ansicht sind, dass beide Partner sowohl für innerfamiliäre Aufgaben als auch für die Sicherung des Einkommens zuständig sein sollten), leiden darunter, wenn sie entgegen ihren Überzeugungen die Verantwortung für Haushalt und Kind ihrer Partnerin überlassen (müssen). Ihr Befinden verschlechtert sich in diesem Fall in den drei Jahren nach der Geburt deutlich. Im Gegensatz dazu profitiert das Befinden der Männer mit *traditionellen* Auffassungen (volle rote Balken) („der Mann ist für das Familieneinkommen zuständig, die Frau sollte auf ihre berufliche Karriere verzichten“), wenn sie die Verantwortung für den Haushalt und das Kleinkind an die Partnerin delegieren können. Müssen sie sich entgegen ihrer Einstellung in substantiellem Ausmaß an den innerfamiliären Aufgaben beteiligen, verschlechtert sich ihr Befinden jedoch.

In beiden Fällen gilt: Stimmt die Aufteilung nicht mit den persönlichen Vorstellungen überein (schraffierte Balken) leidet das Wohlbefinden der Väter nachhaltig.

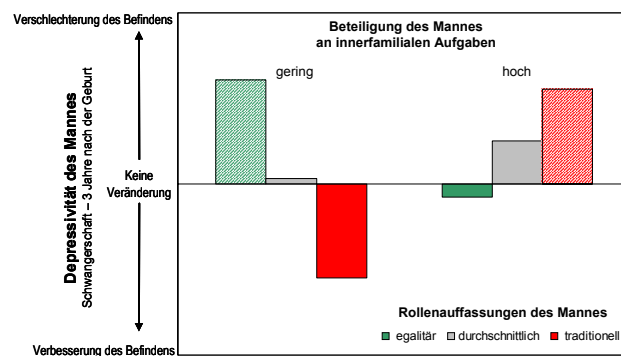


Abbildung 6: Auswirkungen von Diskrepanzen zwischen den Rollenauffassungen und der Beteiligung an innerfamiliären Aufgaben auf das Befinden von Vätern

Auswirkungen auf den Selbstwert von Vätern:

Veränderungen im Umfang der Berufstätigkeit der Frau – ob sie aus dem Beruf aussteigt oder den Umfang ihres bisherigen beruflichen Engagements nur geringfügig verringert – hat für sich genommen wiederum keine Auswirkungen auf den Selbstwert des Mannes (Abbildung 7). Allerdings zeigt sich, dass der Selbstwert von Männern mit *egalitären* Rollenauffassungen davon profitiert, wenn ihre Partnerin im Beruf verbleibt (voll grün) und abnimmt (schraffiert grün), wenn sie aus dem Beruf aussteigt. Bei *traditionellen* Männern verhält es sich umgekehrt. Ihr Selbstwert nimmt ab, wenn ihre Partnerin nach der Geburt des ersten Kindes ihre bisherige

Berufstätigkeit fortführt (schraffiert rot) und bleibt stabil, wenn sie sich zurückzieht (voll rot).

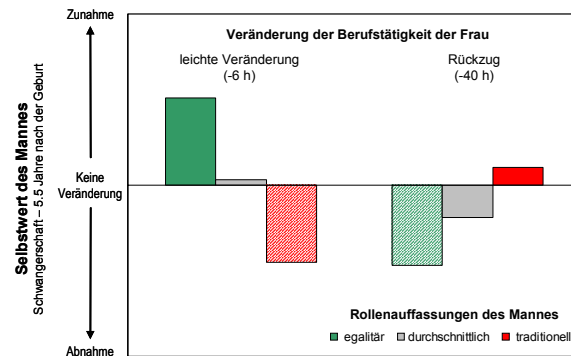


Abbildung 7: Auswirkungen von Diskrepanzen zwischen den Rollenauffassungen und dem beruflichen Engagement von Müttern auf den Selbstwert von Vätern

Auswirkungen auf die Wertschätzung für die Partnerin:

Ein ähnlicher Effekt zeigt sich im Hinblick auf die Wertschätzung der Partnerin (Abbildung 8). Ob bzw. wie viel die Frau nach der Geburt des Kindes arbeitet, steht nur schwach im Zusammenhang mit der Wertschätzung von Seiten ihres Partners. Allerdings zeigen sich sehr wohl Auswirkungen der mütterlichen Erwerbstätigkeit, wenn man die Rollenauffassungen des Mannes mit berücksichtigt. Bei Vätern mit *egalitären* Orientierungen nimmt die Wertschätzung für die Partnerin gravierend ab, wenn diese sich langfristig aus dem Beruf zurückzieht; sie steigt hingegen an, wenn die Partnerin in den ersten Jahren nach der Geburt wieder in den Beruf einsteigt. Bei traditionellen Männern verhält es sich wiederum umgekehrt. Ihre Wertschätzung für die Partnerin nimmt umso stärker ab, je mehr diese sich (entgegen den Rollenauffassungen des Partners) beruflich engagiert.

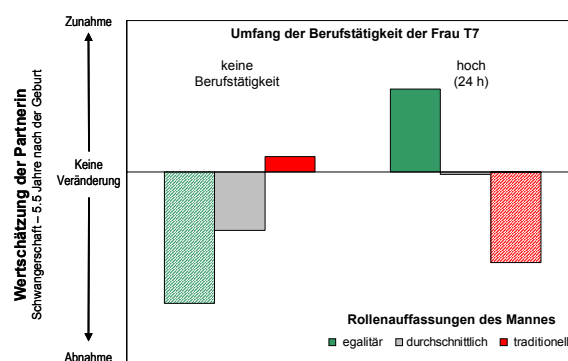


Abbildung 8: Auswirkungen von Diskrepanzen zwischen den Rollenauffassungen und dem beruflichen Engagement von Müttern auf den Selbstwert von Vätern.

Auswirkungen auf die Beziehungsqualität:

Destruktive Auswirkungen von Diskrepanzen zwischen den Rollenauffassungen des Mannes und der in der Beziehung tatsächlich praktizierten Rollenverteilung manifestieren sich auch im Umgang der Partner miteinander und in ihrer Beziehungszufriedenheit (Abbildung 9). Männer sind fünfeinhalb Jahre nach der

Geburt umso unzufriedener mit ihrer Beziehung, je weniger die tatsächlich praktizierte Aufteilung innerfamiliärer Aufgaben ihren Vorstellungen entspricht. Egalitäre Männer sind also umso weniger zufriedener, je weniger sie sich an „typisch weiblichen“ Haushaltsaufgaben und der Versorgung des Kindes beteiligen (können) (jeweils schraffierter grüner Balken). Traditionelle Männer sind umso unzufriedener, je weniger sie sich aus diesen Bereichen heraushalten können (jeweils schraffierter roter Balken).

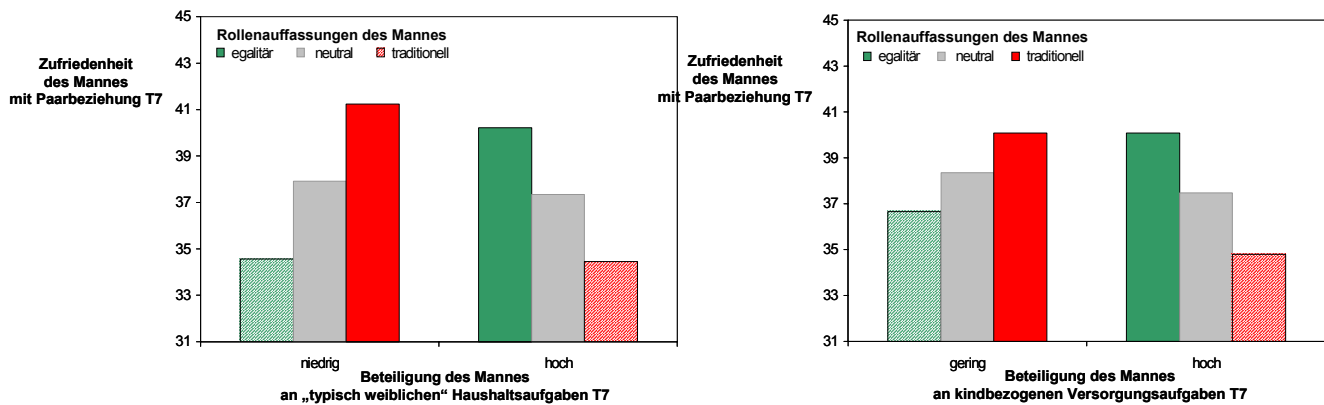


Abbildung 9: Auswirkungen von Diskrepanzen zwischen den Rollenauffassungen und der Aufteilung der innerfamiliären Aufgaben auf die Beziehungszufriedenheit von Vätern

Traditionelle Väter erleben außerdem langfristig einen drastischen Einbruch ihrer Beziehungszufriedenheit, wenn es ihnen nicht gelingt, die Rolle des Brotverdieners zu übernehmen (wenn sie nicht einer Vollzeitberufstätigkeit nachgehen) (Abbildung 10; schraffierter roter Balken), ihre Zufriedenheit steigt hingegen leicht, wenn sie diese Rolle übernehmen (können), wenn sie sich also beruflich stark engagieren (voller roter Balken). Extrem hohe Arbeitszeiten (von 66 und mehr Stunden gehen allerdings auch bei diesen Vätern mit Einbußen ihrer Beziehungszufriedenheit einher). Bei Männern mit egalitären Orientierungen finden wir wiederum den gegenläufigen Effekt: ihre Zufriedenheit nimmt leicht ab, wenn sie eine überdurchschnittlich hohe Arbeitszeit haben (schraffierter grüner Balken) und nimmt leicht zu, wenn ihr berufliches Engagement sich im Rahmen hält (voller grüner Balken). Dieser Effekt fällt allerdings weniger deutlich aus als bei den traditionellen Vätern.

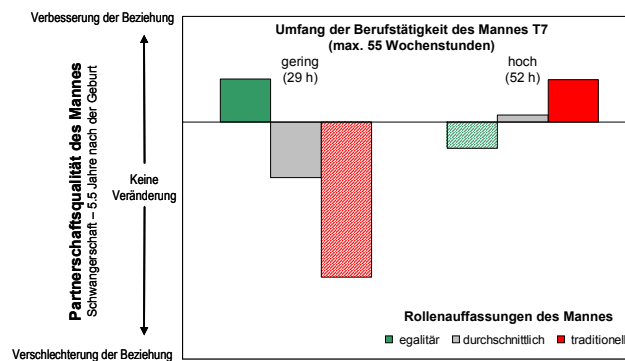


Abbildung 10: Auswirkungen von Diskrepanzen zwischen den Rollenauffassungen und der Aufteilung der innerfamilialen Aufgaben auf die Beziehungszufriedenheit von Vätern

Unsere Ergebnisse zeigen, dass Diskrepanzen zwischen den Rollenauffassungen von jungen Vätern und ihrer Rollenausübung destruktive Auswirkungen auf ihr Wohlbefinden und ihren Selbstwert haben und sich auch auf ihre Beziehungszufriedenheit niederschlagen. Dies gilt sowohl für Männer mit traditionellen als auch für solche mit egalitären Orientierungen. Väter mit *traditionellen* Rollenauffassungen, also Väter, die stark zwischen den Verantwortlichkeiten von Müttern und Vätern differenzieren und der Ansicht sind, dass die Sicherung des Familieneinkommens in die Verantwortlichkeit der Väter fällt und Mütter Abstriche mit Blick auf ihre berufliche Karriere machen sollten, sind insgesamt umso zufriedener mit ihrer eigenen Person, ihrer Partnerin sowie ihrer Beziehung, je mehr in ihrer Partnerschaft traditionelle Strukturen verwirklicht werden: je mehr sie für die Sicherung des Familieneinkommens und ihre Partnerin für innerfamiliäre Belange zuständig ist.

Es sind also nicht bestimmte Formen der Rollenaufteilung von Vorteil oder Nachteil für die Zufriedenheit von jungen Vätern. Vielmehr kommt es darauf an, ob die vom Paar praktizierte Aufteilung mit den Wünschen und normativen Orientierungen des Mannes übereinstimmen. Väter mit *stärker egalitären* Rollenauffassungen, also Väter, die zwar immer noch die Sicherung des Familieneinkommens etwas mehr in ihrem Verantwortungsbereich sehen, jedoch weniger stark zwischen den Geschlechtern differenzieren, sind dann zufrieden, wenn sich beide Eltern die Verantwortung für das Familieneinkommen (die Frau in den Beruf zurückkehrt und sich sein eigenes berufliches Engagement im Rahmen hält) und für innerfamiliäre Aufgaben teilen. Dies heißt jedoch nicht, dass Männer und Frauen berufliche und innerfamiliäre Aufgaben hälftig teilen, sondern dass die Aufteilung weniger strikt ist, dass sie sich also einer hälftigen Aufteilung annähert. Die Ergebnisse der LBS-Familien-Studie lassen keine Aussagen über die Auswirkungen einer hälftigen Aufteilung oder gar eines Rollentauschs auf die Zufriedenheit von Vätern (und auch von Müttern) zu.

Es gibt allerdings Studien, die darauf hindeuten, dass manche Väter durchaus auch von einem zeitlich beschränkten Rollentausch und einer Reduktion ihrer Berufstätigkeit profitieren und eine Intensivierung des Verhältnisses zur Partnerin und

den Kindern berichten (Prenzel & Strümpel, 1990). Allerdings handelte es sich bei den Teilnehmern dieser Untersuchung um Männer mit einer insgesamt unkonventionellen Lebensorientierung, hoher Familienorientierung und ausgesprochen egalitären Einstellungen (vgl. auch Vaskovics & Rost, 1999).

Mag. Johannes Kaup

Moderne und offene Männer fühlen sich in Bezug auf ihre Ansprüche an Vaterschaft unverstanden und allein gelassen. Die Konflikte, die Männer als Väter erleben, haben mit einer Spannung zu tun, die sich auftut zwischen Selbsterfahrung – dem männlichen Selbstbild, den hohen Ansprüchen an sich selbst – und gesellschaftlichen Anforderungen und Bildern wie ein Mann zu sein hat. Es macht aufmerksam auf die Tatsache, dass die alten und auch die neuen Männerbilder in Wirklichkeit immer gesellschaftliche Konstruktionen sind – hier gibt es historisch konstruierte, ideologisch konstruierte und aus der Selbsterfahrung geschöpfte Männerbilder.

Der renommierte Wiener Soziologe Reinhold Knoll hat die Aufgabe übernommen, einmal nachzufragen, ob das Vaterbild, das wir heute haben, nicht auch jene gesellschaftliche Konstruktion ist, unter der manche Männer leiden. Und wenn ja – was wahrscheinlich ist – passt das für das Leben von Männern als Väter heute? Ist der Vater eine Erfindung der Romantik?

„Ist der Vater eine Erfindung der Romantik?“

Univ. Prof. Dr. Reinhold Knoll, Wien

Schon vor 30 Jahren konnte der aufmerksame Leser erkennen, dass die Familie einen Bedeutungsverlust hinnehmen musste. Der Große Duden hatte sie nämlich damals nicht mehr als Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft apostrophiert, sondern die Familie auf ein gemeinsames Leben von Eltern und Kindern beschränkt. Inzwischen beobachten wir, dass die Familie die Form einer blassen Beziehung annahm und sich in ein Privatverhältnis zurückentwickelte. Diese Änderung minderte auch die Position der Familienmitglieder. Speziell der Vater ist gerade noch in seiner biologischen Funktion erhalten, aber größtenteils ist diese Bezeichnung teils in selbst verschuldeter Unterbestimmung, teils wegen der allgegenwärtigen Emanzipation als Eigenschaft zur Beiläufigkeit verkommen. Wollen wir noch von einem Vater sprechen, so ist er eine familiensoziologische und sozialhistorische Reminiszenz. Also müssen wir in die Anschauungsgeschichte zurückkehren, die einerseits diesen Funktionswandel beschreibt, andererseits sehr gut darstellt, welche dominante Position einmal der Vater hatte oder warum er als Partner in Zufallsbeziehungen begrenzter Dauer eher ein Irritationsfaktor für Zivil- und Vormundschaftsgerichte ist.

Wenden wir uns wegen einer historischen Stichprobe in die frühe Neuzeit, so erfahren wir bei Luther, der sich hier auf eine spezifische Tradition stützt, die Kreation des „Hausvaters“. Gerade in der Reformation sollte er die ordnende Hand sein, der Vermittler des Glaubens, und besitzt auch emotionale Kompetenz. Luther setzt hier die aristotelische Ökonomik fort, da ja die Funktionen des Hauses einer politischen Welt entstammen, weshalb häusliche Pflichten Ämter sind und der Hausvater eine *viva lex*, Fleisch gewordenes Recht zur Gestaltung des häuslichen Mikrokosmos. Gerade im Zerfall gemeinsamer Konfession ist die Konzentration auf die Stiftungen von Einheiten als wichtig erachtet worden und schufen die Begriffe von Haus und Familie im vormodernen Sinn. Der ungeschlechtliche Vater, also der Geistliche, ist eben nicht mehr in der Lage, ebenbürtige Sozialisationsleistungen zu erbringen, sodass Luther gegen die Mönche und gegen die zölibatäre Kirche wettete. Dieser Hinweis ist deshalb wichtig, da erst unter dieser Bedingung der Vater eine neue Position in der Familie einnimmt und gleichzeitig die Familie selbst zum Angelpunkt für Gesellschaft, Staat und soziale Ordnung wird.

Diese neue Lebens- und Kooperationsform schafft jenen Typus Familie, die wir als traditionelle ansprechen. In dieser Anschauung werden Staat und Haus, Haushaltung und Staatshaushalt zu Naturkörpern und sollen eine geeignetere Zweckerfüllung leisten. Allerdings wird erstmals erwogen, bei Versagen des Vaters eine staatliche Intervention vorzusehen. Und wie wichtig diese so genannte paternalistische Familie wurde, zeigt der Umstand an, dass Luther in der idealen Familie die rechte Kirche sieht, ein auserwähltes Kloster, das Paradies schlechthin. So schrieb er: „Denn Vater und Mutter werden Gott hier gleich, denn sie sind Regenten, Bischof, Papst, Doktor, Pfarrer, Prediger, Schulmeister, Richter und Herr; der Vater hat alle Namen und Amt Gottes über seine Kinder“ So schrieb er in den Predigten über das zweite Buch Moses. Und noch bei Hegel werden wir Hinweise finden, dass in dieser Bestimmung der Hausvater gleichsam der Außenminister seines Hauses ist, ansonsten sind alle Personen ins Haus integriert und erfahren dort eine natürliche Ordnung, deren Struktur mit der Staatsordnung übereinstimmt. Wie auch immer die Realität ausgesehen haben mag, wenigstens in der Theorie war die Familie ein Naturkörper

und Axiom, von dem aus die ständische Ökonomie, die ständisch definierte Rolle der Familienmitglieder konstruiert wurde. Und gerade am Beginn des 19. Jahrhunderts ist in der deutschsprachigen Literatur der politische Widerspruch gegen den Absolutismus zu entschlüsseln, nun nicht durch Revolution oder Umsturz die soziale Ordnung neu zu konzipieren, sondern es ist die Familie, die sich als natürlicher Funktionszusammenhalt und als naturhafte Ordnung gegen die autoritären Formen des Regierens als die bessere Alternative anbietet. Gewiss ist diese Erfindung der Romantik aus einer Tradition entstanden, die schon im 17. Jahrhundert ausgebildet wurde. Ausgerechnet in der Zeit der Theorien zur bürgerlichen Gesellschaft, in der Phase der Staatsreformen in Richtung auf fürstlichen Absolutismus, wird der Begriff „Familie“ aus dem Französischen übernommen, auch französisch geschrieben, ehe die lateinische Schreibweise die gängigere wurde. Was meinte man aber damals mit Familie?

Im 17. Jahrhundert will man mit dem Stichwort Familie die isolierten Individualbeziehungen definieren. Im Rechtsverständnis wird die Familie erwähnt, um das Ausscheiden des Sohnes aus der väterlichen Gewalt beschreiben zu können und um damit die Rechtsfolgen zu klären. Der Sohn verlor die *iura familiae*. Die Familie erhält in der Literatur die Qualität eines Naturrechts und wird von so unterschiedlichen Gelehrten wie etwa von Thomas Hobbes, Hugo Grotius und Samuel Pufendorf, als gesellschaftskonstitutive Einrichtung angesehen. In der Aufklärung erhalten diese drei Bestimmungen ihre Varianten, Ergänzungen und Alternativen. Im Grunde schloss man sich der Darstellung von Jean Bodin an, der 1583 in der Familie das wahre Bild der Republik erkennen wollte. Sie benötigt eben den „chef de famille“ und alle anderen unterstehen einem Hausrecht. Wichtiger ist, dass diese familiäre Zusammengehörigkeit als ein Naturrecht des Menschen gilt und von daher wird jeder politische Zugriff auf die Familie entschieden abgelehnt. Erinnern wir uns an die „Hochzeit des Figaro“, wo das Recht auf den Leib des Anderen, eben auf den Leibeigenen, als widernatürlich verurteilt, als Barbarei abgelehnt wird. Es ist das Vorwort zur französischen Revolution.

Wenn auch im 18. Jahrhundert in der Familie ein Modell für die Staatslehre gesehen wurde, betrafen dem gemäß die Ehe und das Eherecht den privaten wie den öffentlichen Bereich zu gleichen Teilen. Deshalb sind zahllose Quellen erhalten, die in ihrer staatsrechtlichen und ökonomischen Richtung die Familie als Modell ansprechen. Über diese Literatur dringen die neuen Vokabeln von Familie in den allgemeinen Sprachgebrauch, so auch der Hausvater. Er wird in seiner Funktion beschrieben, nämlich nicht nur an seine eigene Hausordnung gebunden zu sein, sondern über diese mag er seine legitime Herrschaft ausüben können. Erstmals ist diese Institutionalisierung des Vaters so beschaffen, dass die Familie auch nach dessen Tod als kleine soziale Ordnung erhalten bleibt. Also erhält die Familie den Rang einer zeitübergreifenden Institution. Ökonomisch betrachtet bleibt die Familie natürlich im Rahmen der Betriebs- und Konsumgemeinschaft, weshalb auch die Deutsche Encyclopädie von 1789 den „Hausvater als das gewerbetreibende Oberhaupt der Familie“ beschreibt. „Seine Pflichten sind: 1. als Oberhaupt einer Familie, 2. als gewerbetreibende Person, 3. als Gatte, 4. als Vater vierfach.“ Natürlich wird diese autonome Position der Familie durch die Industrialisierung geschwächt und der Familie die spezifisch ökonomische Lebenswelt entzogen. Die neue politische Ökonomie wurde nicht nur die Doktrin der aufgeklärten Staaten, sondern auch zur Ideologie, die im Liberalismus den Menschen nur über seine

Singularisierung begreifen will, nicht als soziales Lebewesen. „Robinson Crusoe“ ist jene Romanfigur, die in ihrer erzwungenen Isolation durch Schiffbruch die Gestaltung der Existenz in die eigenen Hände nimmt, mit keiner Hilfe der Ehefrau rechnen kann, aber sehr wohl mit der Arbeitskraft der zu modernen Sklaven verwandelten Wilden „Freitag“ und „Donnerstag“. Dieser Schlüsselroman des Liberalismus zeigt überdeutlich, dass die liberale Ökonomie den Menschen als Einzelwesen anspricht und dessen Vergesellschaftung sollte sich eher in den Betriebs- und Industrieformen erweisen, hingegen ist die Familie als ökonomischer Faktor nicht mehr repräsentativ genug. Die Familie ist nur mehr eine konsumwirtschaftliche Größe.

Im Frühliberalismus besagt die Gesetzgebung, dass die Ehefrau eine Verpflichtung zur produktiven Mitarbeit für den Ehemann hat und aus der ständeartigen Rollenverteilung entwickelt sich die Hierarchie der Kooperationsweisen. Das bot auch die Möglichkeit, dass die Arbeitsverhältnisse insgesamt ins öffentliche Recht abwanderten und das vormalige Hausgesinde als Teil einer Ökonomie des gemeinsamen Hauses vertrieben wird. So konnte es geschehen, dass aus einer Befreiung eine ökonomische Freisetzung wurde. Die Entfamiliarisierung wird um 1800 gerade noch vor dem stabilen Bestand der emotional verbundenen Kernfamilie angehalten. Man kann mit einiger Bitterkeit beobachten, dass da die Industriebetriebe nur mehr Arbeiter kennen, keine Väter, Mütter, Söhne und Töchter. Die Fabriken entwendeten schrittweise dieses familiäre Vokabular, um später in idyllischer Verdrehung von familiärer Betriebsstruktur reden zu können. Eindeutig hatte schon Kant auf diesen Wandel reagiert, wenn er von der „häuslichen Gesellschaft“ aussagt, dass es eine personal begriffene Familie ist, in der – gemäß des Rechtshistorikers Savigny – gerade noch Reste des römischen Rechts erhalten bleiben, also Ehe, väterliche Gewalt und Vormundschaft.

In der Romantik hatte man hingegen eine andere Antwort geben wollen. Wenn da die Familie wieder der historische Naturkörper sein soll, eine erhebliche Zweckrationalität aufweist, dann ist sie die Produzentin eines „bonum commune“. Natürlich verbanden die Romantiker damit die Absicht, über ihre Familienkonzepte eine zur Revolution bereite Gesellschaft zu domestizieren. Also wird der Hausvater auch als Organ obrigkeitlicher Sittenpolizei stilisiert, das Recht auf Ehe wird stärker reglementiert als zuvor. Wenn Pufendorf früher bemerkt hatte, keine Zivilregierung könne einer Mutter ihre Gewalt über die Kinder nehmen, so zeigte sich ja bereits die Tendenz, dass der Staat die Autonomie der Familie anzutasten begann und im Merkantilismus diese alte Ökonomie des gemeinsamen Hauses abgelöst werden sollte. Und wirklich ist die soziale Entpflichtung der Familie in der Aufklärung erkennbar gewesen, gerade während der Debatten zum Gesellschaftsvertrag. In ihm wird die theologische Definition der Ehe, ein der individuellen Verfügung enthobenes naturrechtliches und sakramental rechtliches Band aufgehoben und für die Aufklärung ist die Ehe ein Vertrag mit personalen Besonderheiten; in ihm beruht das Vorrecht des Vaters auf einem Vertragsdiktat, einer Kapitulation der anderen Familienmitglieder. Wenn also die Ehe als Vertrag bewertet wird, so ist auch die Ehescheidung möglich. Es war in der Romantik, dass man in bewusster Aufklärung über die Aufklärung in Erinnerung rufen wollte, dass der Mensch eine naturhafte Einmaligkeit als Mann und Frau besitzt und in der Berufung auf die Schöpfungsordnung waren Ehe und Familie die Nachweise dafür.

War die politische Intention, über die Familien die Gesellschaft zu stabilisieren, so kam es zur Wiederentdeckung des Familienkonzepts Luthers. Geistesgeschichtlich

ist bemerkenswert, dass dieses reformatorische Konzept die Grundlage der künftigen katholischen Familienpolitik wurde. Im individualistischen Naturrecht war man zuvor ja so weit gegangen, die Ebenbürtigkeit der Kinder gegenüber den Eltern zu erklären. Im „Populären Naturrecht“ von Karl Ludwig Pörschke 1795 war die Befehlsgewalt der Eltern über ihre Kinder in Frage gestellt worden. Und gleichzeitig dachte man hier an eine Gleichberechtigung der Frau. Die Emanzipationseffekte verboten etwa den väterlichen Einwand gegen eine Eheschließung der Kinder und im „Allgemeinen Landrecht“ enthielten die Paragraphen 110 und 112 die Bestimmung, dass der Sohn ab dem 14. Lebensjahr gegen die Entscheidung des Vaters das Vormundschaftsgericht anrufen könne. Nun erscheinen uns diese Fortschritte mehrfach normal und fällig. Man sollte aber bedenken, dass hier ein erheblicher Wandel in der Position der Familie eingetreten ist, die vornehmlich die Position des Vaters betraf. Familie ist nun ein funktionales Gebilde, erscheint aus einem größeren sozialen Zusammenhang abgelöst und findet in den individualrechtlichen Regelungen ihren Niederschlag.

Die Modernisierung um 1800 brachte die begriffliche Dekomposition des Rechts- und Sozialgebildes Familie. Der eigentliche Verlierer war der Vater. In der Literatur ist daher dieser Wandel mehrfach beschrieben. Im Anschluss an John Milton formulierte Daniel Defoe in seinem „Ehebuch“, dass die Beziehung einzig der Liebe bedürfe, alle weiteren juristischen Konsequenzen seien Nebensache. In Friedrich Schlegels Roman „Lucinde“ schafft schon die Liebe allein die Ehe, und Friedrich Schlegel sieht in der Ehe die Vereinigung von Personen zu einer. Auch diese Gedanken sind uns nicht fremd, zeigen allerdings, dass damit die frühneuzeitliche Verfassung oder der Ordnungsbegriff Familie auf die Emotionen eingeschränkt erscheint. Ja wirklich, diese zahllosen bürgerlichen Trauerspiele und Romane bezeugen, dass die Grundlage der Familie diese unseligen Liebesheiraten sind, die sich als wahre Natur ausgeben und gegen die feudale Heiratspolitik stehen. Also können wir in der Romantik 3 neue Positionen erkennen:

Die ökonomischen und sozialen Funktionen der Familie haben abgenommen und sie ist nicht mehr die klassische Agentur zwischen öffentlichem und privatem Bereich. Ausschlaggebend ist nun die emotionale Kompetenz von Liebe.

Die Substanz der Ehe entfernt das Recht aus dem psychischen Internum. Also muss der Vater vorerst der große Liebende sein und seine Bindungsfähigkeit erweist sich als Selbstzweck.

Im Brockhaus von 1815 fehlen die Stichworte „Familie“ und „Haus“. Erst 1834 werden sie wieder aufgenommen, was als Erfolg der Romantik zu bewerten ist. Im Grimm'schen Wörterbuch von 1862 werden bereits 90 Wortverbindungen mit Familie aufgereiht, ähnlich viele Verbindungen mit Vater. Beide Vokabeln werden das politische Fundament, auf dem die Ideale von Vaterland und Staatenfamilie errichtet werden.

Insgesamt wurde in der Romantik der aufgeklärte Gesellschaftsvertrag umformuliert. Diesen schließen nicht mehr Individuen, sondern die Familien repräsentierenden Väter. Der Vater ist die Verkörperung einer sittlichen, natürlichen und organischen Einheit, die als Familie die Organisatorin von Vergemeinschaftungen ist. In ihr ist die Rettungsinsel zu sehen, die sich gegenüber dem Kältestrom der Gesellschaft anbietet und vor der isolierenden Vergesellschaftung und Entfremdung bewahrt. In der Soziologie hatte Ferdinand Toennies völlig richtig erkannt, dass es hier zwei grundlegend verschiedene Sozialisationsformen gibt. Nun ist wegen der sieggewohnten Emanzipationen, Aufklärungen und individuellen Befreiungswünsche

auf diesen neuen Vater der Romantik näher einzugehen. Da war ja nicht der Versuch unternommen worden, von einer Welt von Gestern zu schwärmen. Die Person, die die Romantik vor Augen hatte, war weitgehend jener Mensch, der im Dilemma zwischen Naturzustand und politischem Zustand zu leben hat. Es war die Argumentation von de Bonald bei der Interpretation von Thomas Hobbes. Da war doch das Konzept bürgerlicher Gesellschaft deshalb entworfen worden, um den allgemeinen Kriegszustand zwischen den Menschen zu beenden. Daher kommentierte Bonald, dass alle Gesetze dem Schutz des Menschen vor den Menschen gelten. Der Staat übernimmt dabei die Aufgabe, die Funktionen der Häuslichen Gesellschaft gemäß Natur und ökonomischer Kontinuität zu gewährleisten und es liegt in seinem Interesse, die Familie zu fördern. In der auf den Vater zentrierten Familie lassen sich die natürlichen Interessen sinnvoll komponieren, tragen zum Erhalt der Gattung bei und drängen individuelle Interessen zurück.

Wie auch immer dies als Instrument restaurativ-autoritärer politischer Intentionen angesehen werden kann, was ja Bonald vorgeworfen wird, so liegt dessen Betonung auf Familie, denn nur über diese organisiert sich Gesellschaft. Im Grunde ist sie der Versammlungsort der Familiensysteme. Argumentiert wird, dass der Mensch in der Familie bereits gesellschaftlich existiert, dessen erster Wesenszug die Liebe und Liebesfähigkeit ist. In ihr erhält die Arbeit des Mannes und Vaters ihren gesellschaftlich-sittlichen Charakter, wie eben die Mutterliebe nicht nur ein animalischer Trieb ist. Die Gefährdung der Familie, wie sie in der Debatte um die Ehescheidung um 1800 befürchtet wurde, ist in den Augen von Bonald der Beginn sozialer Dissoziation, die in paradoxer Weise die individuelle Freiheit und Selbstbestimmung für sich beansprucht, aber in Wirklichkeit den Zugriff auf den einzelnen Menschen erleichtert, sollte es gelingen, die Beziehungsdichte der Familie zu lockern.

Erstmals kommt der Umstand zum Vorschein, dass mit dieser Aufhebbarkeit familiärer Bindung die damit verbundene Reduktion des Menschen aufs Geschlechtswesen stattfindet. Hier – so lehren die Romantiker – kommt keinesfalls die wahre Natur des Menschen zum Vorschein, sondern eine defizitäre Wahrnehmung des Anderen, des Partners, von Mann und Frau. Mit einiger Konsequenz wird man heute die Einwände der Romantiker gegen die modernen bürgerlichen Freiheiten anders beurteilen als noch vor 50 Jahren. Bonald folgerte nämlich aus dieser Möglichkeit zur Beziehungslösung, dass damit das unverzichtbare Schlüsselwort Toleranz Schaden nimmt. Diese vollzieht der Vater in der Funktion des Erziehers, Ratgebers und verantwortungsbewussten Weggefährten. Wenn nun Toleranz ein Kampfbegriff wurde, so nicht um deren Verwirklichung willen, sondern um andere Menschen in beliebiger Weise der Intoleranz zu bezichtigen. Zugleich ist mit diesem Kampf der Aufklärung der Mensch seiner Pflicht zur Perfektion der Tugenden enthoben und die Folgen sind nicht absehbar. Indifferenz, die kühle Distanz zum Nächsten, die Skepsis gegenüber alten Tugenden sind die Ergebnisse, die sich auch in der Erziehung äußern.

In der Kritik am Erziehungsroman „Emile“ von Rousseau schreibt Bonald: „Fern von Vätern und Müttern, fern von Kindern, fern von der Gesellschaft... das sind die verderblichen Prinzipien des Verfassers des Emile. Die Erziehung des Emile macht aus einem an Körper und Geist schwachen Menschen ein kaltes, dummes und pedantisches Wesen, aus einem an Körper und Geist starken ein Ungeheuer, und ihm verdanken wir alle Koryphäen unserer Revolution.“ Es wird nicht genügen, sollten wir – wie noch vor ein paar Jahrzehnten – diese Einwände damit erledigen,

dass es eben dieses restaurativ-reaktionäre Denken gab, das sich nicht nur als Fortschrittsreaktion zu Wort meldete, sondern erstmals ein Denken zur Parteinahme verwendete. Lässt man einmal die politischen Konsequenzen außer Acht, wird man mit Verwunderung vor einem analytischen Scharfsinn stehen. Etwa dort, wo Bonald formulierte, dass das Ergebnis der politischen Gleichheit die Rückkehr zur natürlichen Ungleichheit bedeuten kann.

Aus dieser Beobachtung folgerte die Romantik, dass die traditionelle Ordnung nur aus der Familie wachsen kann und in ihr ist der Liebeskatalog die Grundlage künftiger Sittlichkeit. In anderer Weise war Novalis der festen Überzeugung, dass Mutter und Vater die Grundlage jeder politischen Ordnung seien und beschrieb im preußischen Königspaar Friedrich Wilhelm und Luise ein gedeihliches Wirken. Unter dem Titel „Christentum und Europa“, ein sehr moderner Titel, formuliert er die Voraussetzungen für die Konstruktion Europas unter anderem in der Kontinuität von Familien, in der Mann und Frau in der Metaphorik von Adler und Taube zitiert sind. Gleichzeitig erwartet sich die Studentenbewegung der Romantik vom Fürsten einen „Landesvater“, der dann in Ritualen gefeiert wird und zur politischen Propaganda gegen Napoleon und Frankreich benutzt wurde. Natürlich darf nicht verdrängt werden, dass diese alternativen politischen Ideale sehr schnell in einen Chauvinismus mündeten, in ein fehlgegangenes Gutes, wie es Thomas Mann nannte. Die Romantiker wussten aber, dass gegen Revolution und aufgeklärtes napoleonisches Diktat ein Vater zu stellen ist, dessen politische Doktrin in einer Hausordnung menschlicher sein soll und sein kann.

Es waren Illusionen, die aber einige Beweise für sich sprechen lassen konnten. So zeigte etwa schon der spätere Kaiser Leopold II. im Briefwechsel mit seinem Bruder Josef die väterlichen Tugenden. Um das Wohl der Kinder rührend besorgt, wurde in Dutzenden Briefen das gesamte medizinische und pädagogische Wissen ihrer Zeit mobilisiert, weil beide der Ansicht waren, jede politische Legitimation stünde auf schwachen Beinen, sollte sie nicht gleichzeitig von den Tugenden der Milde, Nachsicht und des Vertrauens gestützt sein. Wenn auch der spätere Kaiser Franz diesem Erziehungsideal nicht gerade entsprach, so hatte er wenigstens an der Idee festgehalten, dass eine soziale Ordnung eine patrimoniale sein müsse. Verwirklicht wurde dieses Ideal weit besser in den dramatischen Idyllen von Ferdinand Raimund oder in den grandiosen Komödien Nestroy's, wo die Modernisierung der Gesellschaft nur über die Stabilität der Familie aufgefangen erscheint. Mittelpunkt dieser Absurditätsminimierung der anbrechenden Modernen ist jeweils der Vater. Vielleicht nehmen wir diese Hinweise zu wenig ernst. Komödien haben es so an sich, eher unterhaltend und weniger lehrreich zu sein.

Parallel zu diesen Volksstücken können wir aber gleichzeitig erfahren, wie in Wien Adam Heinrich Müller einen sittlich-organischen Begriff der Familie einführt und mit ihm die ersten sozialpolitischen Initiativen aus der Idee abgeleitet werden, dass eine neue soziale Grammatik nötig ist. Und diese Grammatik wird ohne den Vater nicht auskommen können. Es geht also in der Romantik um ein Verbum, das Subjekt und Objekt in eine unauflösliche Beziehung setzt, deren soziale Logik aus der Liebe gebildet wird. Wenn einmal in der griechischen Grammatik der Dual eine spezifische Aussageform für das Reden, Handeln und Wünschen zweier Personen bildete und sich zwischen Singular und Plural geschoben hatte, so war die romantisch-historistische Theorie davon angeleitet worden, dass etwa im Vater die Einheit einer Person sichtbar wird, die aber zugleich in Multifunktionen die anderen

Familienmitglieder zu integrieren, zu internalisieren und zu repräsentieren hat. Friedrich Savigny hatte in seiner Rechtsgeschichte diese Sonderform des Vaters richtig entschlüsselt: „Das Erziehungsbedürfnis findet seine Befriedigung in der väterlichen Gewalt, aber nicht eigentlich in der rechtlichen Seite derselben, sondern in der rechtlich unbestimmten Macht, die der Vater ohnehin über das Kind hat.“

Diese Positionen waren bereits am Ende des 19. Jahrhunderts fragwürdig geworden. Gegen die Familie wendete sich das Individualrecht mit Erfolg und stellte den Familienvater – zuweilen auch durchaus berechtigt – als Jammergestalt eines kleinbürgerlichen Autokraten dar, besser beschrieben weit später in der Autoritären Persönlichkeit bei Max Horkheimer und Theodor Adorno. Und diese Kritiken waren auch kaum abzuwehren, denn zunehmend erwies sich die Familie als der „Patient“ der Gesellschaft, das Bewusstsein für familiäre Konflikte war durch Psychoanalyse, Psychotherapie und Soziologie geschärft worden. Und es erschien die Analyse auch korrekt zu sein, denn die Familie konnte die Rollen- und Generationenkonflikte nicht mehr bewältigen, was ja aus dem Funktionsverlust leicht ableitbar war. Allerdings erinnerte gleich nach 1918 Paul Federn in seiner berühmten Schrift über die „Vaterlose Gesellschaft“ daran, dass der natürliche Umgang mit Autorität nicht mehr gelernt wird und der Wandel der Gesellschaft ambivalente Ergebnisse haben werde.

Wie zu sehen ist, erhielt der Vater eine erhebliche andere Funktion durch die Romantik als in den Jahrhunderten zuvor. Obwohl ihm die moderne Ökonomie aus dem Mittelpunkt hauswirtschaftlicher Erwerbslagen verdrängte, war er dennoch die zentrale Person, da er in der Abstraktion der Beziehungsebenen den Verlust ökonomischer Rollen durch Erwerb emotionaler ersetzte. Diese Inkongruenz hatte ihn freilich in ein schiefes Licht gebracht. Die Position in der Familie war mit der gesellschaftlichen nur in Ausnahmefällen komplementär. Wie auch immer, es war die Voraussetzung einer dramatischen Hypothese, die ihre Bedeutung bis heute nicht verlor. Die Behauptung, die – nennen wir es - Personwerdung kann sich nur über den fiktiven Vatermord entwickeln lassen, wie auch die Last eines Vaterbildes zu ödipalen Konflikten führt, war gegenüber der Bedeutung des autoritären Familienvaters am Ende des 19. Jahrhunderts eine geniale Interpretation. Sie brachte wirklich dieses ganze väterliche Rollengefüge zum Einsturz. Dieser Hypothese war es ja gelungen, die Rolle des Vaters als unverändertes und unveränderbares archetypisches Moment darzustellen und konnte die romantischen Spezifikationen dieses Bildes vergessen machen.

Wenn nunmehr ein Vater wie eine Reminiszenz erscheint, und die Romane von Michel Houellebecq geben ein beredtes Zeugnis für die bewusste Aufkündigung dieser väterlichen Sozialität, so war die Beseitigung des belastenden Ödipuskomplex erfolgreich, allerdings wurden damit die Probleme nicht gelöst. Wenn nur über ein ödipales Vaterbild und dessen Ikonoklasmus das Subjekt seine Selbstständigkeit entwickeln kann – und dieser Bildersturm wird als Fundament bürgerlicher Gesellschaft gedeutet, so wird man nach Beseitigung der Vaterbilder die Grundform der Subjektivität nicht erwarten dürfen. Es ist nicht anzunehmen, dass das reflexive Subjekt der Aufklärung gerade nach dem Zerfall dieser ambivalenten psychischen Struktur zwischen Autorität und Vertrauen, die der Vater zu verkörpern hatte, unbeschädigt überlebt. Der Zerfall des Andern in Gestalt des Vaters hat genau jenes Merkmal verursacht, wofür die Gesellschaft angibt, sie leide darunter – unter dem Verlust des Vertrauens. Heute kann der Satz nicht mehr geschrieben werden, der nicht nur romantisch anmutet, sondern auch aus der späten Romantik stammt:

„Nachdem ich das Für und Wider abgewogen habe, habe ich mich entschieden, dem Rat meines Vaters zu folgen.“

Es war buchstäblich ein „Nachsommer“ eingetreten, in dem Adalbert Stifter dem Vater und dem väterlichen Ratgeber des jungen Heinrich Drendorf ein Denkmal setzte. Natürlich ist im historisch-soziologischen Rückblick dieser Idylle kaum zu trauen, aber es kann doch nicht das Ergebnis unserer Zivilisation gewesen sein, die Eltern-Kind-Beziehungen in der westlichen Welt als letzte Bastion legaler Sklaverei zu bezeichnen und dem Vater zugleich vorzuwerfen, er sei ein potentieller Gewalttäter und sei es in der Geschichte der Familie seit jeher gewesen.

Vielleicht hat diese Anschauungsgeschichte die Komplexität eines Vaterbildes in Erinnerung gerufen – zu welchen Zwecken auch immer...

Mag. Johannes Kaup

Ein Schuss Macho, bei Bedarf eine Prise Softie, partnerschaftlich kooperativ und zugleich Sicherheit gebend; sensibel, einfühlsam und natürlich materiell erfolgreich – so präsentieren Medien heutige Männerbilder. Sie sind konstruierte Abziehbilder des gesellschaftlich Wünschenswerten und spiegeln einen Neuorientierungsprozess und einen Veränderungsdruck, in den Männer zunehmend hinein geraten.

Die tradierten Männerrollen des Ernährers, Versorgers und Beschützers scheinen in der Moderne ihre zwingende Gültigkeit zusehends zu verlieren – was bedeutet das aber für die Gestaltung von Väterlichkeit? Wie können Männer eine positive Väterlichkeit entwickeln, wie können Vater-Kind-Beziehungen glücken? Welche Eigenschaften, Entwicklungen und Fähigkeiten brauchen Jugendliche von ihrem Vater?

Weg von einem defizitorientierten Ansatz versucht diese Fragen der Psychologe Peter Ballnik zu beantworten. Der Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut ist Obmann des Instituts für psychosoziale Gesundheit.

„Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität“

Mag. Peter Ballnik, Salzburg

Mein Thema lautet „Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität“. Warum dieses Thema? Positive Väterlichkeit unter Zugrundelegung von männlicher Identität ist wichtig für das Gelingen des Familienlebens, für die positive Entwicklung der psychosozialen Identität der Kinder und Jugendlichen, für das Selbstverständnis und die Rolle des Mannes in der Gesellschaft, aber auch für das Selbstverständnis und die Rolle der Frau. Unser Institut – das Institut für psychosoziale Gesundheit – führt zurzeit im Auftrag des Bundesministeriums für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz – und hier im Auftrag der männerpolitischen Grundsatzabteilung – eine Untersuchung mit dem gleichen Titel durch. Die Inhalte meines Vortrags sind die Vorgangsweise und Fragestellung unserer Studie „Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität aus der Sicht der Kinder“, die mit Hilfe von unserem Institut entwickelte Triaden-Verlaufs-Analyse und einige „Überraschungen“, die sich als Ergebnisse unserer Studie abzeichnen. Worüber ich nicht sprechen werde, sind detaillierte Ergebnisse unserer Studie, weil wir im letzten Viertel der Erhebung der qualitativen Daten sind und die Auswertung noch nicht durchgeführt wurde. Die Endergebnisse werden dann voraussichtlich im April 2005 präsentiert werden.

Die Vorgangsweise und Fragestellung unserer Studie ist folgende: Zielsetzung und Problemstellung, zentrale Fragestellungen, interdisziplinäre Zusammenarbeit, Schritte der Untersuchung und Triade und Mehrgenerationenansatz. An dieser Stelle möchte ich ihnen auch das Forschungsteam vorstellen: Frau lic. phil. Ornella Garbani-Ballnik und Frau Dr. Elisabeth Martinetz, dann gehört noch Herr o. Univ.-Prof. Dr. Horst Helle dazu, im erweiterten Team sind dann noch Herr Michael Hrdlitschka und Herr Martin Koppenwallner.

Zielsetzung und Problemstellung

Gelingen der Vater-Kind-Beziehung: Die von uns in Angriff genommene Studie ist die Durchführung eines Forschungsvorhabens, in dem nicht die Vaterentbehmung, sondern das Gelingen der Vater-Kind-Beziehung im Zentrum der Untersuchung steht.

Gründe und Voraussetzungen: Dabei werden die wichtigsten Gründe und Voraussetzungen dafür herausgearbeitet, dass die Vater-Kind-Beziehung glückt.

Zusammenhang zwischen positiver Väterlichkeit und männlicher Identität: Weiters wird versucht, herauszufinden, welcher Zusammenhang zwischen positiver Väterlichkeit und männlicher Identität besteht.

Vom Kind aus gedacht – wertend: Vom Kind aus gedacht werden wir beschreiben, welche Lebenswelten Vater-Kind, welche Art von Väterlichkeit – aufbauend auf männlicher Identität – für die Entwicklung der Kinder günstig sind. Dabei werden die Verfasser auch wertende Positionen beziehen.

Mann und Frau gleichwertig, aber nicht gleichartig: Wichtig ist uns dabei, dass Mann und Frau als gleichwertig, aber nicht als gleichartig gesehen werden. Wir gehen weiters davon aus, dass Kinder sowohl die Mutter als auch den Vater brauchen, dass väterliche Aufgaben anders sind als die mütterlichen. Wir gehen von einer

Komplementarität der Erziehungsaufgaben aus. Uns ist es auch wichtig, den Unterschied zwischen Mann und Frau, zwischen Vater und Mutter nicht zu nivellieren, sondern diesen Unterschied zu sehen und ihn als einen Teil der Beziehung zwischen den Geschlechtern und als Basis der familiären Rollenverteilung anzuerkennen.

2. Zentrale Fragestellungen der Untersuchung

Wie sehen positive Vater-Kind-Lebenswelten aus? Was sind die Kennzeichen und Auswirkungen positiver Väterlichkeit und deren Wurzeln in positiver männlicher Identität? Unter welchen soziologischen und psychosozialen Bedingungen, in welchen Lebenswelten, können sich positive Männlichkeit und positive Väterlichkeit entwickeln? Welche Faktoren begünstigen die Ausbildung und in weiterer Konsequenz die Aufrechterhaltung positiver Vater-Kind-Beziehungen? In welcher Form müssen Trennungen zwischen Eltern gestaltet werden, um positive Aspekte der Väterlichkeit weiterhin lebbar zu machen?

3. Interdisziplinäre Zusammenarbeit

Um dieser bedeutenden und sehr komplexen Fragestellungen gerecht zu werden, ist ein interdisziplinäres Vorgehen erforderlich. Dabei wird versucht, eine Brücke zwischen Soziologie, Psychologie, Pädagogik und Psychotherapie zu schlagen. (Im neuen Schaubild gibt es nur noch 4 Felder: Soziologie, Psychologie, Pädagogik, Psychotherapie)

Grafik 1: Schaubild des interdisziplinären Forschungsansatzes



1. Schritt: Kultur- und Familiensoziologische Analyse

Aus der Sicht der Kultursociologie werden Bedingungen des Gelingens von Vater-Kind-Beziehungen, von Väterlichkeit und männlicher Identität herausgearbeitet.

2. Schritt: Qualitative empirische Feldforschung

In diesem Schritt wird mit narrativen Interviews, projektiven Verfahren - eben auch mit der Triaden-Verlaufs-Analyse - Interaktionsanalysen und Gruppendiskussionen gearbeitet.

3. Schritt: Quantitative empirische Forschung

Die wichtigsten Erkenntnisse und Fragestellungen der qualitativen Forschung sollen mit Hilfe einer quantitativen Erhebung auf eine für Österreich repräsentative Ebene gebracht werden.

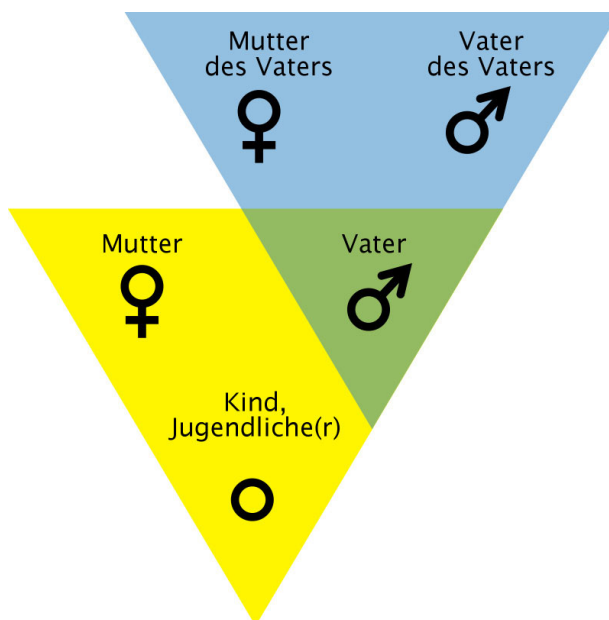
4. Schritt: Grafische Gestaltung und Aufbereitung

Ist notwendig, um die Erkenntnisse dieser Studie auch möglichst vielen Menschen (sowohl Fachleuten, wie auch Interessierten) zugänglich zu machen.

5. Triade und Mehrgenerationenansatz als Zugang

Menschliche Entwicklung erfolgt eingebettet in eine Triade - das belegen die neueren Forschungen - also in der Vater-Mutter-Kind-Konstellation. Die Triade steht auch im Mittelpunkt unserer qualitativen empirischen Forschung. Im ersten Schritt wird beim Kind durch die Triaden-Verlaufs-Analyse und andere projektive Verfahren, und durch Interviews erfasst, ob positive Väterlichkeit erlebt wird. Im zweiten Schritt wird der dazugehörige Vater, im dritten Schritt die dazugehörige Mutter in einem Tiefeninterview befragt. Um die Entwicklung von Väterlichkeit und von männlicher Identität nachvollziehen zu können, ist es wichtig, die väterliche Ursprungstriade zu untersuchen. Es werden daher auch narrative Tiefeninterviews nach Möglichkeit mit dem Vater bzw. der Mutter oder einer „Schlüsselperson“ der einbezogenen Väter durchgeführt.

Grafik 2: Ursprungstriaden positiver Väterlichkeit und männlicher Identität:



2. Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität aus der Sicht des Kindes/Jugendlichen mit Hilfe der Triaden-Verlaufs-Analyse

Zusammenfassung des Forschungsansatzes: Väterlichkeit muss wie erwähnt auch vom Kind aus gedacht werden. Väterlichkeit muss immer auch in der Triade gesehen werden. Nur komplementär zur Mütterlichkeit kann Väterlichkeit ihre positive Wirksamkeit voll entfalten.

Beschreibung der Triaden-Verlaufs-Analyse

Entwicklung: Die Triaden-Verlaufs-Analyse wurde von Frau lic.-phil. Ornella Garbani-Ballnik und mir in den letzten Jahren entwickelt und vor allem zur Diagnose bei scheidungs betroffenen Kindern eingesetzt. Wir haben diese Form des projektiven Verfahrens auch in unserer Studie verwendet, um die Sichtweise der Kinder verstärkt berücksichtigen zu können.

Wurzeln: Die Triaden-Verlaufs-Analyse hat ihre Wurzeln in der Integrativen Therapie – hier vor allem im Umgang mit kreativen Medien - sowie in der analytischen

Familientherapie, wie sie Michael Buchholz beschreibt und auch in der systemischen Familientherapie, wie sie Virginia Satir beschrieben hat.

Anleitung: Das Kind, der Jugendliche wird angeleitet, drei Symbole aus Ton zu formen, eins für den Vater, eins für die Mutter, eins für sich selbst, manchmal kommen die Geschwister noch dazu. Weiters wird angeleitet, diese drei Symbole so zu stellen, wie das Kind, der Jugendliche die momentane Familiensituation erlebt. Verfügt das Kind bereits über einen Zeitbegriff, ist es sinnvoll, die wichtigsten Phasen im Leben des Kindes, des Jugendlichen zurückzuverfolgen. „Du, wie hat das ausgesehen wie du in das Gymnasium gekommen bist, wie du 10 Jahre alt warst? Usw.“

Möglichkeiten: Aus der Art der Symbole und vor allem aus den verschiedenen Stellungen ist es möglich, den triadischen Verlauf des Kindes, des Jugendlichen zu rekonstruieren. Für uns ist es besonders wichtig, die Lebenswelt Vater-Kind einzufangen, um so die positive Väterlichkeit verbunden mit männlicher Identität aus der Sicht des Kindes, des Jugendlichen beschreiben zu können.

Im Folgenden stelle ich Ihnen ein Beispiel für die Triadenverlaufsanalyse in Kombination mit dem Interview vor.

Meine Probandin, nennen wir sie für dieses Beispiel Anita, ist ein 18-jähriges Mädchen, das auf dem Land wohnt, in Salzburg zur Schule ging und gerade die Matura erfolgreich abgelegt hat. Sie plant in einer anderen Stadt zu studieren und wird ihr Elternhaus in den nächsten Monaten verlassen. Anita wählte für ihren Vater ein Buch – weil er so gescheit ist und immer alles weiß, für die Mutter eine Sonne – weil sie immer so strahlt, für die Schwester – die drei Jahre älter ist - einen Spazierstock, weil sie ihr immer hilfreich zur Seite stand und steht und für sich selbst ein kleines Vögelchen – weil sie so neugierig ist und gerne fliegen würde.



Die Mutter (Sonne) und Vater (Buch) stehen eng zusammen, das Vögelchen, Anita also, ist kurz vor dem Abflug in die große Welt, der Spazierstock – ihre Schwester – hat diesen Schritt bereits gesetzt – sie wohnt seit zwei Jahren selbstständig und studiert. Trotz des bevorstehenden Auszugs – sie möchte studieren, selbstständig leben und wohnen – sind der jungen Frau die gemeinsamen Urlaube und die Kontakte zu den Eltern und hier vor allem auch zum Vater weiterhin sehr wichtig. Jetzt möchte ich mit den wichtigsten Aussagen im Interview fortfahren, um diese

jetzige Situation noch mehr in Worte zu fassen. Ich werde später wieder zur Triaden-Verlaufs-Analyse zurückkehren.

Im Interview antwortet die Probandin in der Mundart, um eine allgemeine Verständlichkeit zu gewährleisten, habe ich die Ausführungen in eine Art Hochdeutsch übersetzt.

Lebenswelt Vater-Kind:

Int.: „Was machen denn dein Papa und du gemeinsam jetzt noch?“

Anita: „Vor allem lernen gemeinsam, Mathematik und sonst baden gehen, oder gemeinsam frühstücken. Und dann Rad reparieren. Urlaub. Also mit der ganzen Familie eben.“

Int.: „Du hast so gesagt, er hat mit dir Mathematik gelernt. Gibt es noch so Dinge, wo du das Gefühl hast, da ist der Vater besonders wichtig für dich?“

Anita: „Ja, wenn ich Probleme habe mit meinen Freundinnen und Freunden, dann gehe ich zu ihm oder zur Mama oder zu beiden.“

Int.: „Und gibt es auch so Zeiten wo du denkst, jetzt bräuchte ich ihn, aber er ist nicht da?“

Anita: „Eigentlich nicht, weil er eh sehr viel da ist.“

Hier ist die junge Frau eine Ausnahme, in fast allen anderen Interviews mit den Kindern und Jugendlichen kam heraus, auch wenn die Väter relativ viel Zeit mit ihnen verbringen, dass es vielfach eine kindliche und jugendliche Sehnsucht ist, mit dem Vater mehr Zeit zu verbringen.

Int.: „Wie geht’s dir denn grundsätzlich mit deinem Vater?“

Anita: „Gut eigentlich.“

Int.: „Du bist auch so gerne mit ihm zusammen?“

Anita: „Ja.“

Int.: „Du hast das Gefühl, dass er dich mag?“

Anita: „Ja.“

Int.: „Glaubst du dass der Papa stolz auf dich ist?“

Anita: „Glaub ich schon.“

Int.: „Und zeigt er das auch? Und wenn ja, wie zeigt er das?“

Anita: „Ja. Zum Beispiel gestern, Maturafeier, und da kommt er eben her und umarmt mich und drückt mich und gibt mir ein Bussi und sagt mir, dass ich gut bin und so.“

Int.: „Wie würdest du denn deinen Vater beschreiben?“

Anita: „(überlegt kurz) Klug. Liebevoll. Ruhig. Ehrlich. Und auch offen, er sagt seine Meinung gleich.“

Int.: „Wann fühlst du dich denn bei ihm wohl und geborgen?“

Anita: „Eigentlich fast immer.“

Int.: „Bist du stolz auf deinen Papa?“

Anita: „Doch schon, ja.“

Komplementarität Vater-Mutter:

Int.: „Was, würdest du sagen, hat eher die Mutter mit dir gemacht, und was hat eher der Vater mit dir mehr gemacht?“

Anita: „Ja, der Papa hat auf jeden Fall mehr die sportlichen Sachen mit mir gemacht. So spezielle Sachen, die die Mama mit mir gemacht hat, weiß ich jetzt gerade nicht mehr. Ich weiß, dass beide mir immer vorgelesen haben früher und so. Ich glaub’ die Mama war immer die, die mich dann zum einschlafen gebracht hat, die ist dann am Bett gesessen.“

Int.: „Und was haben die so gemeinsam mit dir gemacht?“

Anita: „Ausflüge, Spaziergänge im Wald und so. Das war zum Teil mit der Mama und zum Teil ohne sie. Also so ohne die Mama war es eigentlich mehr so Baumhaus

bauen und so. Sachen erforschen mehr oder weniger. Und mit der Mama war es dann eben spazieren gehen und frische Luft schnappen und so, eher so das gemütlichere.“

Int.: „Was würdest du sagen, was macht der Vater anders als die Mutter bei euch?“

Anita: „Ich würde den Papa als strenger beschreiben, z.B. beim Geschirrspüler einräumen, wenn der Papa sagt, ich soll das jetzt machen, und ich mache es aber nicht gleich, dann macht es die Mama und das ärgert den Papa immer recht, weil ich soll es ja machen soll. Aber der Mama sind solche Sachen eben nicht so wichtig.“

Int.: „Wem vertraust du denn deine Geheimnisse eher an?“

Anita: „Ich glaub' der Mama.“

Int.: „Und mit wem schaust du dir gerne einen Film im Fernsehen an?“

Anita: „(sagt lachend) Ja, mit der Mama, weil der Papa tut gar nicht so gern fernsehen, aber jetzt haben wir uns immer Fußball angeschaut.“

Positive Väterlichkeit:

Int.: „Was ist für dich ein guter Vater und was ist für dich ein schlechter Vater?“

Anita: „Ein guter Vater ist einer, der zuhört und Zeit hat und eben für einen da ist und sich alles anhört, auch wenn es ganz unsinnig ist und so, und auch liebevoll und auch seine Kindern in den Arm nehmen kann und so. Ist auch ganz wichtig. Ein schlechter Vater ist der, der nie daheim ist, also dauernd auf Geschäftsreise oder so und der auch nie zuhört und alles irgendwie so nichtig macht, so die Probleme, so „du hast ja eh keine und so“.

Ich möchte jetzt noch einmal zur Triaden-Verlaufs-Analyse zurückkehren, um die wichtigsten Stadien in dieser triadischen Entwicklung bei Anita zu rekonstruieren. Dabei wurde - wie schon oben erwähnt - ausgehend von der jetzigen mit den Symbolen aus Ton gestellten Familiensituation, nachgefragt, wie Anita das in den jeweiligen Lebensstadien erlebt hat, und ich habe sie gebeten, dieses Erleben der jeweiligen Lebensphase erneut mit ihren Symbolen zu stellen. Das nächste Bild zeigt wie Anita die Triade mit 15 erlebt hat.



Auf diesem Bild sehen wir, dass Anita mit 15 gemeinsam mit ihrer Schwester verstärkt in die Außenorientierung ging. Die Mutter (Sonne) und der Vater (Buch) stehen als Paar im Hintergrund und stärken Anita (Vogelchen) und ihrer Schwester (Spazierstock) sozusagen den Rücken.



Anita war mit 12 noch gut in die Triade eingebunden, während die ältere Schwester sich gerade aus der Triade löste.



Mit 10 war es für Anita ähnlich, nur dass ihre Schwester noch mehr in die Familie eingebunden ist. Aus dieser Position ist es für Anita auch möglich, die Beziehung der Eltern zueinander zu reflektieren, diese Reflexionsfähigkeit einer Beziehung zwischen Mann und Frau ist eine wichtige Voraussetzung für die Gestaltung der eigenen Beziehungen, vor allem zum anderen Geschlecht.



Mit 6 Jahren standen beide Kinder in der Triade zu den Eltern. Wobei die Kinder - im Vergleich zum vorigen Bild in dem Anita 10 Jahre alt war - mehr im Mittelpunkt der Eltern stehen.



Mit 3 Jahren standen beide Kinder in der Triade, das Vögelchen wendet hier aber den Blick nach außen, was mit der Autonomiephase nach Erikson gut konform gehen würde. Immer wenn ich dieses Bild anschau, vermeine ich im Vögelchen ein Art Trotz zu verspüren. Betrachtet man die verschiedenen Bilder in den verschiedenen Altersstufen, so zeichnen sie sich vor allem durch eine Kontinuität in der Triade aus. Die Übergänge von der Innen- zur Außenorientierung sind sehr schön zu sehen. Diese Kontinuität ist keine Selbstverständlichkeit, bei scheidungs-betroffenen Kindern ist sie oft nicht mehr gegeben und an diesen Bruchstellen kommt es meist zu Krisen.

Sie haben mit mir jetzt eine Triaden-Verlaufs-Analyse durchgemacht, dieses Verfahren oder ein ähnliches projektives Verfahren machen wir mit 25 Kindern und Jugendlichen durch. Mit den meisten Kindern und Jugendlichen führen wir auch

Interviews. Mit den meisten deshalb, weil natürlich gewisse sprachliche Fähigkeiten vorausgesetzt werden, wir haben ein paar jüngere Kinder in der Stichprobe, mit denen wir nur mit projektiven Verfahren arbeiten und keine Interviews durchführen. Auf Grund einer Zusammenfassung dieser projektiven Verfahren und der Interviews von zwei Dritteln der Kinder und Jugendlichen in unserer Studie kommen wir vorläufig auf folgende Faktoren, die Kinder und Jugendlichen von ihrem Vater brauchen:

Das Fundament dabei bilden: Zuneigung, Vertrauen, gemeinsame Zeit, Verantwortung – Verlässlichkeit und Stolz auf das Kind. Diese fünf Eigenschaften bilden sozusagen das Fundament, dazu kommen dann noch: Mit den Kindern etwas tun, aktiv sein, der Vater als Tor zur Welt, Vorbild sein, Orientierung geben, auch Strenge, altersgemäße Beziehung, sich auf die Kinder einlassen, für sie da sein, zuhören, eine Balance zwischen Nähe und Distanz, der Vater als Introjekt, Über-Ich, Gewissen und die Möglichkeit einer Reflexionsfähigkeit von Beziehungen zwischen Mann und Frau zu entwickeln. Und letztlich brauchen die Jugendlichen den „Segen“ des Vaters beim Aufbruch in die Welt. Während die Punkte unten in der grauen Leiste sozusagen das Fundament bilden, ist es wichtig, die Faktoren in der Pyramide in der Kontinuität der Zeit zu sehen, in denen sie wachsen und sich kind- und jugendlichengerecht verändern können und natürlich braucht es dazu die Komplementarität mit der Mutter.

3. „Überraschungen“ die sich als Ergebnisse der Studie anbahnen: Bei den Interviews der Männer/Väter sind uns folgende Typen von Männern/Vätern aufgefallen: Der unreflektierte Mann/Vater, der ideologische Mann/Vater, der von der Gesellschaft losgelöste Mann/Vater-der unpolitische Mann/Vater und, bemerkenswert aber nicht überraschend, der unreligiöse Mann/Vater.

Der unreflektierte Mann/Vater: Obwohl wir nur „gute“ Väter herausgesucht hatten, waren wir erstaunt, wie wenig bewusste Auseinandersetzung mit „Vatersein“ stattgefunden hat, dass zwar emotional und unbewusst meist das Richtige gemacht wurde und wird, aber viele Zusammenhänge den Vätern nicht klar waren. Eine wichtige Rückmeldung nach dem Interview war meistens, wie spannend es war, sich mit diesen Dingen einmal kognitiv auseinander zu setzen. Das „Mann-Sein“ ist noch weniger reflektiert als das „Vater-Sein“ und oft mit Klischees überlagert. Die Chance besteht, wenn hier Bewusstseinsprozesse eingeleitet werden, dass es bei manchen Vätern für die Kinder und Jugendlichen zu noch positiveren Lebenswelten mit den Vätern kommen kann. Für die männliche Identität wäre eine reflektierende Auseinandersetzung mit dem Thema „Mann-Sein“ auf jeden Fall sehr hilfreich.

Der „ideologische“ Mann/Vater: Es war manchmal schwer, mit den Vätern die Unterschiede zu den Müttern herauszuarbeiten, wie wenn die Väter das Gefühl hätten, nur so wie die Mutter es macht ist es gut. Setzte man bei den Phänomenen an, Rad fahren, schwimmen usw., war ganz klar, dass die Väter andere Dinge mit den Kindern und Jugendlichen machen als die Mütter und selbst die Dinge, die sowohl Mutter als auch Vater mit den Kindern und Jugendlichen machen, machen die Väter anders. Noch schwieriger war es bei der Männlichkeit, da kam oft bei der Frage, wann fühlst du dich so richtig als Mann, sofort Abwehr wie, „ich bin nicht so ein Mann, der immer ins Wirtshaus muss und der daheim den Macho raushängt, ...“ Männlichkeit wurde also hauptsächlich mit den negativ besetzten Klischees gleichgesetzt. Hier zeichnet sich ab, dass viele positive männliche Attribute – gerade

weil sich auch schon gelebt werden – ausformuliert und positiv im Bewusstsein verankert werden können.

Der von der Gesellschaft losgelöste Mann/Vater – der unpolitische Mann/Vater: Auf die Frage, „Was könnte die Gesellschaft tun, dass Sie Ihre positive Väterlichkeit noch besser leben können?“ war meistens Erstaunen, als würde der Proband überhaupt keinen Zusammenhang sehen zwischen „Vater-Sein“ und der Gesellschaft. Auf die Frage, „Was müsste auf politischer Ebene gemacht werden, damit Sie Ihre Väterlichkeit noch besser leben können?“ kam oft „wichtig wäre es, in Ruhe gelassen zu werden“ oder es wurde die Väterkarenz genannt, oft mit dem Zusatz, dass das weltfremd sei und in seinem Fall auf keinen Fall gegangen wäre. In diesem Feld zeichnet sich für die Politik ein großer Handlungsbedarf ab.

Der unreligiöse Mann/Vater: Auch die religiöse Orientierung der Väter und Männer war in den meisten Fällen nur mehr rudimentär vorhanden.

Resümee: Das Problem ist, fällt in der Orientierung für die Väterlichkeit die Gesellschaft und die Religion weg, dann ist die einzige Werteorientierung für Vater- und Mannsein die Verwandtschaft, also das Familiensystem. Kommt es für die Kinder und Jugendlichen in der Familie zu Krisensituationen – wie es in der heutigen Scheidungskultur sehr häufig vorkommt, oft gehen dann auch noch die Großeltern väterlicherseits verloren – fallen alle Orientierungen aus, und es entsteht ein Wertevakuum, in dem eine gute männliche und väterliche Entwicklung, aber auch eine gute weibliche und mütterliche Entwicklung oft nicht mehr möglich ist. Wie eingangs schon erwähnt, ist positive Väterlichkeit unter Zugrundelegung männlicher Identität eine wesentliche Voraussetzung für das Gelingen des Familienlebens, für die positive Entwicklung psychosozialer Identität der Kinder, sowie für das Selbstverständnis und die Rolle des Mannes in der Gesellschaft, aber auch für das Selbstverständnis und die Rolle der Frau.

Zu welchen Folgerungen kommen wir dann? Es wird also wichtig sein, neben der Orientierung durch Verwandtschaft - also dem Familiensystem - sowohl die politische als auch möglicherweise die religiöse Säule der Väterlichkeit zu stärken. Bei manchen Männern, bei manchen Vätern ist die Sehnsucht auch spürbar, wieder in eine Religion – in eine Verbundenheit mit Gott – einzutauchen. Von der Politik aus gesehen wird es wichtig sein, positive Väterlichkeit und männliche Identität verstärkt in das Bewusstsein der Menschen zu bringen, sodass sowohl eine kognitive als auch eine emotionale Auseinandersetzung mit diesem Thema stattfinden kann, um damit eine Desorientierung in diesem gesellschaftspolitisch entscheidenden - aber auch für jeden Einzelnen wichtigen - Bereich zu verhindern. Weiters wird die Kreativität der Politik gefordert sein, den Zusammenhang zwischen Gesellschaft und Familie – und hier besonders den Zusammenhang zwischen Gesellschaft und Väter – herauszuarbeiten, diesen Zusammenhang für den Bürger und für die Bürgerin wieder transparent und vor allem wieder gesellschaftsfähig zu machen. Ich denke, es geht nicht nur darum, Geldflüsse hin und her zu bewegen, sondern im Bereich der Werte den Familien und damit auch den Vätern jenen Stellenwert einzuräumen, der ihnen – schon aus Überlebensgründen für unsere Gesellschaft – zusteht.

Czepeto Märchenerzähler - „Ein Rätsel“

Gestern bin ich gefragt worden, was das Märchen, das ich gestern erzählt habe, für einen Bezug zu dem ganzen hier hat. Ich wäre kein Märchenerzähler, wenn ich nicht ein Märchen dazu erzählen würde. Also, das erste Märchen heute handelt davon, warum ich hier Märchen erzähle.

Vor langer Zeit hat einmal ein König gelebt, ein weiser König, ein König den seine Untertanen geliebt haben. Geliebt haben sie ihn, weil er viel Zeit für sie gehabt hat. Und noch etwas hat er getan, er löste für sein Leben gern Rätsel. Seine Untertanen schickten ihm Rätsel und am Sonntag setzte sich der König hin und löste Rätsel. Das heißt, sein Hobby war Rätsel lösen; er schätzte es nicht, ein Rätsel in die Hand zu bekommen, das er nicht lösen konnte. Und eines Tages bekam er ein Paket und als er es öffnete, lagen drei Puppen drinnen und ein Brief: „Die drei sind unterschiedlich!“ Sofort sah der König die drei Puppen an: Das gleiche Gewand, die gleichen Knöpfe... und schon begann er, Unterscheidungsmerkmale zu suchen. Doch das Gewicht der drei war gleich, die Knöpfe waren genau an derselben Stelle, das Gewand hatte denselben Stoff, sie waren gleich groß, sie waren gleich breit. Dann begann er die Haare zu zählen, 2222 bei der ersten, 2222 bei der zweiten, 2222 bei der dritten. Was hättet ihr gemacht, um den Unterschied festzustellen – ihr Männer, ihr Frauen, ihr Gelehrten, ihr Wissenschaftler – was hättet ihr gemacht? In dem Brief stand, die Puppen sind unterschiedlich. Was könnt ihr dem König raten, ihr Weisen und Gelehrten?

Der König begann als erstes, seine Leute zu befragen. Er ließ sich seinen Weisen holen. „Weiser, drei Puppen – wo ist der Unterschied, sag es mir?“ – „Hast du die Haare...?“ – JA!“ – „Hast du die Knöpfe...?“ – „JA!“ Und er ging, er ging freiwillig; denn die Wut des Königs auszuhalten, das war nicht leicht. Ein Rätsel nicht zu lösen, das war nicht dem König gegeben. So ließ er den Narren rufen, doch der Narr war gerade im Jonglieren – sechs Bälle auf einmal und, wenn ihr jongliert, sechs Bälle jonglieren; das ist Kunst. Und wie er den König sah, ließ er einen nach dem anderen fallen. „König, du hast gerufen?“ – „Narr, sag mir, wo ist der Unterschied bei diesen drei Puppen?“ – „König, ich weiß es nicht!“ Schwupps, da war er weg. Aber dieser König war klug und er besaß etwas in seinem Hofstaat, das nicht jeder besitzt. Ihr besitzt das heute auch, einen Erzähler besaß er. Einen, den er rief: „Erzähler, komm her! Der Unterschied bei diesen dreien, worin liegt er?“ „König, hast du nach innen geschaut?“ – „Ich kann sie nicht zerreißen, was soll das?“ – „Warte, König!“

Er riss sich eines von seinen vielen Haaren ab und begann bei der ersten Puppe, mit dem Haar ins Ohr hinein zu fahren. Und auf der anderen Seite kam es wieder heraus. Da lachte der Erzähler und sagte: „König, diese Puppe ist ein Narr – denn was hinein kommt, kommt auch gleich wieder heraus!“ – „Was sind die anderen?“ – „Warte, König!“ Zweite Puppe – wieder ein Haar. Er begann zu lächeln, dann: „König, das ist ein Gelehrter – viel kommt hinein und wenig kommt heraus!“ – „Und die dritte Puppe, erzähl mir, was ist mit der dritten Puppe?“ Er begann früh zu lächeln, ins Ohr hinein, beim Mund heraus. „Dies, mein König, ist ein Erzähler. Viel kommt heraus und der sprudelt!“ Aber der König wollte noch etwas wissen: „Wie das Haar beim Mund herauskam, Erzähler, wieso war es so geringelt? Vorher war es ganz glatt!“ Da lachte der Erzähler wieder: „Nun, bei uns Erzählern ist es so Sitte, dass das, was hinein kommt, ganz verdreht wieder herauskommt!“ Jetzt wisst ihr sicher, warum ich gestern diese Geschichte erzählt habe.

Czepeto Märchenerzähler - „Rosenschön“

Die zweite Geschichte von heute heißt „Rosenschön“.

Ein reicher Sultan hatte drei Töchter. Die jüngste war 20, die zweite 25 und die dritte 30 Jahre alt und keine von den dreien war verheiratet. Eines Tages ging die jüngste zu ihrem Vater: „Vater, ich bin 20 Jahre alt und Vater, ich möchte nicht eine alte Jungfer werden. Vater, wieso verheiratest du mich nicht und meine Schwestern?“ Ungewohnte Worte. Der Vater sah sie an, ließ die anderen beiden rufen und gab jeder von ihnen einen Bogen in die Hand und reichte ihnen einen Pfeil. Dann sagte er: „Ihr schießt mit Pfeil und Bogen – dort wo der Pfeil landet, dort werdet ihr einen Mann finden!“

Die Erste schoss und der Pfeil blieb im Haus des Großwesirs stecken; so bekam sie den Sohn des Großwesirs zum Mann. Die Zweite schoss und der Pfeil blieb im Haus des Mufti stecken – so bekam sie den Sohn des Mufti zum Mann. Die Dritte schoss – und ihr Pfeil blieb im Haus eines armen Bauern stecken. Der Vater ließ den Pfeil zurückholen, er ließ sie noch einmal schießen – und wieder, der Pfeil blieb im Haus des armen Bauern stecken. Ein drittes Mal ließ der Vater sie schießen – und ihr glaubt es nicht, der Pfeil blieb im Haus des armen Bauern stecken. „Du Hündin, du als jüngste traust dich mir zu sagen, dass ich euch verheiraten soll und dann nimmst du dir einen armen Bauern zum Mann! Du sollst ihn haben!“ Der arme Bauer wurde mit der Sultana verheiratet. Zehn Tage und neun Monate später war die Zeit gekommen, wo sie einem Kind das Leben schenkte. Sie hatten wenig zum Leben, ein kleines Haus, nicht einmal ein Bett hatte sie, wo sie wirklich gut schlafen konnte. Ihr Mann ging hinaus, um eine Hebamme zu suchen. Er fand niemanden.

Da sah die Hochschwangere auf einmal drei Wesen zur Tür hereinkommen, drei Feen, die sich an ihr Bettende, an das Kopfende und an die Seiten stellten und kurze Zeit später lag sie in einem Bett, wie sie schon lange keines mehr genossen hatte. Und die Feen schienen zu wissen, wie sie ihr helfen konnten. Nachdem das Kind geboren und von den dreien versorgt worden war, standen sie nebeneinander bei ihrem Fußende. Die Erste sagte: „Rosa sei dein Name und wenn du weinst, sollen Perlen aus deinen Augen fließen!“ Die Zweite sagte: „Rosa sei dein Name und wenn du lächelst, sollen Rosen erblühen!“ Die Dritte sagte: „Rosa sei dein Name und wo du hinstiegst, soll das Gras grün werden!“ Dann verließen sie das Haus.

Der Mann war heimgekehrt, er hatte nichts und niemanden gefunden – und wie er das Zimmer betrat, sah er seine Frau in einem Bett liegen und das Kind versorgt. Sie erzählte ihm, was geschehen war; seine Freude könnt ihr euch vorstellen. Das Kind wuchs auf. Wenn es weinte, dann flossen Perlen aus seinen Augen, wenn es lachte, dann wuchsen Rosen neben ihm und wohin es trat, da begann das Gras grün zu werden. Ihr wisst, das was man erzählt – wir Märchenerzähler wissen es – erreicht andere viel schneller als es ein Brief oder ein Vogel überbringen könnte. Und genauso war es mit Rosa. Die Kunde von den Perlen in den Augen, von den Rosen, von dem Grün unter ihren Füßen verbreitete sich in kürzester Zeit und sie wurde nicht mehr Rosa genannt, sie wurde Rosenschön genannt.

Sie wuchs auf und so erfuhr auch ein Sultan von Rosenschön und dieser Sultan hatte einen Sohn – einen stattlichen Sohn, sage ich euch, einen Mann, einen richtigen Mann. Und der Vater bestimmte, Rosenschön soll ihn heiraten. Er hatte schon lange von Rosenschön geträumt, denn die Feen ließen in der Nacht Rosenschön ganz tief in ihn hineinkommen. Aber nach außen hin versperrte er sich: „Vater, ich will nicht! Vater, ich bin nicht in dem Alter zu heiraten! Vater, bitte! Vater,

nein!“ Doch es dauerte nicht lange, da schickte er eine seiner Hofdamen hinüber zu Rosenschön, die nicht weit weg in einem anderen Land wohnte.

Diese Hofdame hatte selber eine Tochter, die sie begleitete, um Rosenschön abzuholen. Die Hofdame und ihre Tochter kamen, brachten Geschenke mit für die Sultana und ihren Mann und waren sehr angetan von Rosenschön. Nur, Rosenschön und die Tochter der Hofdame ähnelten sich etwas, nicht viel, aber etwas. Und so wuchs ein Plan im Kopf der Hofdame. Und am Tag der Abreise, da gab sie Rosenschön viel Salzigen zu essen und auf die Reise in der Sänfte nahm sie einen großen Krug Wasser mit. Es war heiß, die Zeit verging und Rosenschön merkte, dass sie Durst hatte. „Gib mir etwas Wasser!“ – „Nur, wenn du mir ein Auge dafür gibst!“ Was sollte Rosenschön tun? Ein Auge für einen Schluck Wasser? Sie tat es. Wieder verging einige Zeit, wieder der Durst, die Sonne. „Gib mir bitte noch einen Schluck Wasser!“ – „Nur, wenn du mir ein Auge dafür gibst!“ Und sie bekam den Schluck Wasser. Und dann nahm die Hofdame einen großen Korb, den sie dabei hatte, setzte Rosenschön hinein, zog ihr die Kleider aus und setzte sie auf den Gipfel eines Berges. Ihrer Tochter aber zog sie die Kleider von Rosenschön an. Als sie beim Palast des Sultans angekommen waren, nahm sie ihre Tochter, führte sie hin zum Prinzen, Prinz Hasim. Kein Vergleich mit der Frau, die er in seinen Träumen gesehen hatte. Wenn sie weinte, keine Perlen, wenn sie lachte, keine Rosen, dort wo sie hintrat, nichts. Es konnte nicht die Richtige sein.

Aber er dachte bei sich: Ich warte, ich suche die Richtige. Und so geschah es. Während Rosenschön auf ihrem Berggipfel in ihrem Korb saß und weinte - und sie weinte und der Korb füllte sich mit Perlen, immer höher und höher. Und so fand sie ein alter Lehmsammler, der in der Gegend wohnte und sie mitnahm. Von den vielen Perlen, die Rosenschön geweint hatte, konnten sie leben. Aber sonst konnte Rosenschön nichts tun, außer sitzen und weinen. Eines Tages, da saß sie vor dem Haus in dem der Lehmsammler wohnte und weinte, aber irgendetwas hörte sie oder spürte sie. Da begann sie, nach langer Zeit wieder, zu lächeln und neben ihr wuchs eine Rose empor. Rosenschön roch diese Rose, sie pflückte sie und gab sie dem Lehmsammler mit den Worten: „Nimm sie und bring sie in die Stadt zum Königspalast, verkauf sie, aber verkauf sie nur gegen ein Auge!“ Das tat der Lehmsammler. Er ging zum Schloss, stellte sich unter die Mauern und rief: „Eine Rose, eine seltene Rose!“ Es war keine Rosenzeit, es war Winter. Die Hofdame hörte es, sie sah dass dort jemand mit einer Rose stand und sie dachte: Diese Rose im Haar meiner Tochter, das wird den Prinzen sicher überzeugen. Sie schickte einen Bediensteten hinunter, um die Rose zu kaufen. „Ein Auge für diese Rose, du sollst es haben!“ Die Rose im Haar der Tochter, ein Auge in der Hand des Lehmsammlers. Rosenschön hatte wieder ein Auge und als sie am nächsten Tag wieder vor ihrer Hütte saß, da konnte sie mit einem Auge sehen. Wieder lächelte sie und es wuchs eine Rose, wie sie so schön noch nie geblüht hatte. Wieder schickte sie den Lehmsammler in die Stadt, um die Rose zu verkaufen, für ein Auge. Und sie bekam das Auge, die Tochter der Hofdame zwei Rosen. Aber der Prinz war nicht überzeugt, das war nicht die Frau, auch wenn sie solche Rosen trug die genauso dufteten wie die Rosen in seinem Traum.

Rosenschön brach auf von dem Haus des Lehmsammlers, ging zur Stadt und überall wo sie hintrat begann das Gras grün zu werden. Weil sie so viel schönes grünes Gras sah, lächelte sie oft und dort wo sie ging, wuchsen Rosen. Die Menschen die es sahen, liefen hin und erfreuten sich an den Rosen, an ihrem Geruch. Und so kam sie

in die Stadt, ging hin zum Schloss und eine der Rosen hatte sie gebrochen. Sie wollte den Prinzen sehen und wurde zu ihm hingeführt. Sie hätte die Rose nicht gebraucht, denn als der Prinz sie sah, da wusste er, wer die Frau in seinen Träumen gewesen war. Was soll ich euch noch weiter erzählen, als: Lange lebten sie miteinander, die zwei, und viele Kinder hatten sie. Und das Fest, das gefeiert wurde - ich sage euch, es gab kein besseres Fest. Mit Zimbeln und Trommeln wurde Musik gemacht, ich war dabei, deswegen kann ich es euch erzählen. Vielleicht feiert ihr einmal so ein Fest, wenn Rosen blühen und Perlen aus den Augen fallen.

Mag. Johannes Kaup

Diese Session widmet sich der Frage der Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Wie kann ich Beruf und Familie vereinbaren? Wissen Sie, wer sich diese spannende Frage in der Familienstruktur am meisten stellt? Die Frau. Auch in Politik und Medien wird die Vereinbarkeitsfrage als Frauenthema diskutiert. Das ist schon eigenartig, wenn doch Männer und Väter mehr Verantwortung übernehmen wollen.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass man sich diese Diskussion heute ersparen kann. Außer man macht es wie der legendäre ehemalige deutsche Wirtschaftsminister Martin Bangemann, der auf die Frage eines Journalisten gesagt hat: „Eine ordentliche Frau im Haus erspart einem einen Herzschrittmacher!“

Walter Hollstein ist ein Pionier der modernen Männerforschung – der Professor für politische Soziologie in Berlin arbeitet seit dem Jahr 2000 am Institut für Geschlechter- und Generationenforschung in Bremen. Er ist einer der bekanntesten Buchautoren im Männersegment, zusammen mit Richard Rohr waren für mich persönlich die Bücher Walter Hollsteins Anfang der 90iger Jahre der Einstieg in die theoretische und auch in die mediale Auseinandersetzung mit dem Thema Männlichkeit und Väterlichkeit. Sein „Handbuch für Männer“ gehört in unserer Männergruppe beispielsweise zur Standardlektüre; das jüngste Buch mit dem Titel „Geschlechterdemokratie“ kenne ich noch nicht. Deshalb bin ich zusammen mit Ihnen gespannt, was Walter Hollstein uns zum Thema „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ zu sagen hat!

III Vaterschaft und Vereinbarkeit von Beruf und Familie

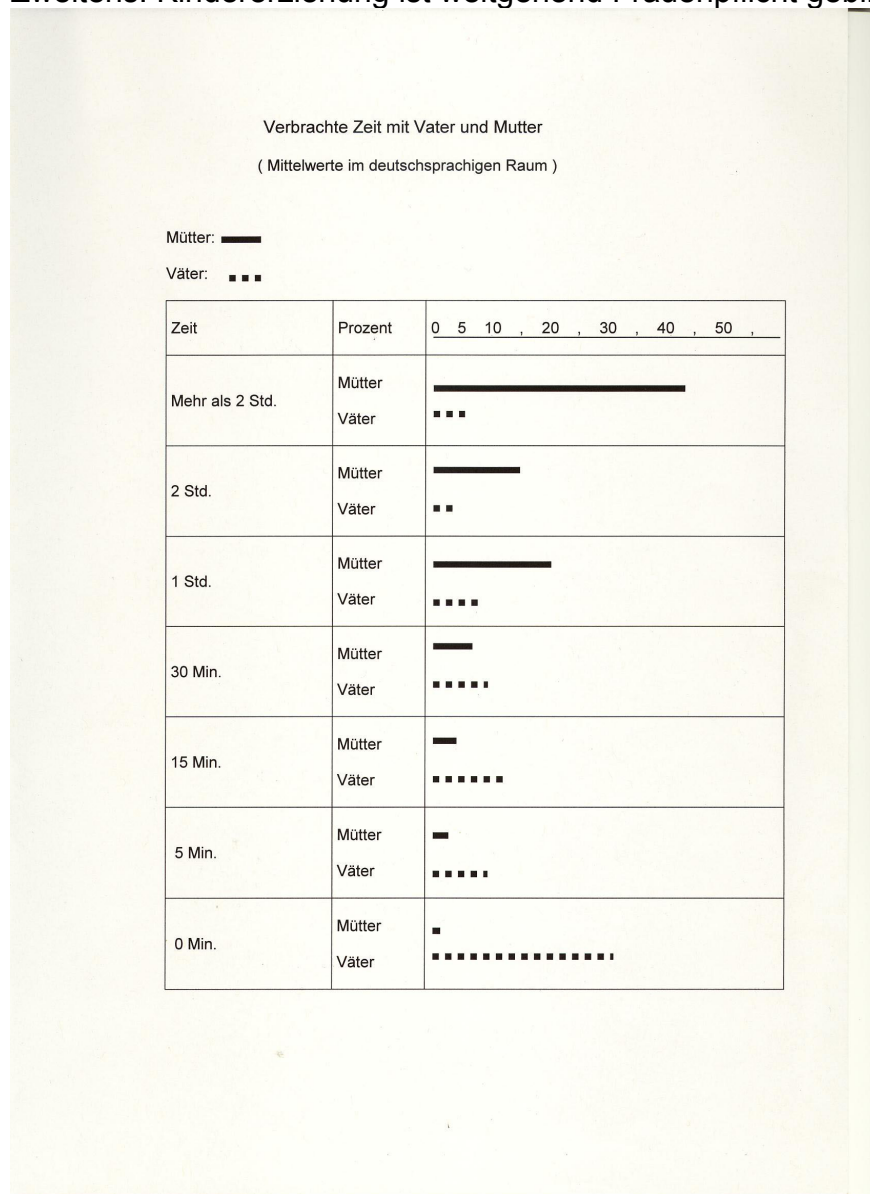
„Die Vereinbarkeit ist auch ein Männerproblem“

Univ. Prof. Dr. Walter Hollstein, Bremen

Wie ist die Situation?

Erstens: Die traditionelle Familie erodiert.

Zweitens: Kindererziehung ist weitgehend Frauenpflicht geblieben (vgl. Abbildung 1).

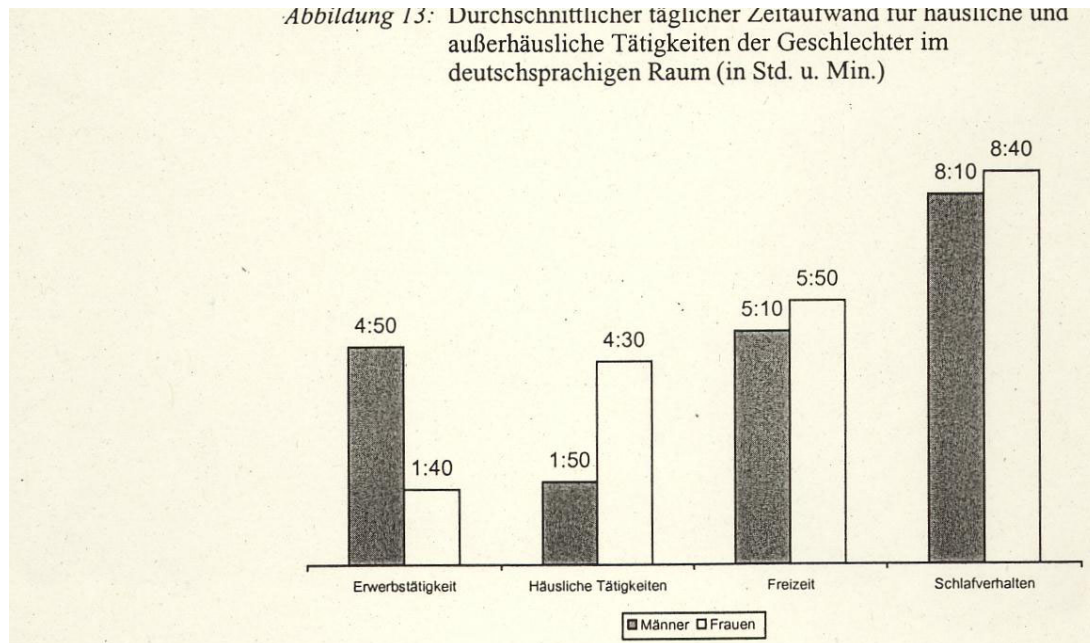


Sie sehen anhand von Durchschnittswerten im deutschsprachigen Raum – das heißt: Österreich, Schweiz und Deutschland - wie groß die Diskrepanz ist zwischen dem, was Mütter tun und dem, was Väter tun bzw. respektive nicht tun.

Drittens: Gleiches gilt für Haushaltspflichten; im deutschsprachigen Raum sorgen sich 87% der Frauen um die Wäsche, mehr als 90% bügeln, 82% putzen die Fenster, 81% führen den Haushalt, also organisieren ihn, 78% kochen und 63% kaufen die

Lebensmittel ein. 82% der Männer machen die Haushaltsreparaturen, 73% waschen das Auto und 54% übernehmen die Behördengänge.

Daraus allerdings den Schluss zu ziehen, dass Männer das „faule Geschlecht“ darstellen, wie das z.B. der Buchtitel der österreichischen Autorin und Feministin Claudia Pinl unterstellt, ist gänzlich unsinnig (vgl. Abbildung 2).



Wie sie anhand der vorstehenden Zahlen sehen, kommt man bei dem, was Männer tun und bei dem was Frauen tun, - allerdings in unterschiedlichen Bereichen - , zu etwa den gleichen Summen von Arbeit. Noch mal anders formuliert: Männer arbeiten signifikant mehr im produktiven Sektor und dementsprechend weniger im reproduktiven; Frauen arbeiten signifikant mehr im reproduktiven Bereich und dementsprechend weniger im produktiven. Das heißt: Wir sind eigentlich ein großes Stück faktisch und vor allem normativ noch immer nicht so weit entfernt von der klassischen Arbeitsteilung der Geschlechter, wie sie Friedrich Schiller in seinem Lied von der Glocke vor mehr als 200 Jahren beschrieben hat.

Allerdings hat sich seither die Bedürfnislage der Menschen entscheidend verändert. Vor allem Frauen, die in der Geschichte noch nie so gut ausgebildet waren wie jetzt – und die im Übrigen inzwischen besser ausgebildet sind als wir Männer – wünschen sich eine praktische Umsetzung ihrer Qualifikationen, und damit ihre Selbstverwirklichung im beruflichen Sektor des Lebens. Aber auch zunehmend Männer sind mit ihrem traditionellen Rollenprofil unzufrieden.

Die unmittelbaren Folgen sind ein dramatisches Anwachsen von Trennungen und Scheidungen. In den Großstädten im deutschsprachigen Raum wird mittlerweile jede zweite Ehe geschieden. Was bisher weniger reflektiert wurde, aber vielleicht noch bedeutsamer ist, ist der Tatbestand, dass sich die Ehedauer stark verringert hat. Früher hat man ja immer vom siebten Jahr als dem kritischen Jahr in einer Beziehung gesprochen, inzwischen ist es das fünfte Jahr. Also anders formuliert: Im fünften Jahr oder nach dem fünften Jahr werden inzwischen die meisten Ehen geschieden.

Die Zahl der Alleinerziehenden –das sind zu 87 % Frauen - hat sich dramatisch erhöht. Umgekehrt und gewissermaßen im gleichen Kontext hat sich die Zahl der

Geburten im deutschsprachigen Raum in den letzten Jahren ebenso dramatisch verringert.

Vor allem diese demographische Problematik hat seit einigen Jahren nun auch die Politik auf den Plan gerufen, sich der Vereinbarkeitsfrage von Beruf und Familie anzunehmen. Dabei werden drei Lösungsmuster diskutiert:

Erstens der Ausbau von Betreuungs- und Erziehungsreinrichtungen vor allem für Kleinkinder und die bessere finanzielle Alimentierung dieser Einrichtungen; das ist sozusagen das französische Modell.

Zweitens die besseren Bedingungen für Frauen in Bezug auf die Vereinbarkeit von Erziehungsarbeit und Erwerbstätigkeit. Bis vor ganz kurzem ist diese Vereinbarkeitsfrage – speziell im deutschsprachigen Raum - nur als Frauenproblem diskutiert worden (vgl. Abbildung 3).

„ Die Problematik der Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist nach wie vor nicht gelöst; wird sie diskutiert und praktisch angegangen, so geschieht dies als Frauenfrage. Eine der größten gesellschaftlichen Diskriminierungen von Frauen besteht darin, die Männer in die Überwindung dieses Spagats nicht gleichermaßen einzubinden. Geschähe dies endlich, wäre es im Übrigen auch für Frauen kein Spagat mehr, sondern ein geschlechterdemokratisch gemeinsam geplantes und realisiertes Arrangement mit ihren Männern.“

Dieses Verständnis bricht jetzt langsam etwas auf, allerdings vorerst nur in „peripheren“ Institutionen, also in Bereichen, die von den Macht- und Entscheidungszentren sehr weit entfernt sind. In den machtintensiven Schaltstellen und in den meinungsbildenden Instanzen hat sich die Ansicht erhalten, dass sich die Frauen um die Vereinbarkeit zu bemühen haben. So hat ja zum Beispiel auch der Papst in seiner neuesten Schrift zur Geschlechter- und Frauenfrage jetzt wieder die Vereinbarkeitsproblematik als exklusive Frauenfrage diskutiert. Gut gemeint ist in dieser Schrift ganz sicher, wenn man bessere Bedingungen für Frauen fordert. Aber gleichzeitig ist diese Forderung auch reaktionär, insofern sie die klassische Geschlechtertrennung und Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern zementiert. Das dritte Lösungsmuster - und das neueste in der Diskussion - ist die Einbeziehung der Väter in die Erziehungsarbeit. Das ließe sich dann als das skandinavische Modell bezeichnen.

Letzteres wäre sicher die nahe liegendste Lösung, da Kinder ja ein Ergebnis des liebenden Zusammenwirkens beider Geschlechter sind. Es wäre auch die sinnvollste Lösung. Folgt man den Ergebnissen der empirischen Sozialisationsforschung, so wird deutlich, dass ein Kind die besten Entwicklungschancen dann hat, wenn es in einer vollständigen, triangulierten Familie aufwächst. Das heißt auch: Wenn es sich orientieren kann an der Weiblichkeit der Mutter, sich orientieren kann an der Männlichkeit des Vaters und an der Kooperation beider Eltern.

Schließlich wäre diese dritte Option – das ist allerdings eine Hypothese, aber ich glaube, sie würde sich bewahrheiten, wenn man jetzt ans harte Rechnen ginge – auch die kostengünstigste aller Lösungen.

Nun stellt sich natürlich die Frage, warum die nahe liegendste, die beste und wohl auch die billigste Lösung heutzutage in der deutschsprachigen Politik als die marginalste und entfernteste diskutiert wird. Die Antwort ist, dass bei den Lösungsmodellen eins und zwei alles beim Alten bleiben kann, Lösung drei würde hingegen einen einigermaßen tiefen Einschnitt in Traditionen, habituelle

Vorstellungen und angestammte Positionen vor allem von Männern bedeuten. Konkreter: Die Lösung der Vereinbarkeitsfrage durch die mitverantwortliche Einbeziehung von Männern und Vätern verlangte:

erstens, die Neuverteilung produktiver und reproduktiver Arbeit zwischen den Geschlechtern

zweitens, den Mut zur Rollenveränderung bei den Männern nach der erfolgten Rollenveränderung bei den Frauen

drittens, müssten sich damit auch die Politiker der Eigenreflexion stellen,

viertens, müssten die männlichen Sozialisationsbedingungen revidiert werden, fünftens, wäre eine gründliche Korrektur ideologischer Fehlleistungen wie z.B. der Abwertung der Väter und die gesellschaftliche Degeneration von Männlichkeit gefordert und

sechstens, müsste die postindustrielle Gesellschaft die Wertefrage stellen und die Relevanz von Familie, Kindern, Reproduktion und Produktion bestimmen.

Ich führe diese sechs Punkte im Rahmen der sehr kurzen Redezeit etwas aus:

Erstens: Während Frauen inzwischen für alle Erwerbstätigkeiten vorbereitet sind – wie ich vorhin schon sagte, sehr gut vorbereitet sind - sind es Männer nicht gleichermaßen für Erziehungs- und Haushaltstätigkeiten. Das ist anders z.B. in Skandinavien. Es ist bisher – in unseren Breitengraden - so, dass es auch eigentlich keine sinnvollen und überzeugenden Versuche gegeben hat, Männer wirklich für die Familienrealitäten zu interessieren und zu mobilisieren. Man wird sicher – auch für den deutschsprachigen Raum - noch mal topographisch unterscheiden müssen. In Österreich ist von den drei deutschsprachigen Ländern seit langer Zeit mit den Regelungen für die Karenz am meisten gemacht worden ist, in Deutschland sicher am wenigsten, und die Schweiz liegt irgendwo in der Mitte. Es ist auch so, dass sich Österreich einigermaßen pionierhaft dieser ganzen Männer- und Väterfrage annimmt; in der Schweiz beginnen solchen Bemühungen allmählich, In Deutschland hingegen noch gar nicht. Ich hatte unlängst für mein neues Buch „Geschlechterdemokratie“ im deutschen Ministerium für Familie, Frauen usw. angefragt, ob man denn so etwas wie das österreichische Modell einer „Männerpolitischen Abteilung“ nicht auch mal ins Auge fassen könnte und habe dann den barschen Bescheid bekommen, dass man daran kein Interesse hätte.

Zweitens: Das traditionelle Männerbild von Leistung, Kampf, Konkurrenz, Poker Face und Egozentrik taugt nicht für Familien- und Beziehungsarbeit. Da müsste also schon etwas anderes entstehen als dieses „Kampfbild“. Es gibt ein schönes Zitat des amerikanischen Kollegen, Männer- und Gesundheitsforscher Ronald F. Levant, das veranschaulicht, wie uns Männern die Beziehungsfähigkeit fehlt (vgl. Abbildung 4).

So we're not being fair. Let's
be honest, Guys. The truth is,
we don't care!

Ronald. F. Levant

Drittens: Eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie oder von Erwerbstätigkeit und Familie für Männer würde – und darauf ist bisher noch nicht aufmerksam gemacht worden - Folgen haben für die Politiker. Auch männliche Politiker müssten dann ihr Eigenschaftsprofil ändern; sie müssten sich natürlich – sofern sie heterosexuell und verheiratet sind – überlegen, ob sie in Karenz gehen, was meines Wissens bisher nur vor ein paar Jahren ein schwedischer Minister mal gemacht hat, und männliche Politiker müssten sich dann auch um andere Ressorts kümmern als bisher; sie müssten dann das Erziehungsministerium übernehmen oder das Gesundheitsministerium und sie müssten zulassen, dass Frauen verantwortlich sind für Wirtschaft, Verteidigung, Finanzen und all die anderen harten Ressorts, die Männer ansonsten verwalten. Ich denke schon – und diesen Gedanken sollte man in seiner Relevanz gewiss nicht unterschätzen – dass die Abwehr von gerade politischen Männern gegen Männerfragen, Väterproblematiken und Vereinbarkeitsfragen ein großes Hindernis ist, damit sich auf diesem Gebiet etwas tun kann. Im vorvorigen Bundestag, als die rot-grüne deutsche Koalition angefangen hat zu regieren und die jetzige Gesundheitsministerin Frau Schmidt noch Staatssekretärin war im Familienministerium, hat sie bei einer Debatte gesagt, dass es ganz wichtig wäre, dass auch für die Männer etwas getan würde. Und sie würde den Vorschlag machen, dass im Frauenministerium eine Stelle geschaffen wird für die Lösung der Männerfrage. Über diese Bemerkung hat sich der deutsche Kanzler köstlich amüsiert, offenbar hat er sie als Witz aufgefasst. Eine solche Episode ist dann sicher auch ein Indikator für den Bewusstseinszustand männlicher Politiker.

Viertens müssten die gesellschaftlichen Sozialisationsbedingungen für das männliche Geschlecht geändert und verbessert werden, damit überhaupt Männer in die Lage versetzt werden, eine Balance herzustellen zwischen Leistungsfähigkeit und Beziehungsfähigkeit. Wenn ich mir die neuesten empirischen Untersuchungen anschau zur Verfasstheit von Männern heute, dann - und ich kann das jetzt in diesem Zeitrahmen nur sehr pauschal darstellen - ist es noch immer so, dass Männer als Buben frühzeitig auf Leistung getrimmt werden, nicht auf Beziehungsfähigkeit wie Mädchen; dass Buben sehr früh von Gefühlen weg gebracht werden, sich abspalten müssen von Gefühlen, die gesellschaftlich als weiblich etikettiert werden wie z.B. nachgiebig sein, Trauer zeigen, Schwäche zugeben, fürsorglich sein und dergleichen mehr. Und das führt dazu - wiederum sehr summarisch formuliert -, dass diese Buben als Männer dann ihre Identität einigermaßen ausschließlich über ihren Status,

über ihre Arbeitsleistung speisen und dokumentieren. Eine Folge ist dann zum Beispiel, dass viele Männer, wenn sie arbeitslos werden, Suizid begehen. Weil sie einfach nicht mit der Situation klarkommen, auch keine anderen Identitätsquellen haben. Frauen bringen sich nicht um, weil sie eben andere Lebensbereiche haben, mit denen sie sich identifizieren können. Ich bin immer übervorsichtig bei diesem Thema, und möchte deshalb betonen, dass das nicht so verstanden werden soll, dass Männer ihre Arbeit deshalb behalten sollen und Frauen arbeitslos werden. Die männliche Sozialisation hat ihren Vorteil, indem sie Männer durchsetzungsfähiger und konkurrenzbetonter macht; sie hat aber auch ihren Preis: Die empirische Männer- und Gesundheitsforschung belegt, dass Männer generell an sechs Zwängen leiden, die aus eben dieser Sozialisation auf Arbeit und Leistung hin kausal zu erklären sind:

Das eingeschränkte Gefühlsleben
Die Homophobie
Die Kontroll-, Macht- und Wettbewerbszwänge
Das gehemmte sexuelle und affektive Verhalten
Die Sucht nach Leistung und Erfolg
Die ungehorsame Gesundheitspflege

Ich bitte auch hier, mich nicht misszuverstehen. Es geht nicht darum, für Männer einen Mitleidsbonus zu erwirken. Ich weiß auch, dass mein Geschlecht politisch und sozial noch immer das mächtigere ist und auch immer noch privilegierter ist. Nichtsdestotrotz müssen wir uns mit der Tatsache auseinandersetzen, dass die männliche Machtseite – und auch das ist durchaus wieder kausal – eben auch ihre Ohnmachtsseite hat.

In anderen Worten, wenn die Vereinbarkeitsfrage so gelöst werden könnte, dass Männer sich genauso mitverantwortlich beteiligen wie Frauen, würde das auch bedingen, dass wir Männer ein anderes Männerbild haben und auch ein anderes Männerbild leben. Noch zwei Bemerkungen in Bezug auf die Referate, die gestern gehalten wurden. Ich wäre nicht so optimistisch wie Frau Schlaffer. Ich hätte auch die These, wenn Frau Schlaffer die Kohorte, die sie jetzt untersucht hat, in fünf Jahren noch einmal dann aufsucht, wenn diese jungen Männer erwerbstätig sind und sich in der ersten Familienphase befinden, die Ergebnisse dann wesentlich anders aussehen. Der noch existierende gesellschaftliche Druck wird auch diese Männer – wohl oder übel – zu einer schlechten Anpassung zwingen. Ich würde sehr warnen, auf Grund von solchen Untersuchungen, die nur Momentaufnahmen sind, auf einen Typus zu schließen und zu denken „Aha, endlich ist es so weit mit dem Typus vom neuen Mann.“

Eine zweite Anmerkung: Gänzlich unsinnig ist die These von Frau Höhler, dass in der Großindustrie eine neue Väterlichkeit erwachsen würde, dergestalt – und das ist nun geradezu skandalös unsinnig - dass Väter Sitzungen verlassen, um zu ihren Kindern zu gehen oder gar nicht zur Arbeit kommen, weil ihr Kind ein wichtiges Ereignis begeht. Es gibt genug Untersuchungen – gerade aus den letzten drei Jahren - die belegen, dass bei der zunehmenden Härte der globalisierten Wirtschaft, gerade bei großindustriellen Top-Managern das Familienleben vollkommen auf der Strecke bleibt.

Fünftens: Väterlichkeit und Väter sind in den letzten drei Jahrzehnten gesellschaftlich abgewertet worden. Gewisse feministische Fraktionen haben Väter grundsätzlich für überflüssig und unnutz erklärt und das Modell der allein erziehenden Mutter propagiert - mit den fatalen Folgen, die ja heute bekannt sind. Ich würde mir hier dann auch einmal etwas Selbstkritik von feministischer Seite her wünschen. Auch Männlichkeit wurde seit dem Aufkommen des Feminismus meistens nur negativ korreliert.

Eine meiner Studentinnen hat mir kürzlich ein Gedicht gebracht, 10 Strophen, überschrieben „Männer!!!“ – eine kleine Kostprobe:

„So unnütz wie Unkraut und Fliegen und Mücken,
so lästig wie Kopfweh und Ziehen im Rücken,
so störend wie Bauchweh und stets ein Tyrann,
das ist dieser Halbmensch, sein Name ist Mann.
Er steht nur im Weg rum, zu nichts zu gebrauchen,
ist immer am Meckern und ständig am Fauchen.
Er ist auf der Erde, ich sag's ohne Hohn,
vom Herrgott die größte Fehlkonstruktion „ ... usw.

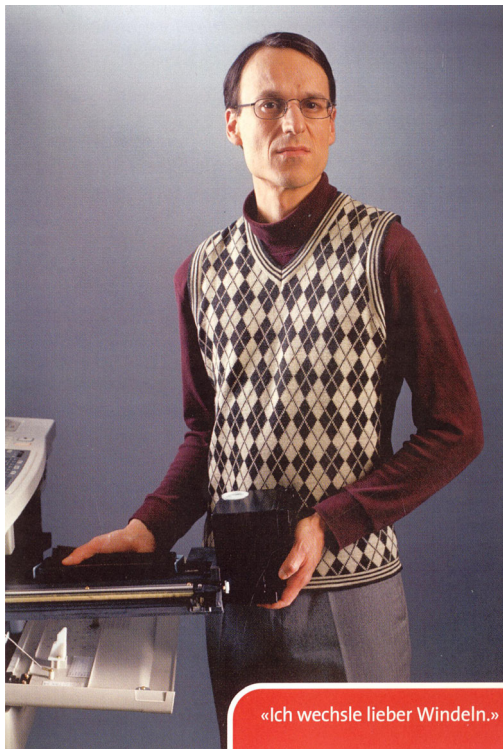
Ich habe auch erst mal gelacht, aber dahinter verbirgt sich ein bisschen mehr. Ich habe als junger Student in Basel auch Adolf Portmann, den großen Biologen, gehört, und der hat immer gesagt: „Wir Menschen sind instinktarme Wesen und deswegen müssen wir einfach Bilder entwickeln, um uns orientieren zu können“. Wenn wir jetzt die Männerbilder, die im Schwange sind, wir Männer als Kriegstreiber, als Vergewaltiger, als Störenfriede generell; wenn man diese Bilder, die inzwischen ja Stereotypen sind, nimmt und davon ausgeht, dass wir uns daran orientieren sollen, dann ist da eine positive und konstruktive Orientierung nicht möglich. Das hat vor allem für Buben und junge Männer fatale Konsequenzen. Die Folgen sind bei uns noch nicht untersucht, aber es gibt sehr spannende Analysen aus den USA, wo auch gezeigt wird, dass solche Bilder nicht nur zur Abwertung von Männlichkeit und männlichem Selbstwertgefühl führen, zu Minderwertigkeitskomplexen und Aggression – es führt vor allem bei Jungen zu Kriminalität und Zerstörungssucht, weil nichts mehr Sinnvolles und Positives da ist, mit dem man sich identifizieren kann. Ich würde generell bei diesem Punkt bemerken wollen, dass Männerfeindlichkeit genauso wenig akzeptabel ist wie Frauenfeindlichkeit, und es sollte eigentlich zur „political correctness“ gehören, dass nicht nur Frauenfeindlichkeit nicht mehr legitimiert wird, sondern Männerfeindlichkeit ebenso wenig.

Sechstens: Unsere Gesellschaft wird sich darüber einig werden müssen, welchen Wert sie Familie und Erwerbstätigkeit, demographischen und ökonomischen Entwicklungen, Kindern und Profit zuweist. Unsere Gesellschaft wird auch die Realitäten von Erziehung und Sozialisation aus der entstandenen Beliebigkeit herausführen müssen und verbindliche Standards diskutieren, die sich an Werten und nicht primär an Effektivitätskriterien messen lassen.

Ich komme zum Schluss: Die Selbstverwirklichungsideologie, die seit den 68iger Jahren des gerade zu Ende gegangenen Jahrhunderts dominiert – ich kritisiere mich da auch selbst, ich habe das selbst einmal vertreten – zerstört im Endeffekt sinnvolle Bedingungen für Erziehung und Sozialisation. Von daher müssen gesellschaftlich kollektive Strukturen und kollektive Zielvorstellungen wieder gefördert werden. In Sonderheit, wir Männer sollten dabei allerdings nicht nur auf staatliche Vorgaben und gesellschaftliche Entwicklungen warten, sondern uns auch aktiv um Neues bemühen.

Ich denke schon – ich weiß, es ist in Männerkreisen kompliziert so etwas zu äußern, ich tue es trotzdem weil es meiner Überzeugung entspricht – dass nach einer männlichkeitsdominierten Geschichte wir Männer einfach die ethische Pflicht haben, für geschlechterdemokratische Arrangements einzutreten und uns dafür stark zu machen. Ich denke auch, dass wir Männer uns darüber hinaus – wenn wir so etwas tun – nicht nur altruistisch vorkommen müssen, sondern dass wir uns durchaus mit gesundem Egoismus vorstellen können oder vielleicht sogar erleben können, dass aus diesen neuen Arrangements für uns einfach auch neue Lebenswelten erwachsen, die spannender sind, dass für uns neue Experimente möglich sind, neue Erfahrungen, die uns auch selber weiter bringen.

Das andere ist, dass Staat und Gesellschaft auch für Männer neue Bedingungen herstellen müssen und die gleiche Verantwortung zu übernehmen haben, die sie vor dreißig Jahren angefangen haben, für Frauen zu übernehmen. Frauenpolitik muss durch Männerpolitik ergänzt werden. Wenn Männer sich nicht verändern, wird auch die Frauenemanzipation nicht wirklich gelingen können. Das beste Beispiel ist die Vereinbarkeitsfrage. Männer müssen hier ebenso sehr einbezogen werden wie Frauen. Allerdings darf man das nicht auf so alberne und kontraproduktive Art tun wie zum Beispiel das schweizerische „Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann“ (vgl. Abbildungen 6 und 7).





Es ist heute ganz dringlich, dass sich staatliche Stellen Gedanken über sinnvolle Strategien zur Einbindung von Männern in die Haus-, Erziehungs- und Beziehungsarbeit machen – so wie sie sich Gedanken machen über die stärkere Einbindung von Frauen in die Erwerbstätigkeit. Geschieht diese Einbindung von Männern, dann ändert sich auch deren Bereitschaft, sich mitverantwortlich an Erziehungsaufgaben zu beteiligen. Das beweist – erneut – das skandinavische Beispiel.

Alle Tabellen, Zahlen und Daten aus: Walter Hollstein, Geschlechterdemokratie. Männer und Frauen: Besser miteinander leben. Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften) 2004

Mag. Johannes Kaup

Schweden ist ein Land, mit dem Österreich seit langer Zeit sehr verbunden ist, zumindest seit den Zeiten des legendären Kanzlers Bruno Kreisky. Für jene Gäste, die das nicht wissen: Schweden hat im zweiten Weltkrieg dem Juden Kreisky Asyl gewährt, und er ist dort politisch auch ein Stück weit groß geworden, hat dort sehr viel gesehen, und es gab dann auch eine Freundschaft mit dem späteren ermordeten Ministerpräsidenten Olof Palme. Er hat dann, als er in den 70iger Jahren mit den Sozialdemokraten hier in Österreich an die Macht kam, signifikant das Bildungs- und Sozialwesen reformiert, und spätestens seit dieser Zeit hat Schweden in Österreich einen sehr guten Ruf. Ich nenne nur die für unser Thema wichtige Vorreiter-Rolle Familienförderung und angemessen bezahlte und rechtlich gesicherte Kinderkarenz-Zeit für beide Elternteile. Schweden hat wegen seiner aktiven Genderpolitik die kinderreichsten Familien in Europa und Erfahrungen von Männern, Vaterschaft und Geschlechtergerechtigkeit.

Tomas Wetterberg ist Sozialwissenschaftler und Sekretär des schwedischen Ministers für Geschlechtergerechtigkeit.

„Experiences from men, fatherhood and gender equality in Sweden“

Tomas Wetterberg, Stockholm

Your Excellency and dear audience, I am grateful to be here and that you have given me the opportunity to speak about what I think is most important in life, gender equality and parenthood.

I am 50 years old and I live together with my wife Kia and our two sons Sebastian, 19 and Anders, 21 years old in a town about 200 km west of Stockholm named Örebro. I have been interested in gender issues since the mid-seventies but I don't think I really understood the gender system, or as we sometimes call it the gender contract, until I became a parent. Maybe this is because, when my sons were born my wife and I shared the parental leave. We had half of the parental leave each. 6 months for my wife and 6 months for me. In 1983 and 1985 there were not so many men taking this practical responsibility even in Sweden. In my neighbourhood, for example, I was the only father who was at home with the children when my wife was at work. That gave me a lot of experiences in these issues. In gender equality issues and in the experience of being a man doing traditionally female duties and also in the way a lot of people wanted me to go back to the old way of being a father. Be a breadwinner instead of doing women's duties.

In 1985, in Sweden as a whole, about 6 % of all the parental allowances were used by men. Even though we had had the opportunity since 1974 when the "motherhood allowance" was replaced by a parental insurance scheme. This has been gradually expanded since then and is now 480 days in total. Each parent is thus entitled to half of the leave, but may cede his or her share to the other partner, except for 60 days generally referred to as dad's month. In fact there is also a part as 60 days for the mother, if the family decides that the father is the one who should stay home for the most of this parental leave time. But we talk more about the "dad's month". Today there are also discussions in Sweden about whether we should expand the "dad's month" by another month or many more months.

One of the experiences I made by being the only man in places that are built up from what is normal for women, was that wherever I went together with my sons there were a lot of women who kindly wanted to help me with my children. The question they all had, in my interpretation, was if a man really could do this himself. Changing diapers, consoling the child and other things that were unusual, even in Sweden, for men those days. I can still remember the women looking at me and hear them whisper that *this is not a man's business*. You can still hear whispers like this in Sweden even if it is not that common today. At least not in public: it is far too sexist to say something like that in public today. Unless you are a stand-up comedian.

Today, after the Government has conducted a number of campaigns aimed at persuading fathers to take more parental leave, about 17 % of the total parental assurance is paid out to men. But at the same time there are about 85 % of the men who take out some part of the parental leave. One of the reasons for my wife and I was that we wanted to share the parental responsibilities including the housekeeping,

was that we wanted our sons to see and understand that men and women can do the same things in life and that all people, both men and women, have the same value as human beings. This is for us, both my wife and I *and the government in Sweden*, the most important part of democracy. It was also important for us that my wife could have the same opportunities in working life as I had. Even before my sons were born I was interested in politics and democracy issues, but with this experience, as a man and a parent, my main interests have been gender equality issues. With this interest and a lot of question I began studying sociology and gender science at the beginning of 1992.

Equality between women and men is probably the most important part of democracy, because without gender equality there is no equality. Without gender equality it is even difficult to talk about human rights. This is also the way I talk about gender equality at a conference about fatherhood. As a matter of fact, the overall objective of gender equality policy in Sweden is a society in which women and men have the same opportunities, rights and responsibilities in all spheres of life.

This means:

- Equal division of power and influence between women and men.
- The same opportunities for women and men to achieve economic independence.
- Equal terms and conditions for women and men with respect to owning their own business, work, employment conditions and career development opportunities.
- Equal access for girls and boys, women and men to education and the development of personal ambitions, interests and talents.
- Shared responsibility between the parents for work in the home and with children.
- Freedom from gender-related violence. This is maybe the most important part of gender equality. The extent of men's violence against women is a standard of how far you have reached in gender equality. And when we talk about men's violence we are talking not only about domestic violence, we are also talking about a lot of other ways of oppression, such as prostitution and trafficking in women.

In Sweden, equality refers to parity in relationships between all individuals and groups in society. Underlying this notion is the belief that all people are of equal value, regardless of sex, race, religion, ethnic origin, or social class. One of the corner-stones of equality in Sweden is equal opportunities for both women and men. Gender equality policy affects all sectors of society. That is why every minister in the Government is responsible for analysing, following up and presenting proposals concerning equality between women and men in their respective spheres of responsibility. And some of you might think that we still are left in the seventies when we talked about private life also being politics. Yes, we still think that way. One of the reasons why I am here today is that since the summer of 1999 I have been working as special adviser on men and gender equality in the division for Gender Equality at the government office in Sweden. First I worked on a special project called "Men and gender equality". And today I am working as a Secretary for the Delegation for Gender Equality in pre-school.

The initiative for the first project was taken by the former Minister of Gender Equality, Margareta Winberg.

“Is it not about time for men themselves to change the old male role?” was one of her questions.

The main issue of the project was to find out what kind of obstacles there are for men to get involved in issues that have to do with gender equality.

- Why are men so silent about men’s violence? Why are there so few men taking responsibilities for fatherhood in more practical way, like sharing the time for household work and parental leave?
- What are the obstacles for men to get into jobs like nurseries, day care centres for children and of course ...
- What hinders men to be more involved and take more practical responsibilities even with their own children?

As I said, I began the project in the summer of 1999, and it was finished in April 2002 when I wrote a report with my answers to the questions. The name of the book is “Do we want gender equality?” While working with the project I travelled all over Sweden to discuss these issues with groups of men and women and to listen to their experiences; I also had a lot of contacts with researchers in Sweden and other countries to find theoretical answers to these questions. In which ways are we solving these problems today and how are we thinking about the future? There are a lot of networks for men working at day-care centres, networks for men working as nurses and NGOs of men in Sweden. I have, for example been a member of the Male Network Association for Gender Equality against men’s violence, since the start in 1994.

There is also a fathers’ rights organisation on its way in Sweden. It is important that men who have chosen to work in places, and with duties, that are more common for women have possibilities to meet other men who are in the same situation. It is always better to have more than one of the opposite sexes working together when you want to change the structure. At the same time it is important for men to have discussions together with other men to find ways of changing their masculinity. Then we have the question of whether there are obstacles that prevent men from getting involved in gender equality issues. My project had to find the answer to this.

But today my answer is more of a new question: Do we really want more gender equality? And now I am talking about both women and men. My task also was finding out in which ways we can work with this kind of change for men. Do we still have problems with the role of men? In this I also include the question about fatherhood. Or is it the gender system that has to change so that both men and women can be free from gender roles, so we can choose our own way of how to create an individual way of living. If you think for one minute think about the topic for this conference, can we really talk about one kind of fatherhood? I think that there are many mechanisms behind this issue. But there are two structures that I want to highlight; the role of men, or as we say today hegemonic masculinity, and the structure of gender are the reasons why it is so difficult to engage men in issues we call gender equality.

The reason is that these two structures are involved in each other. There are many researchers today who are talking about hegemonic masculinity. This is what we usually call the stereotype of a man, or the male role. The young man who is growing up and searching for his identity has this stereotype to relate to when he is thinking about manhood. Maybe also his mother and his father have this stereotype in front of

their eyes? There is also a stereotype about fatherhood. He knows that a father is someone who works outside the house. He knows that a man does not stay at home and take care of small children and share the responsibilities for subsistence and household duties. Mr. Guggenbühl made this very clear to us yesterday.

And the young teenage boy thinks that if he doesn't act like a man, what can he then become? Most people think that the opposite of a man is a woman. And which boy wants to be a woman? If a boy does things that usually girls do there is often someone around who in one way or another tells this boy something about it being strange to do this. One of the corner-stones in the gender system is that we always have to think that men and women have to act in opposite ways. But this is not the case in real life. This we can see even when a boy has become a grown up man.

In a thesis recently published in Sweden a researcher asked the doctors working together with male-nurses what they think of a man working as a nurse. Two answers are common. One is when the doctors have some ideas about this man's future. When he carries out his job in a very good manner the answer was: Of course, a man as good as this man can't remain a nurse, he will soon be a doctor. And another answer is that there must be something wrong with this man, maybe he is a homosexual? In another study from Norway you can see that when a man is cleaning the house he does this in different ways to how women would have done it. Not because he has different ways of solving problems. NO, he does this because he doesn't want other men to think that he is womanlike. My interpretation, and of course also the opinion of the researcher, is that in a man's world you have to behave like other men, if you want to be a "real" man. This is also referred to, in sociology, as homo-social behaviour.

To summarise this part of my speech I would like to say that in Sweden gender equality issues have progressed fairly well, both regarding men and women. There are a lot of men who are now taking responsibility for their children and there are also a lot of men who, at home, are sharing the work with their children's mother. But because of the fact that men often still have more income than women, and because of an old-fashioned masculinity there are still a lot of negotiations and discussions in Swedish families and at workplaces. What we are doing today in Sweden is to find out in what ways we can change the structures and systems to make men and women more equal in society. One way is of course to mainstream gender equality in decision-making. But then we have to bear in mind that we are living in a gender power structure. Power has to be shared between women and men from different cultures.

One of the reasons for this is that decision-making is difficult and democracy needs more than one category of experience. With more gender equality men would not have to feel the imperative demand to perform the most and the best every time. Because of traditional masculinity roles men are dying earlier and suffering more often and at a younger age from cardiovascular diseases, cancer, respiratory diseases, accidents and violence than women do. Gender differences in health often arise from the fact that certain jobs done by men are hazardous. Generally men also neglect their health and for some men at least, their "masculinity" is characterised by risk-taking, especially for younger men (in terms of smoking, alcohol and drug taking, unsafe sexual practices, road accidents, and lack of awareness of risk). And this kind of life is common among men at the same ages as when they are fathers.

Another very important opportunity with more equality is a deeper relationship to their children. If men have the opportunity to be with their children as much as they want

to, maybe as much as the mother, they will be as good a parent as a mother in the future. And at this conference are we talking about a new kind of fatherhood or are we talking about an old kind of fatherhood?

In Sweden we have noticed that a result of the parental assurance and more gender equality there are more fathers today that really are together with their children. Studies show that men have become considerably more child- and family oriented than before. In the 1960s, only 1 per cent of men in Sweden fed, changed and looked after young children. In this respect, men's attitudes have changed dramatically. But still there is a long way to go before fathers take their chance to use half of the parental assurance. I think that if we are interested in changing the structures towards gender equality in society, we have to make changes in different parts of society. Since the 1st of December last year I have been working in a special delegation that our Minister for Pre-School Education has put together with the purpose to find out how to achieve more gender equality in pre-schools in Sweden. The reason for initiating this delegation is that today there are different expectations of boys and girls and of women and men.

Which is the role of men and the role of women? For many years the roles have been changing. In different parts of the world people are acting in different gender roles, and if we work with gender equality we believe that there are many roles a man and a woman can play. The man can be as good as a mother for the children and a woman can be as good as a man to lead a company. In some pre-schools in Sweden the staff has begun with what we call gender equality pedagogy. This means that the staff think very much about their own behaviour with the children. If the pre-school teachers expect a boy to be noisy and boisterous as they think boys usually are, they actually will be so. And if the teacher expects the girl to be nice, sweet and careful she will. For a couple of years we called this socialisation, today we know more about knowledge in people so we name it incorporation. But if we want the children to act from their own basic conditions, personal dispositions, interests and talents, they may act like the opposite sex. When we work with gender equality pedagogy we have to support, and also sometimes play with the children as the other sex usually plays. For example, in some pre-schools the teachers play with the boys the way girls usually play, and the opposite with the girls, because the children do not think of this as gender activities. This might sound strange, but with this pedagogy the children get more expanded gender roles than without this pedagogy. Maybe I should call it human roles?

In the delegation we are also going to work on the issue how to get more men involved in the work at pre-schools. Today only 2% of all the educators at pre-schools in Sweden are men. With more men working together with women the children will get better models and understand that women and men can do the same things in life. Another way of getting more gender equality and making more fathers take more practical responsibility in the family is a project that started in a small community in the north of Sweden. The initiative for the project came from a man who was going to become a father for the first time. This man was also a member of the Male Network in Sweden. But to start with, in Sweden when the woman is pregnant the antenatal clinic is offer both parents a kind of parental education. The parents meet other parents a couple of times and talk about the coming birth delivery together with the midwife. Most of the discussions in this group are about what happens to the mother before and during the delivery. Most of the men in Sweden also take part in this because they are together with the women at the birth in the hospital. And they are

interested in how to help their women in the best way. But there are also a lot of men that would like to talk with other men about the situation of how to become a father.

As you certainly understand, men do not talk about this issue, and prepare themselves, as women do during adolescence. And it is not easy to talk to one's own father. He was not an active father. The male network association came up with the idea of starting special groups for men, where they could talk by themselves, without women, about fatherhood, how to have a family and how to combine fatherhood and family life with the working life. And also about the men's fears about childbirth and what they can do to help the women best during this time. After a couple of years with these fathers' groups the result was that more fathers than before took more time with their children at home. This we could see because there is more parental leave and more parental assurance paid out to fathers in this area today than before. More and more of the midwives working at antenatal clinics around Sweden are now taking initiatives to this kind of fathers' group. And in one of the regions in Sweden all the clinics have trained men to lead these kinds of fathers' groups. And the government has also sponsored a project where the initiators of these two projects have travelled throughout Sweden to help others start groups like this. The idea with this is to make more fathers and mothers to in Sweden to share their parental leave.

If this can be done, women and men would have more equal opportunities in working life and in family life. I think that with new ways of thinking of gender equality, with education for parents, special fathers' groups where men have the opportunity to talk with other men about the coming fatherhood, with gender pedagogy in pre-schools and ordinary schools and other ways of education where we include the knowledge from gender science we hope to speed up the change of society from being a society with a little bit of gender equality to a real gender equality society. We know from different research studies that an equal society is more profitable than a non-equal society. Both when we talk about private life, the public sector and private trade and industry. In the future we hope that regardless of the fact that we are biologically different in some ways, this does not mean that we can't do the same things in life or have the same values as human beings. So ... now I have been talking about men and fatherhood, or as I prefer to name it, parenthood, and some ways of achieving more expanded gender roles. Those things are, as I see it, connected to each other and are some ways that society can work to get more gender equality. Of course I can see that this is not enough, but in twenty-five minutes you have to talk about the most important parts. Or as Michael Kimmel, a professor in sociology from New York, says in his book "The gendered society".

And I quote:

I believe that as gender inequality decreases, the differences among people – differences grounded in race, class, ethnicity, age, sexuality as well as gender – will emerge in a context in which each of us can be appreciated for our individual uniqueness as well as our commonality.

Today I think men hinder gender equality because they don't have the knowledge about this issue. Tomorrow I think men and women can't live without gender equality.

Mag. Johannes Kaup

Stellen Sie sich mal vor, ihr Abteilungsleiter oder Personalentwickler lädt Sie zu einem Mitarbeitergespräch und fragt sie als Mann: „Sie haben am 12. Juni eine Tochter bekommen, wie geht es Ihnen eigentlich damit?“ Denken Sie sich vielleicht: „Oje, die haben einen Besseren für mich gefunden. Mein Job wird frei, ich werde wegrationalisiert!“ und es steigen in Ihnen enorm viele Ängste auf. „Nein, keineswegs!“ sagt der Abteilungsleiter und er insistiert weiter: „Erzählen Sie mal, was hat sich denn nach der Geburt in Ihrer Arbeit verändert, in Ihrer Partnerschaft? Wie geht's Ihnen dabei? Können wir Sie seitens unseres Unternehmens unterstützen? Sie könnten z.B. flexibler arbeiten, sagen Sie uns, wenn Sie ein paar Sonderurlaubstage brauchen!“ Ich denke, nach so einem Gespräch würden Sie sich kräftig in den Arm zwicken und sich fragen „Träume ich?“

Der Schweizer evangelische Theologe Andreas Borter hat diesen Traum. Er hat sich im Bereich Genderarbeit weiterbilden lassen, er ist Supervisor geworden, und arbeitet als Organisationsberater im Bereich des persönlichen und betrieblichen Kompetenzmanagements. Andreas Borter hat für Betriebsverantwortliche ein „Handbuch Väterarbeit“ herausgebracht, ein Manual, das den anfangs geschilderten Traum ermöglichen soll, und es gibt in der Schweiz einige Unternehmen, die sich im Sinne von „Corporate Social Responsibility“, also ethischer Verantwortung gegenüber Vätern, das auch wahrnehmen.

„Väter und Betriebe – auf der Suche nach dem Gleichgewicht“

Andreas Borter, Burgdorf/Schweiz

Auch von meiner Seite zunächst herzlichen Dank für die Gelegenheit an der 1. Europäischen Väterkonferenz einen Beitrag zum Diskurs leisten zu können.

Lassen Sie mich, bevor ich zu meinem eigentlichen Thema komme, zunächst etwas Generelles über den Kontext dieses Schweizer Beitrages und über meinen persönlichen Hintergrund ausführen: Der Schweizer Beitrag kommt aus einem Land, welches einerseits zu den reichsten Ländern der Welt gehört, welches aber andererseits aus väterpolitischer Perspektive als eigentliches Entwicklungsland bezeichnet werden muss – und dies, obwohl an der Wiege seiner Geschichte eigentlich mit Wilhelm und Walterli Tell eine Vater-Sohn-Beziehung stand... Zwar formuliert die Schweizerische Bundesverfassung als Grundlage unserer Rechtsordnung in Art. 8 nicht nur die Gleichberechtigung von Frau und Mann, sondern formuliert sogar einen gesetzlichen Auftrag, für die rechtliche und tatsächliche Gleichstellung auch im familiären Bereich zu sorgen. Davon sind wir aber noch meilenweit entfernt – nicht zuletzt gerade auch im Hinblick auf die Rechte der Väter. Ein paar Beispiele: der übliche Vaterschaftsurlaub in den kantonalen Verwaltungen unseres Landes beträgt 2 Tage - der Anteil von teilzeitlich berufstätigen Männern liegt in der Schweiz gerade mal bei 11 % - von einer gesetzlich verankerten Karenzmöglichkeit für Väter sind wir noch weit entfernt.

Eine Balance also - um mein Thema aufzunehmen - eine Balance zwischen gesetzlichem Anspruch und gelebter Realität besteht noch in keiner Weise... Trotzdem sind in diesem väterpolitischen Entwicklungsland – vor allem in der deutschsprachigen Schweiz - in den letzten Jahren eine bunte Palette von Väterinitiativen, Projekten und Publikationen zum Thema entstanden. Entwickelt haben sie sich alle gleichsam „von unten“, aus Kreisen direkt betroffener Väter. Aus einem solchen Hintergrund spreche auch ich selbst, als selbst engagierter Vater von zwei bereits erwachsenen Kindern und als langjähriger Coach von unterschiedlichsten Vätern. Selber war ich Mitinitiator und Mitarbeiter eines größeren schweizerischen Väterprojektes, welches, getragen von der Gesundheitsförderung Schweiz, in den letzten 2 Jahren das Thema der Vereinbarkeit von Beruf und Familie vor allem im betrieblichen Kontext zur Sprache brachte.

Es ist auch auf Grund der Arbeit in diesem Projekt, dass ich den Begriff des „Gleichgewichts“ ins Zentrum meiner Ausführungen stelle: „Hallo Pa“ ging von der Einsicht aus, dass viele Väter eine zunehmende Fülle von Anforderungen und Erwartungen ausbalancieren müssen. Wir wollten und wollen allerdings das Finden dieser Balance nie nur als individuelles Problem und als eine persönliche Verantwortung eines Vaters sehen, sondern wir sprechen neben der persönlichen immer auch von der Suche nach einer politischen und einer betrieblichen Balance in diesem Themenfeld. Hilfreich und leitend in unserer Arbeit ist uns dabei das Balance-Modell des Tübinger Sozialwissenschafters Reinhard Winter. Sein im Bereich der Jungenarbeit entstandenes Variablen - Modell lässt sich gut und Gewinn bringend auf die Vereinbarkeitsthematik von Vätern adaptieren. Grundlegend bei Winter ist der durchgängige, ressourcenorientierte Ansatz, welcher nicht bei den von außen definierten Defiziten ansetzt, sondern konsequent das Bestehende ernst nimmt und das bereits Vorhandene aufwertet und ergänzt. Gerne zeige ich Ihnen im Folgenden kurz auf, was dies für unsere Suche nach einem Gleichgewicht zwischen beruflicher

und familiärer Arbeit in den verschiedenen angedeuteten Dimensionen bedeutet. Auch hier möchte ich Ihnen jeweils ganz konkrete Ideen und Beispiel aus unseren Initiativen vorstellen.

Persönliche Balance: Beim Reden über die persönliche Balance von Vätern muss sicher zunächst etwas darüber gesagt werden, wer die Väter sind, von denen ich rede, d.h. welche Väter wir durch unsere Projekte in erster Linie erreichen und auch dazu befragen, wie es diesen Vätern vor allem auch gesundheitlich geht. Die „Hallo Pa“-Väter sind – um bei der 2. österreichischen Männerstudie anzuknüpfen - nicht nur Väter aus der Kategorie der „modernen“ Männer, sondern sie sind vor allem auch der Kategorie der „Unbestimmten“, wie die Männerstudie es nennt, der „verunsicherten“ Väter zuzurechnen : Schichtmässig sind es auch bei uns eher mittelständische bis Oberschichtliche Väter. Beziehungsmässig wollen diese Männer gute, vollwertige Väter, interessante Partner, aufmerksame Söhne und Schwiegersöhne und interessante Kollegen sein. Im Beruf sind sie nicht ohne Karriereambitionen, und wollen ihrer Familie einen erheblichen Lebensstandard sichern – was in vielen Fällen von den Partnerinnen als Selbstverständlichkeit erachtet wird. Bei Befragungen geben viele dieser Väter an, dass sie eigentlich gerne nur teilzeitlich arbeiten würden, dies aber aus verschiedensten Gründen nicht möglich sei... In der Hausarbeit sind sie hilfsbereit und willig – aber sehr oft ohne eigenständiges Profil.

Wie es nun diesen Vätern gesundheitlich geht, wissen wir recht schlecht. Entsprechende Statistiken und Studien sind in unserem Land noch sehr rar. Einen Männergesundheitsbericht – wie er kürzlich durch die Männerpolitische Grundsatzabteilung für Österreich herausgegeben worden ist - gibt es in der Schweiz noch nicht, und auch dort, wo Männergesundheit wissenschaftlich bearbeitet ist, findet sich die Kategorie „Vater“ als Untersuchungsbereich kaum (dies ist mir ebenfalls und auch im österreichischen Männergesundheitsbericht aufgefallen..) Aus einer im Jahr 2000 vom Schweizerischen Staatssekretariat für Wirtschaft durchgeführten Studie wissen wir jedoch, dass bei den Faktoren, welche Stress am Arbeitsplatz zur Folge haben, die Schwierigkeiten in der Vereinbarung von Familie und Beruf als Ursache an zweiter Stelle stehen... Insbesondere wichtig – auch für das Gespräch mit Betrieben und Versicherungen - wären für uns z.B. verbindliche Daten, wie es Vätern in Trennung und Scheidung gesundheitlich geht.

Ebenfalls erhellend wären generelle Angaben über die Befindlichkeit werdender und eben gewordener Väter. Die Vermutung liegt nahe, dass sich in diesen Lebenslagen der Druck und die gesundheitliche Anspannung erhöhen, und dass versucht wird den entsprechenden Druck nicht mit einem Weniger sondern mit einem Mehr an beruflicher Aktivität zu bewältigen... Grundsätzlich stellen wir fest, dass die Balance, in der diese Väter leben, sehr verletzlich ist und vor allem oft verbunden ist mit stark erlebten Abhängigkeitsverhältnissen auf struktureller und persönlicher Ebene. Was wir nun versuchen, ist, diese Väter zunächst einmal einfach in ihrer mehr oder weniger großen Verunsicherung ernst zu nehmen, anzuhören, aber auch zu begleiten und herauszufordern. Eine methodische Form, wie ich selbst dies zu realisieren versuche, ist der Ansatz nicht bei den eigenen und den fremden Erwartungen, sondern bei den historisch gewachsenen Vorstellungen und Bildern. Ich denke, es ist in der Väterarbeit noch viel zu wenig gerade auch mit dieser historischen Dimension gearbeitet worden: Über Jahrhunderte gewachsene Väterbilder und gesellschaftlich verankerte Vorstellungen von Väterlichkeit können nur dann dekonstruiert und verändert werden, wenn sie auch historisch bewusst

gemacht, analysiert und gezielt weiterentwickelt werden. Es ist wichtig sich zu vergegenwärtigen, dass heutige Väter in der Vereinbarkeitsthematik nicht nur mit ungewohnten Lebensformen konfrontiert sind, sondern dass sie zudem ein hohes Maß an Orientierungs- und Anpassungsleistungen auf der Werteebene leisten müssen. Aus diesem Grund arbeiten wir auch gerade mit kultur- und familiengeschichtlichen Elementen, wie der Arbeit mit Fotografien der eigenen Väter und Urväter.



„Soldat mit Tochter“, 1917, Sammlung Binkert

Ebenfalls eine wichtige Kategorie bei unserem ressourcenorientierten Ansatz ist die Arbeit an „Stärkenprofilen“: Konkret heißt das die Dokumentation und Analyse von „Vaterkompetenz“ an Hand von Beispielen aus dem Vateralltag. Auf diese Weise wird eine neue Gewichtung von Vaterleistungen vorgenommen und zugleich ein methodischer Ansatz verfolgt, den Männer eher aus dem beruflichen Umfeld kennen: Mit der Rede von Vaterkompetenz, von Schlüsselqualifikationen, von „benchmarking“ und Zielerreichung im Zusammenhang mit dem Vaterseins, kann die Thematik rein sprachlich auf eine Ebene gehoben werden, welche eher mit Professionalität assoziiert und dementsprechend anders bewertet wird.

In diesem Zusammenhang sind denn auch entsprechende Instrumente entwickelt worden, welche heute auf betrieblicher Ebene, wie ich noch zeigen werde, direkte Verwendung finden. Die Analyse des Vaterpotentials soll einerseits den Grad der Abhängigkeit der Väter verringern und zudem zu einem Befund über die zu fördernden Handlungsfelder führen: Väter sollen dabei eigene Konturen ihrer Väterlichkeit entwickeln, ein eigenständiges Profil im familiären und häuslichen Alltag entwerfen und sich gerade in diesem Bereich aus dem wohl behüteten Garten der Weiblichkeit e“Mann“zipieren.

Konkret wird in dieser Arbeit in einem Aktionsplan festgelegt, welche die zu entwickelnden Felder der Väterkompetenz sind und wo ich welche Unterstützung zu Erreichung der gesteckten Ziele benötige. Väterarbeit zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie wird damit zu einem Coaching-Angebot in konkreten Teilbereichen: so wurde eben unter dem Titel „value care“ ein größeres Projekt gestartet zum gezielten Coaching von Vätern im Bereich der Hausarbeit. Auch im Bereich „Ferien“ haben wir in Zusammenarbeit mit dem größten Ferienanbieter der Schweiz ein Coaching-Angebot für getrennt und geschieden lebende Väter entwickelt und als Sozialprojekt in diesem Jahr erstmals breit realisiert.

Ein wichtiger methodischer Ansatz ist für uns immer wieder – wie der Projekt-Titel, die Anfrage: „Hallo Pa“ besagt – die Kinderperspektive einzunehmen und aus dieser Kinder-Optik heraus auf die Väter zuzugehen: Hier liegt Motivationsenergie, um aktiv zu werden und das Vatersein agendarelevant zu machen:



aus einer öffentlichen Kampagne im Kanton Aargau, CH

Von hier aus ist denn auch der Weg nicht mehr weit in den politischen und den betrieblichen Diskurs.

Damit nun noch kurz zur Suche nach der politischen Balance:

Wie eingangs erwähnt befindet sich der politische Diskurs zur Väterthematik in unserem Land noch ganz am Anfang und hat noch kaum einen Platz in der Debatte von Parteien, Gewerkschaften oder Arbeitgeberverbänden gefunden. Die Balance kippt nach wie vor in Richtung eines marginalen Themas von ein paar sozialen Interessengruppen. Politisch profilieren kann sich mit dem Thema anscheinend niemand, vor allem kein Mann. Wir haben kürzlich nach Vorstößen im Bundesparlament in den letzten 10 Jahren gesucht, welche Rechte und Pflichten als Vater betreffen, und haben dabei herausgefunden, dass es kaum entsprechende Initiativen gibt, und dass sie, wenn es sie gibt, sie meistens von Frauen stammen. Ganz wichtig für uns wäre deshalb auch etwas von dem, was sie hier realisiert haben, die Integration der Thematik in ein Bundesamt und damit die „Normalisierung“

und Neubewertung des Themas im politischen Diskurs. Um in diesem Prozess auch bei uns ein Stück weiter zu kommen, ist es entscheidend, neue thematische Zugänge zu finden und ungewohnte Zusammenhänge in diesem Bereich aufzuzeigen.

Die Vereinbarkeitsthematik ist bei uns, wie sicher in andern Ländern auch, stark von offiziellen Gleichstellungsstellen ausgegangen und wird damit nach wie vor zum Frauenthema gemacht. Es ist äußerst schwierig und auch politisch heikel, sich in diesem Rahmen als Väter einzubringen und zu positionieren. Das aktuellste Beispiel aus der Schweiz zu diesem Thema ist die in diesem Monat statt findende Volksabstimmung zum Thema Mutterschaft. In einer fast in allen Kreisen als fortschrittlich taxierten Vorlage wird der längst fällige Anspruch von erwerbstätigen Frauen auf einen Lohnersatz bei Mutterschaft geregelt. In der ganzen Debatte um die Vorlage spielt die Väterthematik überhaupt keine Rolle, ja, sie muss sogar direkt vermieden werden um – vor allem aus finanziellen Erwägungen - nicht noch die Rechte der Mütter zu gefährden. Die Vorlage trägt den bezeichnenden Titel „Erwerbersatzgesetz für Dienstleistende und bei Mutterschaft“ und die Vorlage weist damit einmal mehr den Geschlechtern ihre angestammte Rolle zu; den Müttern den Dienst an der Familie und den Männern den Dienst in der Armee...

Eine andere Dimension in die politische Debatte hat nun aber doch in diesem Jahr ein viel beachtetes Buch des Wirtschaftsjournalisten Beat Kappeler gebracht: In seinem kurzen, gut leserlichen Buch geht er von der These aus, dass, falls die Väter nicht beginnen Windeln zu wechseln, in Zukunft die Renten nicht mehr gesichert sein werden. Kappeler zeigt auf einfache und eingängige Weise den wirtschaftlichen Zusammenhang zwischen dem bisher tot geschwiegenen „Gebärstreik“ von Schweizer Frauen und den fehlenden Rentengeldern auf, und er verknüpft das Ganze mit dem Thema der Arbeitsbedingungen von Vätern. Die Väterthematik wird so geschickt mit der gesellschafts- und vor allem finanzpolitischen Ebene verbunden. Diese Argumentation erhält im Moment zumindest in den Medien eine recht große Aufmerksamkeit. Interessant ist dabei, dass auf die Weise gleichsam eine neue Farbnuance in den Diskurs Eingang findet und auch über herkömmliche parteipolitische Positionen einen Dialog eröffnet.

Ermutigt unter anderem durch das Buch von Kappeler bilden sich, wiederum typisch für die Schweiz, im Moment verschiedene lokalpolitische Initiativen, welche die Suche der Vereinbarkeitsbalance aus Vätertsicht an die Öffentlichkeit tragen und sie ganz konkret mit den lokalen Gegebenheiten verbinden: So findet z.B. in der Kleinstadt, in welcher ich lebe, in diesem Jahr eine „Väter-Verträglichkeitsprüfung“ aller Kandidierenden für das lokale Parlament und die Stadtregierung statt: Aktive Familienmänner befragen dabei auf schriftlichem Wege alle Kandidierenden bezüglich ihrer Haltung in der Vereinbarkeitsthematik und z.B. nach ihrer Bereitschaft, die Väterfreundlichkeit der Anstellungsbedingungen in der Stadtverwaltung zu verbessern. Solche Initiativen finden im Moment großes mediales Interesse und stellen ihrerseits ein Stück Balance her in der Zusammenarbeit mit lokalen Frauenorganisationen, welche einerseits dankbar sind dafür, nicht immer alleine Anwältinnen in der Vereinbarkeitsthematik zu sein. Ob sie andererseits wirklich bereit sind, die politische Anwaltschaft für das Thema auch wirklich mit Männern partnerschaftlich zu teilen, steht noch auf einem andern Blatt.

Zur Betrieblichen Balance: Persönliche und politische Bewusstseinsbildung bilden meiner Meinung nach die Grundlage, um die Vereinbarkeitsthematik auch auf

betrieblicher Ebene nachhaltig zur Sprache bringen zu können: Betriebe, welche sich nach unserer Erfahrung in der Väterthematik engagieren, sind Unternehmen, die in irgendeiner Weise auch eine sozialpolitische Vision haben und in diesem Zusammenhang einen Beitrag leisten wollen. Oder aber, sie werden z.B. als KMU schlichtweg von einem persönlich sehr engagierten Familienvater geführt, der seine entsprechenden Vorstellungen umsetzt. Von den Bemühungen, einen Betrieb davon überzeugen zu wollen, dass eine väterfreundliche Betriebsorganisation sich auch wirtschaftlich auszahle, halte ich wenig. Auszahlen werden sich entsprechende Maßnahmen wohl eher indirekt, indem sie, wie entsprechende Untersuchungen zeigen, vor allem die Zufriedenheit der Mitarbeitenden fördern.

Vor allem öffentliche Verwaltungen und Dienstleistungsbetriebe in unserem Lande, welche der Zufriedenheit ihrer Mitarbeitenden besondere Beachtung schenken, haben in letzter Zeit besondere Maßnahmen zur Förderung der Väterzufriedenheit eingeleitet. Dies zum Beispiel in meinem Kanton im Anschluss an eine Befragung aller Verwaltungsmitarbeitenden, welche aufzeigte, dass die Unzufriedenheit bezüglich Vereinbarkeitsmöglichkeiten von Beruf und Familie bei Vätern weit höher liegt als diejenige bei Müttern: berufstätige Mütter scheinen bessere Wege zu finden, um das Vereinbarkeitsproblem zu lösen. Vätern wird die Möglichkeit von Teilzeit zum Teil schlichtweg nicht zugetraut und so auch nicht angeboten. Eine Untersuchung bei einem großen multinationalen Schweizer Unternehmen im Hinblick auf Lohngleichheit von Frauen und Männern hat erstaunlicherweise zu Tage gebracht, dass im Bereich Teilzeitstellen nicht die Frauen sondern die Männer lohnmäßig benachteiligt werden: Den Teilzeit arbeitenden Männern wird anscheinend unbewusst schlichtweg weniger zugetraut: sie sind halbe Portionen... In unserer Projektarbeit mit Betrieben hat sich deutlich gezeigt, dass es darum geht, vor allem auch auf der Ebene von Führungskräften und Betriebsverantwortlichen entsprechende Informationsarbeit zu leisten und die Thematik vor allem auch so kommunizieren, dass sie für den betrieblichen Alltag verständlich und relevant wird. Aus diesem Grunde ist auch unser Handbuch „Väter-Arbeit“ entstanden, welches bewusst einen Beitrag in dieser Richtung zu leisten versucht.

In Zusammenarbeit mit der staatlichen Aktion „Fairplay at work“ und einer Schweizerischen Fachstelle für den Themenbereich Familie und Beruf, sind spezielle Unterlagen bezogen auf Väter entstanden. Es hat sich dabei erneut gezeigt, wie wichtig es gerade auch auf der betrieblichen Ebene ist, das Väterthema spezifisch zu bearbeiten und es nicht in der allgemeinen Thematik der Familienfreundlichkeit aufgehen zu lassen. Betriebe haben in unserem Projekt die Erfahrung gemacht, dass es nicht riesige Aktionen braucht, um die Zufriedenheit der Väter zu erhöhen, sondern dass auch kleinere Maßnahmen wie zum Beispiel die bewusste Förderung von Schulbesuchen durch Väter während der Arbeitszeit Signalwirkung zeigen können und plötzlich ein sehr großes Gewicht erhalten. Personalverantwortliche sind unserer Erfahrung nach im Moment zu gewinnen für konkrete, begrenzte Aktionen, welche natürlich vor allem nicht mit einem großen finanziellen Aufwand verbunden sind: So hat der Schweizerische „Töchertag“, an welchem Töchter ihre Väter an die Arbeit begleiten, in der Schweiz eine breite betriebliche Akzeptanz gefunden. Wichtig ist es vor allem, durch bewusst gestaltete und vor allem von der obersten Führung gestützte Aktionen die Väterthematik eben nicht salon- sondern „betriebsfähig“ zu machen und die in der Männerkultur tief verankerte Spaltung zwischen dem beruflichen und familiären Bereich zu durchbrechen.

Es geht um einen entsprechenden Kulturwandel bis in die oberste Etage. Nach und nach beginnt auch in der Personalführung das Verständnis für die in der Familienarbeit erworbenen Kompetenzen zu wachsen, und mehr und mehr gewinnen auch hier familiäre Erfahrungen an Gewicht für die berufliche Laufbahn. So verlangt die Stadt Bern zum Beispiel, dass jede neu auszuschreibende Stelle die Kompetenzanforderungen und deren Ausprägung beschreibt: Persönlichkeits- und Sozialkompetenz nehmen dabei eine wichtige Funktion ein. Auch Väter sollen so ermutigt werden, die entsprechenden Kompetenzen zu erwerben und dies nicht zuletzt im familiären Alltag. Als hilfreich im Dialog mit Betrieben hat sich vor allem auch erwiesen, nicht auf Globallösungen hin zu steuern und nicht generell von der Kategorie „Väter“ zu sprechen, sondern deutlich zu machen, dass Väter je nach Lebensumständen und vor allem je nach Alter der Kinder unterschiedliche Bedürfnisse hinsichtlich Vereinbarkeit haben.

Vater-Sein muss demnach Einzug halten in den Kontext der Mitarbeitergespräche, und Familienplanung muss bei Vätern ein ebenso wichtiger Bestandteil der Karriere- und Weiterbildungsplanung werden, wie er es heute bei Frauen ist. Statt auch auf betrieblicher Ebene die Familienthematik den Frauen zuzuordnen, könnten gerade so innerbetrieblich neue „Interessengruppen“ entstehen, z.B. entlang der Lebensalter der Kinder: Die Interessen von Müttern und Vätern mit Kindern in einem bestimmten Alter könnten gezielter wahrgenommen und in die betriebliche Planung einbezogen werden. Neue Betriebskulturen auf dieser Basis leisten nicht nur einen Beitrag zur Balance zwischen Familie und Beruf, sondern auch zum noch nicht sehr weit gediehenen betrieblichen Dialog zwischen den Geschlechtern.

Meine Damen und Herren, Sie sehen: Auch die Tellensöhne bewegen sich!



„Wilhelm Tell“, G.Weber Richterswil um 1890. Collection Fröhlich

Mag. Johannes Kaup

Wenn Sie junge Väter heute erreichen wollen, damit sie sich vernetzen um sich gemeinsam in einer aktiven Vaterschaft zu unterstützen, wo würden Sie da suchen? Einige von Ihnen würden sagen, im Internet. Gut, aber da wüssten Sie nicht, ob Sie sich mit Nicknames oder Avataren unterhalten, ziemlich hohle Gestalten möglicherweise. Aber würden Sie diese Männer treffen, leibhaftig? Suchen Sie beispielsweise eine Gesundheitsorganisation auf, die Geburtsvorbereitungskurse gibt. Die sind sehr gut besucht, dort stehen zwar die werdenden Mütter im Vordergrund; aber Sie treffen dort auch die werdenden Väter, die sich noch gar nicht vorstellen können, was es an aktiver Gestaltungskompetenz bedeuten wird.

Diese Erfahrungen hat Eberhard Schäfer gemacht. Schäfer ist Politologe, er hat – obwohl Jahrgang 1962 – bereits einen erwachsenen Sohn und ist seit 12 Jahren Teilzeit erwerbstätig. Eberhard Schäfer arbeitet im Berliner Männerberatungsverein „Mannege“, dort leitet er seit zwei Jahren ein Projekt namens „Familienbildung für Väter“. Schäfer will Vätern Mut machen, aktiv Vaterschaft zu gestalten und Zusammenschlüsse von Vätern zu ermöglichen. Kommunikation und gesellschaftspolitische Meinungs- und Willensbildung sind hier seiner Meinung nach gefordert. Er spricht zum Thema „Ich bin meines eigenen Vater-Glückes Schmied!“

„Ich bin meines eigenen Väter - Glückes Schmied“ (Wie Väter in Deutschland versuchen, Familie und Beruf zu vereinbaren)

Dipl.-Pol. Eberhard Schäfer, Berlin

„Ich bin meines eigenen Vater-Glückes Schmied“, Untertitel „Wie Väter in Deutschland versuchen, Familie und Beruf vereinbaren.“ Die Betonung liegt auf „meines eigenen Glückes Schmied“ – das heißt, meine These ist, Männer werden bei diesem Versuch, Beruf und Familie zu vereinbaren, ziemlich allein gelassen und jeder versucht das dann für sich. Die Betonung liegt auf „versucht“, ob es gelingt oder nicht ist eine offene Frage, viele probieren es aus.

Mein Vortrag hat vier Teile: Ich erzähle von mir selber, wie ich mein eigenes Vater-Glück schmiedete, danach möchte ich ein paar Daten und Fakten sagen über den Trend zur aktiven Vaterschaft in Deutschland, der meines Erachtens unverkennbar ist. Dann möchte ich einige Sätze verlieren zu dem Thema, wie Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Deutschland systematisch erschwert wird und zum Schluss ein paar Ideenvorschläge machen, auch von ein paar Erfahrungen berichten, wie man die Vereinbarkeit für Väter doch besser hinkriegen könnte.

Also, zunächst zu mir selbst, wie ich mein eigenes Vaterglück schmiedete. Wie gerade schon gesagt wurde, ich bin 42 Jahre alt und darf mich glücklich schätzen, einen Sohn zu haben, der bereits 22 Jahre alt ist. Ich habe meinen Sohn aktiv begleitet, erzogen, unterstützt, versorgt und möchte Ihnen von diesen Erfahrungen ein klein wenig mitteilen - um zu zeigen was ein Vater gewinnt, wenn er sich viel Zeit für seine Kinder nimmt. Als ich Vater wurde, habe ich studiert; später habe ich dann Teilzeit gearbeitet. Bis auf zwei Jahre meines Berufslebens habe ich immer Teilzeit gearbeitet. Mein Sohn ist jetzt 22, wie gesagt, seit zwei Jahren wohnt er nicht mehr bei uns in der Herkunftsfamilie, und ich kann vielleicht auch noch erwähnen, dass ich immer noch mit der Mutter unseres Sohnes zusammenlebe, was gerade in großstädtischen Milieus – wie auch schon gesagt wurde – nicht selbstverständlich ist heutzutage. Meine Frau war, nachdem sie ihr Studium abgeschlossen hatte, immer berufstätig und fast immer Vollzeit berufstätig.

Wo fängt man an? Man fängt ganz vorne an, bei der Geburt. Ich habe meinen Sohn gebadet, wir haben damals in einer ganz primitiven Wohnung gewohnt mit Holzöfen. Unser Sohn wurde im Herbst geboren, und man musste den Ofen befeuern, man musste dafür sorgen, dass es warm wurde. Wir hatten auch kein Bad und stellten auf einem Gestell eine Kinderbadewanne auf um das kleine Kind dort ins warme Wasser zu geben. Baden – wird oft erzählt, und ich kann das bestätigen – ist für einen Säugling ein Erlebnis des Vergnügens; es wird auch tiefenpsychologisch so gedeutet, dass es das Erlebnis ist, was einen unbewusst daran erinnert an die Situation im Mutterleib, die Flüssigkeit, die Wärme. Und für mich war das ein großes Vergnügen, meinen Sohn zu baden – es war eben nicht nur ein Vergnügen, sondern es war auch eine versorgende Tätigkeit. Wenn das Kind ein paar Wochen älter ist, fängt es an zu gurgeln, zu lallen, Sprachlaute von sich zu geben. Man spricht mit dem Kind, man unterhält sich mit dem Kind, manchmal in der Babysprache, manchmal in der Erwachsenensprache – und nimmt so Kontakt zu dem Kind auf, pflegt Kontakt auf der Lautebene, auf der Sprachebene. Wickeln, füttern, Flasche geben, spazieren gehen, spazieren fahren mit Kinderwagen oder mit dem Babytuch.

Das Babytuch, bei dem man das Baby direkt am Körper trägt. gibt's heute auch immer mehr, zu unseren Zeiten war das gerade in Alternativkreisen sehr angesagt. Ich erlebe jetzt Eltern, Paare, die auch wieder das Babytuch benutzen. Man spielt körperlich mit dem Kind, man herzt es, man schwenkt es in der Luft. Man fördert das Kind, man bekommt Antworten - man bekommt immer Antworten – man bekommt ein wunderschönes Lächeln, man bekommt ein lustiges Lachen. Und in diesen versorgenden Tätigkeiten bekommt man Rückmeldung, Erfüllung, Spaß, Freude, Glück. Das Kind spricht dann ganze Sätze, das Kind wird kreativ und beschert einem unvorhergesehene Freude und Überraschung. Beispielsweise malt es plötzlich wunderschöne farbenfrohe Bilder, oder es fängt plötzlich an zu tanzen, wenn man Musik im Wohnzimmer angestellt hat – „Peter und der Wolf“ oder auch etwas gar nicht Kindbezogenes – und das Kind tanzt und singt mit. Man sieht zusammen die „Sendung mit der Maus“, man lernt interessante Dinge von Christoph, und man lacht über Hein Blöd und diese kleinen Kumpane. Man sieht zusammen im Fernsehen Tiersendungen an, die sind schön und lehrreich – aber ohne Kind würde man sie nie sehen.

Man tritt also in Welten ein, die man als ernsthafter Erwachsener gar nicht betreten würde. Meine nachträgliche Hochachtung gehört Heinz Sielmann, der immer diese schönen Tierfilme gemacht hat. Man liest „Pippi Langstrumpf“ vor oder „Karlsson vom Dach“; Schweden kann sich freuen über Astrid Lindgren und ihre riesigen Verdienste um die Kinderliteratur. Man hat das Vergnügen, schöne Kinderliteratur vorzulesen und zu lesen. „Karlsson vom Dach“ wird zur Lieblings-Hörlektüre meines Sohnes, er möchte immer wieder „Karlsson vom Dach“ vorgelesen bekommen. „Karlsson vom Dach“ hat einen Propeller auf dem Rücken und kann deswegen überall hinfliegen. Er fliegt zu Familien mit Kindern und bringt den Kindern jede Menge Unsinn bei. Er bringt ihnen bei, wie man frech ist zu den Eltern, wie man kleinen Schabernack treibt; z.B. wie man Fleischklößchen aus der Küche klaut, die die Mutter gerade gemacht hat – oder Zimtwecken, die waren immer in „Karlsson vom Dach“ erwähnt, und dann wollte mein Sohn auch Zimtwecken essen; die kannten wir nicht und dann haben wir Zimtwecken gebacken. Über „Karlsson vom Dach“ konnte er damals immer heftig und herzlich lachen. Heute lesen die Eltern „Pettersson und Findus“ vor – ich glaube, das ist auch aus Schweden – das kam erst nach unserer Zeit und soll auch sehr schön sein.

Es freut den Vater, wenn der Sohn sich freut über Lektüre, über was auch immer – man freut sich über die Entwicklung, über die Fähigkeiten, über die Kreativität, über die Überraschung, die das Kind mir als Vater und uns als Eltern bietet. Mit vier Jahren beginnt das Kind zu zählen – wenn Sie Kinder haben, kennen Sie das sicherlich; den erfreuten Ausruf „Ich kann schon bis hundert zählen!“ Zwei Tage später kann er bis tausend zählen, beginnt zu rechnen, Zahlen zu addieren, zu subtrahieren – in Zahlenregionen, erstaunlich. Woher kann er das? Wir haben ihm das nicht antrainiert, er macht das selber. Dazu gibt es dann ein Lied, ich weiß nicht woher wir das hatten. Den Anfang kann ich noch: „Tausendfuß, Tausendfuß, zählst die tausend Füße. Zählen, das ist deine Welt, bist der große Zahlenheld!“ Eine Beobachtung ganz nebenbei: Mit dem Rechnen lernen in der Schule geht diese Versiertheit mit Zahlen schnellstens wieder verloren; Rechnen wird vom Spiel zur Pflicht, vom Wollen zum Müssen. Ebenso ist es in der Schule schnell aus mit den vorschulischen, bunten und naturalistischen Tierbildern, die heute nach über anderthalb Jahrzehnten noch immer in unserer Küche hängen. Das Kind lernt blitzschnell Radfahren, bekommt ein „Rosaroter Panther“-Rad zum Geburtstag; Radfahren wird eine unserer gemeinsamen Leidenschaften. Wir werden viele große

und kleine Fahrradtouren gemeinsam machen und auch mehrere Fahrradurlaube, mal mit und mal ohne Mama. Oft fahren wir viel schneller, als die Mutter es erlauben will, und deswegen macht es uns beiden besonders viel Spaß. Wir haben von Herrn Guggenbühl über die größere Risikofreudigkeit gehört, die Väter im Spiel mit ihren Kindern anscheinend zeigen; vielleicht ist das ein Beispiel dafür. Allerdings haben Mutter und Vater gemeinsam den Sohn zum Tragen eines Helmes motiviert.

Gemeinsam die Anstrengung eines langen Aufstiegs zu meistern und dann zusammen ein kurvig-sträßchen herunter zu donnern; das gehört zu den Momenten des Glücks von Vater und Sohn. Natürlich zählen unsere Fahrräder und die der anderen zu den auch von Guggenbühl erwähnten Objekten, denen wir eine Seele zuschreiben. „Wie schwer ist dieses Bike? Etwa nur zehn Kilo? Woraus ist der Rahmen? Welches Material? Was kostet das Fahrrad, was hat es für eine Ausstattung? Shimano XT oder gar XTR?“ Fachsimpeleien unter Männern. Natürlich stellen wir unsere Fahrräder auch in der Wohnung ab, so wie sich das gehört. Ich koche gerne und häufig, und ich weiß aus Erfahrung, was Franz, mein Sohn, gerne isst. Ich erziehe durchaus – und darauf bin ich etwas stolz – ein Stück weit den Geschmack meines Sohnes, natürlich ein guter Geschmack.

Es freut mich, ihm eine Freude zu machen, indem er Dinge zu essen bekommt, die er gerne isst. Wenn ich nach Hause komme, ist eine Standard-Frage meines Sohnes „Papa, was kochst du heute?“ Diese Frage ist Musik in meinen Ohren, sie ist ein wunderschönes Kompliment. Praktischerweise essen wir immer abends gemeinsam die Hauptmahlzeit, wenn wir alle zusammen essen können. Nebenbei, das größte Elend der Familien heute ist, dass sie immer seltener an der großen Tafel gemeinsam essen und bei dieser Gelegenheit miteinander ins Gespräch kommen und sich über das Zusammenleben verständigen. Und ich kann mich heute auch erfreuen an den Früchten meiner Erziehung in Sachen kochen. Mit sechzehn hat mein Sohn selber angefangen zu kochen und mittlerweile, als Mitbewohner einer Wohngemeinschaft, kocht er dort gerne und häufig und durchaus mit Aufwand.

Zum Schönsten am Vater Sein gehört, dass man mit dem Kind immer wieder selbst zum Kind werden kann; wenn man mit der Carrera-Rennbahn fährt und alle Vernunft fahren lässt oder ganz einfach, wenn man mit Bauklötzen oder LEGO baut. So viel an konkreten Beispielen, zusammenfassend kann ich sagen: Ich führe als Vater und leite, ich lasse mich führen, ich lasse mir auch Dinge zeigen von denen ich nichts ahnte – von meinem Sohn „Guck mal, was ich kann! Guck mal, was da hinten ist im Versteck im Garten!“ oder Ähnliches. Man begleitet den Sohn, man tröstet und unterstützt den Sohn in schwierigen Situationen, bei Trauer oder Liebeskummer. Allerdings, man tröstet – ich war persönlich beleidigt, als Herr Petri sagte, das Trösten gehörte zur Mutter-Domäne. Ich möchte das strikt von mir weisen, das Trösten ist mein Job, ist mein Job gewesen, ist mein Job immer noch; ebenso wie es die Aufgabe meiner Frau war und ist. Da lassen wir uns nicht auseinander dividieren.

Man ist Spielgefährte, man unterstützt den Sohn bedingungslos und kämpft für seine Rechte, für Gerechtigkeit für das Kind; etwa in der Schule, wann immer man den Eindruck hat, dort passiert ihm Unrecht, verteidigt man das Kind wie ein Löwenmännchen. Ich habe während der zwei Tage auch sehr viel gelernt über die Vorstellung von Kindern, wie sie sich wünschen, dass Väter sind - nah sein, da sein, Zeit haben, unterstützen, den Arm um ein Kind legen und es bestätigen und sagen „Du bist gut!“ Je älter das Kind wird, desto mehr lernt man selber vom Kind; allein schon aus der Schule, man hat das selbst ja alles vergessen. Es dauert nicht lange, bis das Kind einen selbst in der einen oder anderen Hinsicht überflügelt, sei es rein

wissensmäßig, sei es in Sachen Geschicklichkeit oder körperlicher Leistungsfähigkeit und auch in Sachen Werte, Bildung, Reife und Urteilskraft, die oft besser wird oder angemessener wird als die eigene, wo ich an vielen Stellen „Alle Achtung!“ zu meinem Sohn sagen kann.

Das ganz große Glück des Vater Seins, meines Vater Seins, ist das Glück einer insgesamt gut verlaufenen Entwicklung. Aber es ist nicht nur die Bilanz, aus der ich mich als glücklicher Vater sehe, sondern es war der ganze Prozess. Ich konnte und kann beinahe täglich als Vater Glücksmomente erleben. Ich spreche hier über das Glück des Vater Seins und darüber, dass es schön ist, Kinder zu haben. Natürlich, wenn Sie Eltern sind, wissen Sie, dass es auch Momente, Tage oder Phasen des Unglücks und Zeiten der Sorge gibt, z.B. wenn das Kind zum ersten Mal alleine den Weg zur Schule geht. Schafft er das? Wird ihm unterwegs was passieren? Oder als wir das erste Mal abends weggehen und ihn alleine zu Hause lassen; natürlich alles nach Absprache und alles mit seinem Einverständnis und alles dreimal geklärt und verabredet. Trotzdem, ihm ging es wunderbar, und wir haben Ängste noch und nöcher ausgestanden. Sorgen, wenn er mit dreizehn, vierzehn Jahren in der Großstadt Berlin, in der wir leben, mit den Jugendgangs in dieser Stadt konfrontiert wird; eine Phase, die durchaus drei, vier Jahre dauert, und wo man öfters mal Angst bekommt, gerade wenn man wieder was hört. Sorgen schlicht und einfach bei Krankheit, wenn er vierzig Fieber hat. Sorgen später in der Jugend, wenn es zum Kontakt mit Drogen kommt, Marihuana, oder wenn er das erste Mal mit Freunden ohne uns in den Urlaub fährt. Geht das etwa alles gut, machen die auch nicht zu viel Unsinn? Wenn er Berg steigt, was er seit einigen Jahren mit Leidenschaft tut - und immer anspruchsvoller und immer höher und immer felsiger; und man fragt dann immer nach Netz und doppeltem Boden und der richtigen Sicherung.

Aber mein Anliegen war, hier vom Glück mit Kindern zu sprechen, vom Glück des Vaters mit dem Kinde. Bleibt vielleicht noch die Frage, was mich diese Entscheidung für Teilzeiterwerbstätigkeit gekostet hat, finanziell natürlich. Jahrelange Gehaltseinbußen im Vergleich zu Vollzeittätigkeit um 30 Prozent, ich habe das nie zusammengezählt. Rentenansprüche fehlen mir natürlich, Karriereschritte fehlen mir vielleicht. Ich will meinen Weg auch nicht als Musterbeispiel darstellen, sondern als einen möglichen Weg. Für mich ist die Bilanz jedenfalls – Walter Hollstein hat vorhin das Thema Gewinn und Verlust angesprochen – ich habe viel gewonnen, ich habe eine glückliche Vater-Kind-Beziehung gewonnen; ich habe Verluste erlitten, die man in Euro und Cent vielleicht ausrechnen kann. Meine Bilanz ist, ich würde es wieder so machen. Ich stelle diese Schilderung nicht hierher, um meiner Eitelkeit genüge zu tun, sondern weil ich festgestellt habe, dass es kaum öffentliche Darstellungen von guter, gelungener Vaterschaft oder alltäglich gelebter Vaterschaft gibt. Auch für gute gelebte Vaterschaft muss es gute Beispiele geben, mehr als Pappkameraden auf sterilen Plakatwänden, wie es uns Professor Walter gezeigt hat. Anstatt ein Motto zu nehmen, dass da hieß „Wäre es nicht schön, dabei zu sein“, wäre es vielleicht besser, konkrete Beispiele zu zeigen, wie schön, bereichernd und erfüllend es ist tatsächlich dabei zu sein – deshalb dieser Versuch. So war ich meines eigenen Vater-Glückes Schmied; man muss es ja nicht nachahmen aber man kann sich daran orientieren, Orientierung wird gesucht. Und ich meine, so ähnlich wie Tomas Wetterberg es gerade gesagt hat, es gibt nicht DIE Vaterschaft, sondern es gibt viele mögliche Arten Vaterschaft heute zu leben – und mein Weg ist einer davon.

So viel zum Glück des Vater Seins von meiner eigenen Seite, jetzt wollte ich Ihnen einige Daten und Fakten mitteilen über Männer und Väter in Deutschland und daraus die Schlussfolgerung ziehen, dass es einen gewissen Aufbruch gibt unter den Männern und Vätern in Deutschland, den man nutzen kann für die Umsetzung von Konzepten für die aktive Vaterschaft.

In der repräsentativen Männerstudie von 1999 mit dem programmatischen Titel „Männer im Aufbruch“ haben die Autoren gefunden, dass etwa 20 % der Männer als sogenannte „neue Männer“ klassifiziert werden können. Als neue Männer wurden diejenigen bezeichnet, die positive Aussagen zur Geschlechterdemokratie machen, etwa „Frauen und Männer sollen sich an Hausarbeit und Kinderversorgung gleichberechtigt beteiligen“. Bestätigt werden diese Aussagen z.B. durch die aktuelle Zeitbudget-Studie des statistischen Bundesamtes. Die Bundesfamilienministerin Renate Schmidt hat diese in dem Sinne zusammengefasst, dass etwa 30 % aller Männer heute eine bessere Vereinbarung von Familie und Beruf wünschen, und dass eine ebenso große Anzahl bereit sei, ihre Arbeitszeit zu Gunsten der Familie zu reduzieren. In Wertestudien hat sich gezeigt, dass der Wert Familie heute bei den meisten Männern in Deutschland an höherer Stelle steht als der Wert Arbeit. Der Väterforscher Fthenakis, der hier auch öfter schon erwähnt worden ist, hat in dem ersten Band zur Väterstudie, aus der Frau Peitz uns auch Ergebnisse vorgetragen hat, festgestellt, dass 67 % der deutschen Väter sich heute als eher als Erzieher ihrer Kinder sehen, nur 33 % entsprechen noch dem klassischen Bild des Ernährer-Vaters. Diese Aussagen nur als Schlaglichter passen mithin zu den Ergebnissen, die wir hier von Frau Schlaffer gehört haben über junge Menschen in Österreich, mit einem hohen Maß an egalitären Einstellungen und Werten. Ich finde das bemerkenswert. Die Männer und Väter sind deutlich in Bewegung in Richtung zu mehr geschlechtergerechter Arbeitsteilung, mehr Hinwendung zu Kindern und Familie und zumindest der geäußerten Bereitschaft zum tendenziellen Rückzug aus der Berufsrolle. Diese Situation, so möchte ich sie zusammenfassen, ist die bisher nicht gekannte Chance zu mehr Geschlechterdemokratie. Und Männer erklären aus freien Stücken ihre Bereitschaft zu mehr Partnerschaftlichkeit und müssen nicht dazu gezwungen werden und müssen nicht erst dorthin gebracht werden; eine Situation, die, wie ich finde, kluge Familien-, Geschlechter- und nicht zuletzt auch Arbeitsmarktpolitik nutzen sollte.

Noch ein Wort zur Elternzeit: Es gibt in Deutschland die Regelung, dass Eltern während der ersten sechs Lebensjahre ihres Kindes in Elternzeit gehen können. Diese ist rechtlich nicht so ausgestaltet wie die Elternversicherung in Schweden mit einer Lohnersatzleistung von etwa 80 %, sondern es gibt das Erziehungsgeld, was immer relativ niedrig ist und niemals den Einkommensausfall kompensiert und seit neuestem auch noch an enge Einkommensgrenzen gebunden ist. Doch immerhin, vor einigen Jahren gab es einige Flexibilisierungen und Verbesserungen in der Richtung, dass Teilzeiterwerbstätigkeit leichter und besser ermöglicht wird – und seit 2004 sind 5 % derjenigen, die in Elternzeit gehen, Väter. Bis vor fünf Jahren waren es stetig über zehn Jahre hinweg 1,2 % – 1,5 %. Wir sprechen also von einer Verdreifachung, zwar auf geringem Niveau aber immerhin.

Soviel zu den Zahlen, die eine positive Entwicklung anzeigen können – nun bleibt die Frage: Warum geraten so viele Paare mit Kindern in Deutschland nach wie vor in die „Ernährerfalle“? Warum gehen so viele zurück in die traditionelle Familienform: der Mann geht arbeiten, die Frau bleibt zu Hause? Frau Peitz hat uns das auch gezeigt,

wie die Vereinbarkeit von Beruf und Familie in Deutschland systematisch erschwert wird. Herr Hollstein hat das vorhin schon erwähnt: Vereinbarkeit wird ganz und gar bislang in Deutschland nur als Frauenproblem wahrgenommen, das noch als Vorbemerkung. Die strukturellen Bedingungen für Familien und für Frauen und Männern haben sich in den letzten zwanzig Jahren kaum bewegt, kaum verändert. Typisch für Deutschland sind z.B. relativ große Einkommensunterschiede zwischen Männern und Frauen, die liegen bei etwa 30 %, und typisch für Deutschland ist das sehr schlecht entwickelte System der Kinderbetreuung. Es gibt kaum eine zuverlässige Halbtagesbetreuung und so gut wie gar keine Ganztagesbetreuung für Vorschulkinder. Ebenso gehen Kinder und Jugendliche in aller Regel nur bis mittags oder bis zum frühen Nachmittag zur Schule und gehen dann nach Hause, Schulspeisung hat Seltenheitswert. Das heißt zusammengefasst, das Erziehungs- und Schulsystem in Deutschland beruht letztendlich darauf, dass jemand zu Hause auf die Kinder wartet bzw. dass spätestens mittags jemand die Kinder von der Betreuungseinrichtung abholt. Umgekehrt ist es so, dass Deutschland relativ viel Geld für Familien ausgibt, aber fast ausschließlich oder überwiegend in Form direkter Transferzahlungen an Familien – damit ist das Kindergeld gemeint und auch das Erziehungsgeld – jedoch nur sehr begrenzt in eine Infrastruktur zur Verbesserung der Situation der Familien. Länder, die wenig Transferleistungen an Familien zahlen, aber viel in die Infrastruktur für Familien investieren, sind sehr viel besser dran, was die Kinderbetreuung und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf angeht.

Und ich glaube, es sind diese beiden Hauptfaktoren – hohe Einkommensunterschiede zwischen Männern und Frauen und das schlechte System der Kinderbetreuung – die Paaren immer wieder die gleiche, ganz pragmatische Entscheidung nahe legen: Sie, die Mutter, weil sie weniger verdient, bleibt nach der Geburt des Kindes zu Hause, und er arbeitet weiter. Das hat sich - wie gesagt - seit zwanzig Jahren kaum verändert; es gibt seit zwanzig Jahren auch immer wieder Studien zu dieser Frage „Vereinbarkeit, warum läuft das so schlecht? Warum bleiben die Frauen immer wieder zu Hause?“ Es gibt immer wieder die gleichen Ergebnisse und nichts passiert. Umgekehrt – logisch, banal – damit Frauen und Männer Familie und Beruf gut vereinbaren können, müssten die Bedingungen genau anders herum sein. International vergleichende Studien, wie etwa die der österreichischen Politologin Gerda Mayer, die derzeit am Max-Planck-Institut für Bevölkerungswissenschaft in Rostock arbeitet, zeigen das.

Die Bedingungen für eine partnerschaftliche oder egalitäre Aufteilung von beruflicher Arbeit und Kinderversorgung sind gut, wenn Eltern ihre Arbeitszeit relativ flexibel einteilen können, auch untereinander, wenn es relativ geringfügige Einkommensunterschiede zwischen Frauen und Männern gibt und wenn es eine gut ausgebaute Kinderbetreuungsinfrastruktur gibt; sei es eine öffentliche, sei es eine private. Etwa, indem Großeltern Kinderbetreuungsaufgaben übernehmen oder indem es auch betriebliche Kinderversorgung gibt. Mit anderen Worten, Deutschland hat diese Aufgaben einfach brach liegen lassen. Dass auch Väter ein Vereinbarungsproblem haben, dass sie zahlenmäßig in relevanter Anzahl dieses Problem formulieren, habe ich vorhin erwähnt. Vor welchen Hürden sie stehen oder welche Probleme sich für Väter ergeben, die tatsächlich versuchen, Teilzeit zu arbeiten für eine begrenzte Zeit, dafür gibt es eine ganz neue Untersuchung von Dr. Peter Döge, deren Ergebnisse und Zusammenfassung er mir freundlicherweise vorab zur Verfügung gestellt hat. Der wichtigste Punkt, der dort zu Tage kam, ist,

dass Männer, die in Teilzeit gehen wollen, auch möglicherweise für eine begrenzte Zeit, und mit diesem Wunsch an ihren unmittelbaren Vorgesetzten herantreten, oft eine Zustimmung erhalten. Es wird verabredet, und dann geht der Mann in Teilzeit, und im Betrieb passiert sonst nichts. Das heißt, wenn der Mann von vierzig auf dreißig Stunden reduziert, wird an Aufgabenzuschnitten nichts verändert, es wird am Arbeitsvolumen der Abteilung nichts verändert. Der eine Kollege geht in Teilzeit, und auf alle in der Abteilung kommt mehr Arbeit zu.

Wozu führt das? Das führt zu Arbeitsunzufriedenheit vor allen Dingen bei den Kollegen, das führt auch zu negativen Gefühlen der anderen Kollegen gegenüber dem Kollegen, der in Teilzeit geht. Es gab auch Väter, die dann von Mobbing berichtet haben. Das ist eine sehr ungute Situation und da gibt es gerade in dem Sinne von Herrn Borter mit Coaching von Abteilungsleitern, von Führungskräften in Betrieben noch allerhand zu tun. Es ist zum einen noch Überzeugungsarbeit zu leisten, aber auch konzeptionell zu beraten, wie kann man denn damit umgehen, wenn Männer, wenn Väter in Teilzeit gehen. Welche Barrieren erfahren Männer noch, wenn sie Familie und Beruf besser vereinbaren möchten? Abgesehen von strukturellen Problemen und Problemen am Arbeitsplatz gibt es auch Barrieren in den Köpfen und in den Herzen – ja, die gibt es auch. Manche Frauen, manche Partnerinnen erschweren Vätern den Weg zur engagierten Vaterschaft. Wenn manche Väter sich bemühen, Kinderversorgung, Kinderbetreuung zu übernehmen, dann fährt ihnen relativ schnell jemand ins Handwerk und sagt „So macht man das, so geht es richtig, so geht es schneller, du tust ihm jetzt weh, lass mich mal ran!“ Wenn ein Vater diese Erfahrung zwei, drei oder viermal macht, dann wird sein Engagement schnell runtergefahren oder auch schnell beendet sein.

Ich komme zum letzten Punkt, was zu tun wäre, um Vätern die bessere Vereinbarkeit zu ermöglichen und auf diese Weise mehr Geschlechterdemokratie zu erreichen. Ich fand das gerade so beeindruckend, als Tomas Wetterberg eben hier stand und uns die politischen Agenden aufgezählt hat, was alles zu tun ist in den nächsten Jahren um in Richtung Geschlechterdemokratie und Geschlechtergleichheit noch weitere Schritte zu gehen. Ich habe eine Schere im Kopf gemerkt, man traut sich gar nicht, Anliegen an die große Politik, an die Gesetzesvorhaben überhaupt zu stellen – man kocht gleich kleiner und denkt an die kleinen Schritte. Deswegen habe ich das Problem Kinderbetreuung genannt, Ausbau der Kinderbetreuung wäre auf der Agenda.

Das Thema Einkommensunterschiede zwischen Männern und Frauen wäre ein arbeitsmarkt- und sozialpolitisches Thema, man wagt es kaum zu sagen. Was ich gerade zuletzt erwähnt habe – ich will das Problem nicht zu groß machen – dass Mütter manchmal dazu neigen, den Vätern die Initiative wieder aus der Hand zu nehmen. Ein Lösungsansatz dafür ist, Eigenzeiten für Väter und Kinder zu verabreden. Vater und Kind machen zu bestimmten Zeiten am Feierabend oder am Wochenende einfach für ein paar Stunden mal was alleine zusammen. Erstens gewinnen die Väter dadurch mehr Selbstvertrauen und mehr Routine im Umgang mit dem Kind, und zweitens müssen sie es dann auch alleine machen; und dann kommen sie stolz nach Hause und erzählen, wie toll alles gelaufen ist. Auf der betrieblichen Ebene oder auf der Ebene von Unternehmen und der öffentlichen Wahrnehmung von Unternehmen, dazu hat uns Herr Borter bereits das wesentliche gesagt.

In Deutschland gibt es die gemeinnützige Herti-Stiftung und dort das Anliegen „Beruf und Familie“. Dieses verleiht ein Audit, ein Zertifikat für Unternehmen, die Familie und Beruf für ihre Mitarbeiter gut vereinbaren können. Das ist in der öffentlichen

Wahrnehmung bisher noch sehr beschränkt gewesen, ich habe kürzlich die Information erhalten, dass im kommenden Jahr Bundeskanzler Schröder die Zertifikate für dieses Audit übergeben wird; mehr und präsenter wird diese Sache verhandelt, zur Chefsache gemacht. Das wäre kein schlechter Schritt, ich hoffe, das findet tatsächlich statt. Kindererziehung qualifiziert gerade im Sinne von Führungsqualifikation und Sozialkompetenz, und das gehört auf die Agenda für Mitarbeiterbeurteilung und für Qualifikationsbeschreibung, die man dann sogar auch in Geld ausdrücken kann. Was kann man noch tun? Auf der gesellschaftspolitischen oder symbolpolitischen Ebene könnte man wieder Kampagnen fahren, die besser sind als die damaligen mit den Pappkameraden. Es gab vor einigen Jahren im Bundesland Nordrhein-Westfalen eine kleine Kampagne mit Postkarten und Plakaten. Hier ein Vater mit seinem kleinen Säugling und da steht drauf „Mit 39 bekam er einen neuen Chef, den er über alles liebte“, und der Slogan dazu ist „Verpass nicht die Rolle deines Lebens!“

Ein anderes Motiv war wieder ein Vater mit seinem Kind „Wie oft im Leben bekommt man die Chance, ganz von vorne anzufangen?“ Wie kann man mehr Männer erreichen und somit für das Thema „Aktive Vaterschaft“ werben oder die werdenden Väter auch zum Thema Vaterschaft in eine Auseinandersetzung treten lassen? Wir in Berlin, von meiner kleinen Einrichtung, arbeiten seit zwei Jahren mit Hebammen zusammen in Geburtsvorbereitungskursen. Wir schneiden aus diesen Geburtsvorbereitungskursen etwa drei Stunden heraus und machen in diesen drei Stunden Geburtsvorbereitung nur für die werdenden Väter; also Verständigung über Fragen und Themen wie „Vater werden, Vater Sein, die erste Zeit mit dem Kind – wie will ich die gestalten, wie will ich mein Vater Sein gestalten, woran habe ich eigentlich gemerkt, dass ich Vater werde, wie will ich bei der Geburt präsent sein, was kann und will ich tun in der ersten Zeit mit dem Kind?“ Da bringen die werdenden Väter immer ihre eigenen Fragen und Interessen mit, die Erfahrung ist ganz hervorragend. Die Väter sagen häufig „Endlich mal ein Angebot, bei dem unsere Fragen, unsere Interessen, unsere Wünsche Berücksichtigung finden!“ Wir wollen das ausbauen, meine bescheidene Einschätzung ist: Geburtsvorbereitungskurse wären der ideale Ort, um werdende Väter dort abzuholen, wo sie sind. Denn es nehmen fast alle werdenden Väter an den Geburtsvorbereitungskursen teil, und wenn man sie dort packen kann, abholen kann, dann setzen sie sich auseinander mit diesen Themen und finden gleichzeitig auch gleich Gesinnte und Netzwerkpartner.

Es fehlt ein Konzept – ich würde mir ein Konzept sehr wünschen - für eine kontinuierliche Unterstützung engagierter Vaterschaft, ein Gesamtkonzept bestehend aus Maßnahmen, Kampagnen und betrieblichen Aktionen. Es gibt da und dort isolierte Maßnahmen, aber für sich genommen bewirkt jede dieser Maßnahmen jeweils nichts. Gleichwohl, eine Win-Win-Situation ist möglich; der Trend zur aktiven Vaterschaft ist gut für Kinder, ist gut für Mütter, ist gut für die Familie. Es ist eine Riesen-Chance für die Geschlechterdemokratie, und diese Chance sollte meines Erachtens genutzt werden. Der Trend zur aktiven Vaterschaft sollte gefördert und ausgebaut werden!

Podiumsdiskussion

Johannes Kaup:

Die Diskussion steht unter dem Thema „Wie kann Vaterschaft und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie politisch gefördert werden?“ Ich will nicht, dass wir hier hauptsächlich in Klagen darüber ausbrechen, was alles nicht möglich ist und nicht geschieht. Um Richard Rohr zu zitieren „Die Kritik des Schlechten ist die Praxis des Besseren!“ Wir werden natürlich über Hindernisse sprechen müssen, die Vätern die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erschweren, aber ich möchte gemeinsam mit Ihnen auch Ideen sammeln für Maßnahmen, die man in Angriff nehmen kann und konkret politisch umsetzen kann. Wir machen hier am Podium eine Gesprächsrunde, und dann möchten wir Sie mit den Fragen einbeziehen. Was macht es denn heute so schwer für Männer, Familie und Beruf zu vereinbaren? Welche konkreten politischen Unterstützungsmaßnahmen würden Sie sich für mehr Vereinbarkeit wünschen? Die erste Frage geht an den Pionier Walter Hollstein, der die Männerszene schon sehr lange beobachtet und kennt.

Walter Hollstein:

Ich mache es ganz kurz, weil ich das in meinem Referat schon alles gesagt habe. Einziger Zusatz: Als ich 1972 aus der Schweiz nach Berlin gekommen bin, hat es in Berlin riesengroße Plakatwände gegeben vom damaligen Bundesfrauenministerium, und unter jedem stand „Frauen für neues Frauenbild“. Ein Beispiel war, dass eine Frau eine große Schosstreppe hoch stürmt, und drunter stand dann „Wartet nicht mehr auf euren Märchenprinzen, sondern nehmt euer Leben selber in die Hand!“ Und so wie die Frauen ja politisch sehr stark gefördert und unterstützt worden sind in der Herausarbeitung vom neuen Bild, von neuen Zielen und Berufsqualifikationen, so wünsche ich mir - und ich denke, wenn wir in einer Demokratie leben mit Rechten für beide und mit gleichen Rechten für beide ist diese Forderung auch nur recht und billig - dass Männer auch z.B. ideologisch so unterstützt werden in der Herausarbeitung vom neuen Männer- und Väterbild. Beispiel: Dass ein Vater mit seinem Sohn gezeigt wird und darunter steht „Ein Mann, der sich um seine Kinder kümmert, ist kein Waschlappen!“ oder Ähnliches.

Johannes Kaup:

Herr Weihbischof Laun, Sie haben am Vormittag in Ihrem Vortrag gesagt, falsche Gender-Gleichheitsideologie muss gebannt werden aber auch die falsche Differenzideologie, die den Unterschied der Geschlechter in ein Werturteil umdeutet. Diese Willenserklärung habe ich bei Ihnen herausgehört, aber ich hatte das Gefühl, dass Sie auch ein ganz bestimmtes Konzept von Mann und Frau dahinter stehen haben. Sie haben heute die Vorträge gehört: Was kann aus Ihrer Sicht die Kirche tun um aktive Vaterschaft zu fördern?

Andreas Laun:

Ich denke mir, die Kirche muss bei ihren Leisten bleiben wie der bekannte Schuster, und darum versuche ich jetzt gar nicht, den Politikern konkrete Maßnahmen vorzuschlagen, die vielleicht wichtig sein könnten. Das ist der Job der Politiker und der Fachleute, die das soziale Netz wirklich verstehen und sehen, was man da und dort tun kann. Ich denke mir, die Kirche hat in erster Linie die Aufgabe diese Grundsicht des Lebens den Menschen mitzugeben. Da wollte ich doch etwas sagen

überhaupt über die ganze Frage der Berufsentwicklung und der Selbstverwirklichung und wie die Begriffe dann alle heißen mögen. Wir sind in einer unglaublich reichen und entwickelten Gesellschaft, zumindest bis jetzt, und da ist es üblich, dass man auch als junger Mensch sagt „Ja, das täte mich freuen und das täte ich gerne machen, also studiere ich und das lerne ich!“ Aber die meisten Menschen der Erde können nur nach den Notwendigkeiten fragen: „Was brauchen wir unbedingt?“

Wo also das persönliche Interesse eigentlich untergeordnet werden muss – und zwar von Mann UND Frau – dem was notwendig ist. Und ich denke mir, dass die Politik heute begreifen müsste, dass das unmittelbar bevorstehende Riesen-Problem das demographische sein wird. Und da die einzigen Menschen, die Kinder bekommen können, die wir brauchen – nicht die, die wir als Luxus oder zur Befriedigung haben, sondern die, die wir dringend brauchen – die Frauen sind, müssen wir uns daher die Frage stellen „Was brauchen Frauen, und worauf haben sie Anspruch?“. Wenn wir sie bitten, diese unverzichtbare Aufgabe zu erfüllen, und daraus würde sich eine Reihe von sozialen Maßnahmen ergeben um der Gerechtigkeit willen für die Frauen, die eben nicht alles kriegen aber alles leisten sollen. Ich möchte auch noch erwähnen, dass ja diese Vorordnung der Aufgabe vor allem für den anderen und für die Gemeinschaft natürlich ein urchristliches Prinzip ist. Du wirst dein Leben gewinnen nicht dann, wenn du am Karriere-Trip bist, sondern wenn du es hingibst für eine größere Aufgabe.

Walter Hollstein:

Was Sie gerade sagen, hört sich sicher gut an, ist wahrscheinlich auch gut gemeint aber das ist kein Weg aus der Sackgasse. Wir werden das demographische Problem, das Problem des Geschlechterkampfes nicht dadurch lösen, dass wir Frauen besser alimentieren, sondern wir werden es nur dadurch lösen, dass wir Männer genauso sehr wie Frauen in die Erziehungs- und Hausarbeit einbinden und sie ein Stück weit befreien von der Erwerbstätigkeit; also, dass sie für Kinder genauso präsent sind wie Frauen, wenn wir das als Politik weitermachen – das hat ja auch der Papst in seiner neuesten Schrift verkündet – nur Frauen bessere Bedingungen zu geben, das ist sicher gut gemeint, aber es zementiert die traditionelle Arbeitsteilung der Geschlechter, die uns überhaupt erst in diese Sackgasse geführt hat in der wir demographisch sind, in der wir sozial sind, in der wir beziehungsmäßig zwischen den Geschlechtern sind.

Johannes Kaup:

Herr Weihbischof Laun, würden Sie sagen, diese klassische Rollenteilung hat auch was für sich?

Andreas Laun:

Da müsste ich jetzt zurückfragen, um nicht in eine Falle zu tappen: Was nennen Sie die klassische Rollenverteilung? Mein Anliegen war ein bisschen ein anderes, natürlich die finanzielle Besserstellung, aber auch das ist nicht das Kerngeschäft der katholischen Kirche. Das Kerngeschäft der Kirche ist eigentlich das Denken, umdenken, neu denken, und solange wir in diesem Machtkampf-Schema stecken im Denken und den anderen gleichsam als potenziellen Feind oder Konkurrenten sehen, werden wir nie herauskommen aus der Sackgasse. Und dass gerade die klassische – was auch immer das jetzt genau sein mag – Verteilung der Aufgaben in die demographischen Probleme geführt hat, das kann doch nicht Ernst gemeint sein. Aber natürlich die andere Denkweise, die nur noch darauf ausgerichtet war „Wir – oder ich – wollen heute besser leben!“ Da stören die Kinder, und die Kinder sind

natürlich eine Investition in die Zukunft. Dann muss man sozusagen etwas leisten und etwas geben. Da habe ich auch Freunde etwas verwundert oder verärgert: Na klar sollen die Singles mehr Steuern zahlen im Verhältnis zu denen, die Kinder haben, auch die Pfarrer, auch die Bischöfe! Weil es nicht anders geht! Und für die Zukunft genügt es nicht, dass wir nur Geld an die Bank tragen und einzahlen in die Pensionsversicherung, sondern genauso wichtig ist es, dass wir Kinder haben. Und nur Frauen können Kinder bekommen, also müssen wir darüber reden, wie machen wir das, nicht deshalb, weil wir das besonders toll finden, sondern weil es notwendig ist – notwendig! Da müssen die es tun, die es können, und da müssen wir die Bedingungen so schaffen, dass es nicht eine glatte Zumutung ist. Da müsste eine ganze Reihe von politischen Maßnahmen dringend her, und darüber muss man reden.

Johannes Kaup:

Andreas Borter hat sich zu Wort gemeldet, und das möchte ich gleich mit einer Frage verbinden: Welche Chance sehen Sie denn in einer Vaterförderung für Unternehmen, die Corporate Social Responsibility, also ethische Verantwortung, ernst nehmen?

Andreas Borter:

Darf ich zuerst noch reagieren auf die theologische Debatte, weil ich mich als Theologe da natürlich auch angesprochen fühle: Ich bin sehr einverstanden, dass die Kirche bei ihren Leisten bleiben muss, und da müsste sie sich mal anschauen wie ihre eigenen theologischen Konzepte förderlich oder hinderlich sind zur neuen Väterlichkeit. Und was wirklich hinderlich ist – ich sage es sehr deutlich – ist z.B. Konzept des „allmächtigen Vaters“. Viele Väter, die versuchen ihre eigene Väterlichkeit zu leben, fühlen sich genau durch diese Konzepte immer auch wieder bedroht; gerade auch geschiedene und geschieden lebende Väter. Das könnte ich auch für Betriebe sagen: Diese Allmachtsfantasien, die wir weiter kolportieren, auch in der Vereinbarkeitsthematik – drum das Reduzieren auf kleine machbare Schritte, und da ist es überhaupt keine Hilfe, wenn die Ideologien weiter getrieben werden, die diese Fantasien der Allmacht und auch des Vater Seins in diesem Sinne kolportieren. Was wir lernen müssen, ist der Umgang mit dem unfähigen Vater, mit dem Gebrochen Sein des Vater Seins und diesem solidarischen Gott, aber dieser allmächtige Vater müsste wirklich dekonstruiert werden.

Johannes Kaup:

Wie kommen denn unsere heutig diskutierten Themen ins Parlament? Wo und wie werden Politiker und Politikerinnen über aktuelle Forschungen und Daten informiert, oder wo holen sie sich diese? Und wie kommt das dann auf die Handlungsebene?

Heike Trammer:

Da darf ich im zweiten Teil darauf antworten. Vorher muss ich sagen, scheinbar haben auch Politikerinnen Vereinbarkeitsprobleme. Darum sitze ich hier, und ich sitze sehr gerne hier für die Frau Staatssekretärin Haubner als einzige Frau – wie ich sehe – in einer Männerdiskussion. Dass es überhaupt zu so einer Diskussion gekommen ist, finde ich sensationell; dass Männer und Väter sagen, sie möchten an der Erziehung ihrer Kinder teilhaben und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie wollen. Ich kann Ihnen aus Erfahrung sagen, als Mutter zweier erwachsener Söhne, dass die Vereinbarkeit von Beruf und Familie ein Chaos sein kann, es kann die Hölle

sein. Ich war nicht immer politisch tätig, sondern vorher auch in einem zivilen Beruf, und es kostet irrsinnige Kraftanstrengung.

Für mich ist das hier ein Schritt zur Gleichbehandlung und das war auch immer unser politisches Ziel, zu sagen, gleich behandeln und nicht gleicher machen, so wie das die feministischen Fraktionen sehr gerne wollen. Wenn ich eingeladen werde zu familienpolitischen Diskussionen, dann ist das Thema Vereinbarkeit von Beruf und Familie ein reines Frauenthema. Und deswegen finde ich es großartig, dass es sozusagen zwei große Zahnräder gibt, nämlich die Frau die zu Hause ist und Kinder hat, in den Beruf möchte und die Vereinbarkeit will, und die Männer, die im Beruf stehen, jetzt sagen „Wir möchten gerne Teil haben an der Erziehungsarbeit, und wir sind diejenigen, die auf euch zukommen und sagen „Hallo, ihr Politiker oder hallo, ihr Frauen, wir möchten, wir sind auch noch da!“ Und ich glaube, wenn sich diese zwei Zahnräder annähern und ineinander greifen, kann das, was wir beabsichtigen in der Familienpolitik eine ganz große gute funktionierende Familienpolitik sein.

Nun zu Ihrer Frage: Wir haben natürlich, bevor wir diese Väterkonferenz ins Leben gerufen haben, drei Jahre lang Grundlagenforschung betrieben. Es ist ja nicht so, dass sich die Politiker irgendetwas ausdenken – sie sollen Visionen haben, das ist auch sehr gut – aber Visionen müssen auch wissenschaftlich fundiert werden, und man muss schauen, wie kann man etwas auch politisch dann umsetzen. Es ist immer ein langer Diskussionsprozess mit den Experten, mit den Analysen, die dort in Auftrag gegeben werden. Und dann gibt es zuerst einmal – das ist in jeder Fraktion so - eine innerparteiliche Diskussion. Wollen wir das? Ist das der Trend? Ist das unser Ziel? Ist das mit unseren politischen Grundsätzen vereinbar? Dann, wenn man nicht in einer Allein-Regierung ist, hat man einen Koalitionspartner und wird seine Vorstellungen mit diesem Koalitionspartner absprechen. Das geht manchmal gut, und manchmal gibt es jahrelange harte Diskussionen, manchmal kommt man zu einem Konsens und sehr häufig nicht. Manchmal geht man Kompromisse ein, und bei einem Kompromiss müssen beide Teile zurückstecken, der eine mehr und der andere weniger. Dann kommen die Medien ins Spiel und die Oppositionsparteien; der Grundsatz der Oppositionsparteien ist natürlich einmal reflexartig zu schreien „Das ist alles schlecht!“ Dann fängt man wieder an und sagt, man muss Kritik auch ernst nehmen, und wie kommen wir zu dem, was die Experten sagen und uns raten. Dann kommen die Medien, die auf der einen Seite sagen, „es ist gut“ und auf der anderen Seite irgendein Konzept wieder in der Luft zerreißen. Dann fängt man eben wieder von vorne an. Unsere politische grundsätzliche Haltung zu diesem Thema Vereinbarkeit von Beruf und Familie, sowohl für Frauen als auch für Männer, ist eines der Prämissen gewesen. Gleichbehandlung heißt wirklich gleich, und wir haben eine Männerabteilung geschaffen, die europaweit, glaube ich, sehr großes Aufsehen erregte.

Johannes Kaup:

Herr Wetterberg, wie ist es bei Ihnen gewesen in Schweden, wie konnten Sie sozusagen die Geschlechterthematik, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, auf die politische Agenda setzen?

Tomas Wetterberg:

The political agenda in Sweden is very long, I think. I don't know how long you have voting for women, but it began in 1921 in Sweden. I think, that we have had the first five women in the parliament. And at the first time they arrived to the parliament, they were discussing how to get more help for women in the way of handling the situation

in the family, and at that time social democracy was their business, and they were very together with the idea that it is important with wealth estate. And everything began at that time; and then in the sixties the most of the parties in Sweden had the same idea; it is important with gender equality, it is important with pre-schools and day-nurseries so that women could be out in the work life and have their own salary.

So, I think that independence is one of the main things for the Swedish politics from the left to the right. In 1974, when we began with parental insurance – one of the reasons for the parental insurance was of course that both, men and women, should stay at home with the child. The other important thing was that so much people as possible do work, this enhances the income of taxes and this money comes back to the society. I think it's a long history with a common sense in the political agenda and the political parties. The political parties accept one party, the Christian Democrats, but the others are very in one way or another together in gender equality.

Johannes Kaup:

Eine Zusatzfrage dazu: Mich würde schon interessieren, warum sich in Schweden offensichtlich eine Familienpolitik durchsetzen lässt, die in anderen europäischen Staaten meistens mit dem Argument endet „Die ökonomischen Rahmenbedingungen erlauben das nicht, wir haben Abwanderungen von Firmen, das ist zu teuer, das ist nicht machbar, wir sind nicht mehr wettbewerbsfähig...“ sodass die Politik die gestaltende Aufgabe aufgibt und der Ökonomie eigentlich die Ordnung der Geschlechterverhältnisse überlässt, wenn man es so will. Wieso leisten Sie da Widerstand, wieso gelingt Ihnen das?

Tomas Wetterberg:

I'm not sure if I understood the question, but I'll try. I think one of the things in Sweden is that since long time ago we have what some people call "high taxes". We work and we pay in solidarity for the pre-schools, schools, hospitals and all that kind of things and I think this independence from both men and women is very important for the wealth estate. The people together know that this is very good for all of us and I think, that is one of the reasons that it is easier – not easy, easier – that we accept not too high taxes; we accept taxes around 30% of incomes. I think that is one of the reasons.

Johannes Kaup:

Ich wollte gern Herrn Eberhard Schäfer fragen: Was würde er sich denn als Mann wünschen konkret an politischer Unterstützung - auf Ihrem Weg, den Sie erlebt haben? Es war ja nicht immer einfach, wie wir gehört haben. Es war schön, aber es war nicht einfach.

Eberhard Schäfer:

Schwer zu sagen – es würde auch komisch klingen, wenn ich jetzt im Nachhinein sagen würde: Wenn ich diese oder jene Unterstützung gehabt hätte... also im Nachhinein, die Umarmung des Sozialstaates oder so etwas. Ich habe das schon ganz gut alleine hingekriegt bzw. aus eigener Initiative. Gleichzeitig wäre eine Art unterstützende Atmosphäre, auch im Sinne von gesellschaftspolitischer Unterstützung, Wohlwollen, sicherlich hilfreich gewesen. Nicht nur fürs eigene Wohlbefinden, aber auch in dem Sinne, man ist vielleicht ein Pionier und wird dafür auch wertgeschätzt. Es ist jetzt zwar sehr hypothetisch darüber zu sprechen, aber wenn es vor zwanzig Jahren Kampagnen gegeben hätte aus dem

Familienministerium für aktive Väter – so wie Kollegen und auch ich selber das gezeigt haben – wenn man Plakate gesehen hätte „Ja, wir wollen euch so wie ihr jetzt schon seid!“ Das gibt einem ein gutes Gefühl. Wobei, man muss auch ganz klar sagen, es darf natürlich nicht bei Plakataktionen, Kampagnen und dergleichen stehen bleiben; es darf kein Etikett sein, das man auf eine Packung klebt, wo nichts drin ist. Dann muss man auch gleichzeitig tatsächlich unterstützende Maßnahmen setzen, sei es betriebspolitisch, arbeitsmarktpolitisch, sei es familienpolitisch, steuerpolitisch. An ganz vielen Ecken und Enden kann man da agieren, und mein Vorschlag wäre, sucht euch gleich mehrere Felder, bei denen ihr an den Schrauben dreht und nicht nur an einer Stelle, weil bei einer ist dann die Gefahr, dass es nicht gelingt, zu groß.

Johannes Kaup:

Sie haben zwei Vorschläge selber gebracht und zwar Einkommensunterschiede ausgleichen und Kinderbetreuungseinrichtungen intensivieren...

Eberhard Schäfer:

Ja, genau. Ich meine, das muss man gar nicht unter Förderung engagierter Vaterschaft einsortieren – das Instrument Nummer Eins, um bessere Vereinbarung von Beruf und Familie zu ermöglichen, ist schlicht ergreifend eine gute und eine zeitlich verlässliche Kinderbetreuung – ganz einfach. Man kann es auch klar sehen an Aufstellungen an Ländern, in denen das gegeben ist; dort gelingt die Vereinbarung von Beruf und Familie gut, dort ist die Frauenerwerbsbeteiligung relativ hoch, und in Ländern, wo das nicht gegeben ist, ist das eben nicht so.

Heike Trammer:

Ich glaube, dass die Kinderbetreuungseinrichtungen nur einen kleinen Teil ausmachen – es ist schon ganz wichtig, in welcher Form auch immer, ob flexibel oder mit Tagesmüttern gefördert – aber wichtig ist, glaube ich, auch die Interessensvertretungen der Wirtschaft mit einzubinden, damit auch die Wirtschaft und die Betriebe ein Umdenken erfahren. Wir haben dort einen Bundeswettbewerb ausgeschrieben für die familienfreundlichsten Betriebe, die familienfreundliche Maßnahmen setzen wie flexiblere Arbeitszeiten oder das Teleworking ermöglichen oder auch Kinderbetreuung oder zusätzliche Benefits, z.B. Einkaufsdienste, Bügeldienste etc. anbieten.

Da gibt es ja in der Fantasie der Betriebe unendliche Möglichkeiten, wie man so einen Betrieb familiengerecht gestalten kann. Es gibt eine Broschüre dieses Bundesministeriums, wo die familienfreundlichsten Betriebe – auch unter welchen Kriterien sie ausgesucht wurden – dann prämiert wurden.

Und dieses Audit, das schon angesprochen wurde, haben wir auch in Österreich – 2004 sind es ungefähr 100 Betriebe, die daran teilnahmen. Der größte Teil der Betriebe, die sich als familienfreundlich – also Vereinbarkeit von Beruf und Familie fördern – in Österreich zeigen, sind 30 – 40 jedes Jahr in Wien und in Oberösterreich. Also es wird, und das ist natürlich Aufgabe der Politik, die Rahmenbedingungen zu schaffen. Es muss allerdings auch immer bei der Freiwilligkeit bleiben; die Politik kann natürlich keine Kinder bekommen, aber die Rahmenbedingungen zu schaffen, dass Familiengründungen und Familien wieder leistbar sind, wie wir das mit dem Kinderbetreuungsgeld als einen ersten Schritt gemacht haben, mit der Elternteilzeit, auf die man einen gesetzlichen Anspruch hat in Österreich.

Das sind ja schon erste ganz große Schritte, wenn man bedenkt, dass jahrzehntelang für die Familien gar nichts getan wurde in diesem Land, sondern mehr die ideologische Karriereförderung der Frau betrieben wurde. Daher rührt eben auch dieser Geburtenknick und die Kinder, die 1960, wie dieser Geburtenknick angefangen hat, nicht geboren wurden, die fehlen uns jetzt selbstverständlich als Eltern. Daher rührt eben auch die Überalterung der Gesellschaft, und durch eine Überalterung der Gesellschaft fehlen uns natürlich auch diese Leute auf den Arbeitsplätzen – und daher ist die Wirtschaft gefordert.

Andreas Laun:

Ganz kurz zu meinem rechten Nachbarn hinüber gesprochen – ich kann das überhaupt nicht verstehen. Ich glaube an den allwissenden Gott, an den allgegenwärtigen Gott, an den allmächtigen Gott – ich glaube, dass Gott alle Menschen richten wird. Aber ich glaube von mir nicht, dass ich allgegenwärtig bin, allwissend, oder dass ich die Menschen richten werde. Es ist einfach absurd zu denken, wenn ich an den allmächtigen Gott glaube, beginne ich mit Fantasien über *meine* Allmacht; da gehöre ich in eine Nervenlinik, wenn ich damit beginne.

Aber zu den Kinderbetreuungsgeldern wollte ich noch folgendes sagen: Wir benötigen Kinderbetreuungseinrichtungen, und sie haben ihre Berechtigung, und sie müssen gut gestaltet werden. Nur, das Kindeswohl muss mitbedacht werden! Wir wissen aus der Psychologie, dass Krippen nur eine Notlösung sein können und für die Kinder absolut nicht wirklich gut sind. Das sollte man mit bedenken, es geht nicht nur darum, dass das Kind irgendwo am Sterben gehindert wird. Manchmal muss man sagen, wenn man alles abwägt, ist es besser, die Mutter bleibt bei dem Kind – *Kindern* am besten – weil das das Beste ist für die Kinder. Das Kindeswohl muss ein Gesichtspunkt sein und nicht nur die Industrie.

Johannes Kaup:

Herr Ballnik, wie sehen Sie die Diskrepanz von Studien, die Sie selber machen und der Umsetzung durch die Politik? Was würden Sie sich wünschen, was nachher sozusagen aus Ihrer Studie hervorgeht?

Peter Ballnik:

Das möchte ich jetzt kurz ausführen. Wenn man Mann-Frau-Beziehungen ansieht, dann haben wir es zur bilateralen Linie geschafft. Und bei der bilateralen Linie wäre es einfach wichtig, dass sich das Paar das selber ausmachen kann. Das ist auch etwas, was ich mir von der Politik wünschen würde: Ich bin gegen diese Gleichmacherei und diese Bevormundung. Ich finde, jedes Paar sollte das Recht haben, nach welchem Modell auch immer zusammenzuleben, die Kinder zu erziehen. Sollte der Mann ganz arbeiten, ist es in Ordnung, sollten sie es sich teilen, ist das auch in Ordnung. Ich finde, man müsste Instrumente schaffen, dass das möglich ist. Es wäre für mich ganz wichtig für die Politik, dass man endlich einmal von diesem Defizit-Mann weggeht, von diesem Defizit-Vater.

Wir haben wunderbare Väter – gehen Sie einmal durch die Straßen und schauen Sie Kinder mit Vätern an; zu 80 % werden Sie ganz tolle Szenen finden, sehen Sie da einmal genau hin. Ich denke, das haben wir alles – und was ich mir dann wünschen würde, sind Bewusstseinsmaßnahmen, wo Väter und Männer auf ihre Art reflektieren können, um sozusagen diesen männlichen, väterlichen Teil noch stärker einbringen zu können. Und ich hätte gerne, dass die Kinder und Jugendlichen nicht damit belastet werden. Die sollen Kind sein dürfen, die sollen spielen können, die sollen sich mit ihresgleichen auseinander setzen, und die sollen ein Umfeld haben, wo sie

gut leben können. Ich glaube, dass die Verantwortung von Mann und Frau – wenn sie dieses Bilaterale haben – groß genug ist, dass sie das schaffen.

Publikum:

Ich bin von den österreichischen Kinderfreunden und wollte einerseits ein Thema vorstellen und eine Frage damit verknüpfen. Die Zahlen und die Daten, die wir gestern und heute gehört haben, zeigen doch sehr deutlich, dass sich das gesellschaftliche Umfeld, in dem Väter leben, in dem Männer agieren, sich sehr gewandelt hat, und dass vor allem bei den jungen Vätern sehr viel passiert ist. Und ich glaube, das ist der Grund, warum eine Kampagne, die wir seit ungefähr zwei Jahren sehr intensiv betreiben, so dermaßen erfolgreich ist; weil einfach ein gesellschaftliches Grundbedürfnis da ist. Diese Kampagne heißt „Papa Aktiv“, eine Kampagne für aktive Väter in Österreich.

Wir haben über 30.000 Plakate aufgehängt, es gibt Elternseminare speziell für Väter, es gibt Untersuchungen, Studien, es gibt Vätergruppen, Väterstammtische und viele Aktionen. Das findet einen Zuspruch, mit dem wir ursprünglich selber nicht gerechnet haben. Eine zentrale Forderung dieser Kampagne ist die Forderung nach einem Vaterschutzmonat. Wir wollen dieses Vaterschutzmonat als eine Einstiegszeit für die Väter, die das freiwillig wollen in Österreich, haben.

Diesem Wunsch, dass es so einen Vaterschutzmonat gibt, den es in anderen europäischen Ländern schon gibt, haben sich mittlerweile auf einer Plattform mehr als 30 zum Teil sehr bedeutende Organisationen wie die Arbeiterkammer und andere große Verbände angeschlossen. Und gemeinsam mit diesen vielen Organisationen wollen wir dafür werben, dass dieses Vaterschutzmonat, dieses eine Monat Einstieg in die aktive Vaterschaft, wo einerseits die Beziehung zum Kind wachsen kann, wo andererseits die ganze Familie in dieser Umstellung – wo plötzlich 24 Stunden ein anderer Rhythmus herrscht – dass es da eine wirkliche Trägerrakete sein kann, wo auch der Staat sagt „Jawohl, wir unterstützen aktive Vaterschaft!“. Das Vaterschutzmonat wäre nicht nur eine sehr praktische, sondern auch eine sehr symbolhafte Maßnahme, die ganz konkret realisierbar ist und die Möglichkeit gäbe zu realisieren.

Johannes Kaup:

Darf ich ganz kurz Ihre Frage formulieren: Sie fragen, ob das ein praktikables Modell ist und ob das umsetzbar ist?

Publikum:

Ich wollte diese Frage an Herrn Hollstein richten; ob er der Meinung ist, dass eine derartige Zeit bei der Geburt eines Kindes sich positiv auswirken würde auf die Vater-Kind-Beziehung und auch ein Schritt wäre in Richtung Geschlechterdemokratie, die ja von den allermeisten Rednerinnen und Rednern eingemahnt worden ist?

Publikum:

An Eberhard Schäfer: Wie kommen wir wirklich vom Defizit-Vater weg?

Publikum:

Stichwort vom besseren Leben – Tatsache ist, dass jeder besser leben will; unser heutiges besser Leben ist besser Leben ohne Kinder. Was wir durchbringen müssen, ist besser Leben MIT Kindern – als Image-Werbung, sage ich mal! Wie geht besser Leben mit Kindern? Dazu allerdings, besser Leben heißt auch sicher Leben mit Kindern, in Verantwortung leben um die Not zu wenden.

Es gibt aber eine Not der Verantwortung, das ist nämlich die, dass man die Verantwortung sehr schnell beliebig verlieren kann und in der Situation ist, dass man feststellt, es ist ein schweres Leben ohne Kinder. Wir antizipieren diese Schwere des Lebens ohne Kinder, weil wir der Kinder, deren Väter wir sind, nicht sicher sein können. Wir sind der Verantwortung nicht sicher, das heißt wir müssen einfach besser Leben mit Kindern – aber auch sicher in der Verantwortung sein zu dürfen, ohne dass uns die Kinder immer wieder entrissen werden. Ich spreche aus der Perspektive eines Scheidungsvaters, von denen es zu viele gibt, und es sind immerhin in Deutschland 170.000 Scheidungswaisen jedes Jahr. Wir haben von Herrn Proksch gehört, wie viele von ihnen ihren Vater im ersten Jahr schon nicht mehr sehen. Diese Beliebigkeit, die Verantwortungslosigkeit, die hier drin steckt, die die jungen Leute heute schon antizipieren, schaffen bei uns dieses demoskopische Problem.

Meine Frage auch: Es wird immer diese Forderung nach Einrichtungen für Kinder gestellt. Die anderen sagen Nein, wir müssen es individuell belassen.

Mein Frage ist: Wäre es nicht sinnvoll, dass wir in Anbetracht des demographischen Problems in das Grundgesetz hinein schreiben, dass die oberste Haushaltspriorität Familie, Bildung und Erziehung sind und dass nicht ständig an dem Haushalt herumgerissen werden kann. Wir geben als föderalistischer Staat das Geld zurück an die jeweiligen Gemeinden und überlassen den jeweiligen Eltern individuelle Lebensentwürfe in Verantwortung für die Kinder?

Publikum:

Ich bin auch aus der Scheidungsszene und auch Vater. Ich habe an Frau Trammer folgende Frage: Wie ist es in Österreich, wenn man geschieden wird? Wird man dann wieder steuerlich Junggeselle, verliert sofort tausend Euro, hat dann womöglich noch Ehegattenunterhalt, Frau und zwei Kinder, die Wohnung noch und wie steht es so in Österreich?

Publikum:

Ich bin eine Familienhebamme der Stadt Wien, und wir sind schwerpunktmäßig für so genannte „Risikoschwangere“ zuständig, sowohl in sozialen als auch in medizinischen Belangen. Ich frage mich mit der Zeit, ob es überhaupt noch normale Schwangere gibt, denn die Problematik ist eine große.

Was machen wir? Wir machen Einzelgespräche, Paargespräche, Geburtsvorbereitung für Frauen und Paare, Stillberatung, Hausbesuche bei Stillproblemen und, wenn notwendig, in der Schwangerschaft auch Herztonüberwachung. Das Besondere, das ist alles kostenlos für Frauen. Wir sind zuständig für ganz Wien und haben auch eine türkische Kollegin dazu für 20 Stunden. Was wir tun, ist vielleicht nur ein Tropfen auf dem heißen Stein – meine Bitte wäre, dass man das österreichweit machen könnte und zwar niederschwellig. Gerade die Leute aus den einfachen Milieus tun sich besonders schwer.

Eine nächste Frage: Ich erlebe leider häufig Männer, die sich während der Schwangerschaft oder der Geburt verabschieden. Ich hätte gerne von den Fachmännern einen Rat, wie kann man besser an diese Männer herankommen?

Publikum:

Ich möchte noch mal wiederholen, wie ich euch Österreicher bewundere und euch dankbar bin, wie ihr die Führung in Europa macht, Bürgerrechte im Speziellen auszudrücken. Väter in Europa, die keine Vertretung in der Regierung haben, in der Bürokratie, existieren nicht. Ohne Bürgerrechte wird es zwischen Männern und

Frauen keine Annäherung, Versöhnung und konkurrenzfreie Partnerschaft geben können. Ohne Bürgerrechte keine Partnerschaft. Die Frauenbewegung vor 30 Jahren hat viele Fortschritte für Frauen gebracht; meine Tochter wird sicher besser verdienen in der Zukunft, und das ist gut. Meine Frage ist: Wird sich Österreich, wenn es die EU-Präsidentschaft übernimmt, stark machen für Männer- und besonders Väterpolitik?

Johannes Kaup:

Wir gehen nun in die Beantwortungsrunde. Vaterschutzmonat – an Hollstein und Ballnik gerichtet. Ist das sinnvoll und was halten Sie davon?

Walter Hollstein:

Es ist besser als nichts, nur wenn nach einem Monat die Bedingungen so sind wie sie im Moment gesamtgesellschaftlich wieder sind, ist auch nicht so furchtbar viel geworden. Es wäre ein Anfang, aber es wäre schon nötig generell zu schauen, dass es eine andere Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern gibt, die für Männer bedeutet präsenter in Familien zu sein. Aber wie gesagt, Vaterschutzmonat ist besser als nichts.

Peter Ballnik:

Mein Problem ist, dass der Vaterschutzmonat das Vater Sein zu sehr auf die Geburt fixiert. Ich finde, der Vater hat auch sonst noch ganz viele wichtige Aufgaben. Es geht darum, aus der Triade mit der Mutter zu kommen, es geht darum bei den Übergängen präsent zu sein und dort das Kind in die Welt zu begleiten. Und wenn man das Vater Sein auf diesen einen Teil reduziert und die anderen nicht mehr sieht, dann habe ich als Kinderpsychotherapeut ein Problem damit.

Eberhard Schäfer:

Ich glaube, die Erfahrungen zeigen – Tomas Wetterberg wird es noch besser wissen – da, wo spezielle Unterstützungsmaßnahmen für Väter, auch gerade Auszeiten, freie Zeiten für Väter mit dem Ziel, dass der sich um das Kind kümmern kann, da wo die eingeführt wurden, funktionieren die besonders gut. Man kann sagen, allgemeine Maßnahmen, die von Vätern auch in Anspruch genommen werden können, die nehmen die Väter nicht so sehr wahr – aber spezielle Sachen, die sich gerade an sie richten, die nehmen sie auch wahr. Man kann das vielleicht auch noch zusätzlich auf der symbolischen Ebene sehen; es ist eine Geste an die Väter, es ist eine Wertschätzung der Väter. Ich glaube deshalb, dass das eine gute Idee ist.

Heike Trammer:

Zum Thema „Vaterschutzmonat“ – uns ist es auch eindeutig zu wenig, dieses Monat, das dort angesprochen wird. Es bedeutet ja nicht nur ein Monat, auch wenn es vielleicht nur ein Ansatz ist, es soll ja generell ein Lernprozess sein. Es ist auch für mich ein bisschen unverständlich, dass diese Forderung von den „Kinderfreunden“ bzw. aus der Ecke der sozialdemokratischen Partei kommt. Wenn ich an diesen Diskussionen teilnehme, Frauendiskussionen über Frauen, Familie und Beruf, dann heißt es immer, wir brauchen mehr Kinderbetreuungsplätze und gerade auch für die Kleinsten und am besten mehr Krippen. Und das steht ja der Forderung nach einem Vaterschutzmonat eigentlich ganz konträr gegenüber, denn die moderne Hirnforschung sagt, dass gerade in den ersten drei Lebensjahren eine Bezugsperson

– sei es Vater, sei es Mutter, es kann auch unter Umständen eine Tagesmutter sein
– das Wichtigste überhaupt ist, weil gerade die Entwicklung des Sozialverhaltens und der ganzen wichtigen Ansätze für das Leben weiterhin, in den ersten drei Lebensjahren passiert. Und deswegen ist uns diese Forderung einfach zu wenig und setzt auch, glaube ich, nicht dort an, was wir wirklich brauchen.

Tomas Wetterberg:

I think, in Sweden we have ten days after the delivery when the father can stay home together with the mother of the child. And I think that is very important, and I hope in future we will talk about one month for both parents to be at home, but we are not there yet. But what I like to say right now, this discussion about just one person for the child – we stopped talking about that about twenty years ago in psychology. We know that the child can connect to both and to many people, so it's no trouble at all that both parents are home – or if the father stays at home the second month, it is no problem for the child at all.

Johannes Kaup:

Wie kann ein Weg weg vom „Defizit-Vater“ gefunden werden, und wie können wir besser mit Kindern leben?

Andreas Borter:

Wir haben im Rahmen unseres Projektes versucht, führende Politiker ein Stück weit zu „Aushängeschildern“ für die Vaterthematik zu machen und sind erstaunt gewesen – das kann mit der Schweiz zusammenhängen - wie schwierig es ist, männliche Politiker zu finden, die sich wirklich auch in ihrem Wahlprogramm oder einem öffentlichen Auftritt zu diesem Thema bekennen. Für Frauen gehört das dazu, über alle politischen Couleurs hinweg dürfen sie sich für die Vereinbarkeitsthematik stark machen. Männer – und das haben uns Politiker gesagt – können sich momentan in unserem Diskurs bei anderen Männern nur disqualifizieren, bei Frauen bekommen sie Zuspruch.

Das ist unglaublich schwierig für uns im Moment; in unserem Handbuch wollten wir ein paar Politiker einfach portraitieren mit ihrer Stellungnahme – in der Schweiz ist das sehr schwierig, vor allem vor den Wahlen. Es ist nicht etwas, wo Männer wirklich in der Politik dafür einstehen. Wir haben auch untersucht, wie viele politische Vorstöße zu diesem Thema von Männern gemacht wurden, praktisch keine. Das Thema wird auch parlamentarisch von Frauen bearbeitet. Männer werden dann eingebunden, wenn man sie braucht, um die von den Frauen definierten Ziele umzusetzen. Aber es gibt in der schweizerischen Politik keine Vaterpolitik auf parlamentarischer überparteilicher Ebene.

Peter Ballnik:

Ich möchte Stellung nehmen zu dem Defizit-Bereich. Wir arbeiten sehr stark auch im Defizit-Bereich mit scheidungsbedingten Kindern, und dort haben wir einerseits die Vatersehnsucht festgestellt, aber auch den Sog, den das Defizit verursacht, dass man stark beim Defizit verharrt. Wir sind langsam draufgekommen, nur das Defizit zu beseitigen führt noch nicht zu positivem Ergebnis. Was wirklich helfen kann, ist einfach dieser Fokus-Wechsel: Mal wirklich auf das andere zu schauen und mal dort hinüber zu gehen, um dem Sog zu entkommen.

Andreas Laun:

Ich möchte nur noch einmal ein Anliegen herein bringen und sagen: Von Ihnen allen kann ich jetzt viel lernen, was diese und jene Maßnahme angeht – aber ich sage, wir müssen eine Bewusstseinsänderung anstreben, eine wirkliche Bewusstseinsänderung. Beachten Sie einmal allein die Tatsache, dass in Unterhaltungsfilmern fast nie Ehepaare vorkommen; es ist die Freundin, es ist immer nur diese lose Partnerschaft, Kinder kommen auch kaum vor. Allein, wenn man hören würde – dieser oder jener Star hat Ehefrau und Kinder, und wenn das ständig herüberkäme, dass das etwas Schönes und Positives ist, dann würden wir viel mehr ändern als mit einem neuen Paragraph.

Ich kann mich erinnern an einen Western, wo der Held eine Ehefrau hatte – allein in diesen Kriminalfilmen haben sie normalerweise nur Beziehungen, wo man nichts genaues weiß. Und ich weiß von einem ORF-Mann, der sagte, da war in einem Drehbuch eine Ehefrau drinnen, da schreiben wir „Freundin“ hinein. Beobachten Sie einmal unsere Medien, unsere Sportler, immer nur Nicht-Familien. Da denke ich mir, wir brauchen eine Bewusstseinsänderung, und dann ändert sich vieles von selber.

Heinz Walter:

Herr Pater Laun, ich bin vor vier Wochen von dem Filmfestival in Lucarno zurückgekommen, und ich war erstaunt, wie viele Filme dort gezeigt wurden, die sich auf – leider weil eben das Defizitäre leichter und besser darzustellen ist – auch familiäre Konstellationen bezogen haben. Das Festival hatte ein anderes Generalthema, und trotzdem haben sich derart viele Filme dort durchgesetzt und sind dort angenommen worden. Ich verfolge die Filmszene, was das Vaterthema angeht, insgesamt, und es gibt in Deutschland sogar einen Film, ungefähr ein Jahr alt, der den Titel „Väter“ trägt, und es gibt eine ganze Reihe anderer Filme die sich auch der Thematik Familie und Elternschaft annehmen. Wir sehen offensichtlich sehr verschiedene Filme.

Publikum:

Zum Vaterschutzmonat: Ich würde das eher nicht Vaterschutzmonat, sondern Partnerschaftsmonat nennen. Ich bin zwar keine Psychologin oder Psychotherapeutin, aber ich bin fest davon überzeugt, dass die Bindung zum Kind nicht in den vier Wochen, wo der Vater zu Hause ist, entstehen kann, sondern es dient ausschließlich zur Unterstützung der Mutter, die fertig und müde ist und mit dem Kind nicht zu Rande kommt in den ersten Wochen, weil sie stillen muss und den Haushalt hat usw. Das unterstützt die Mutter sicher positiv, aber der Vaterschutzmonat, gedacht als engere Bindung zum Kind, halte ich für völlig irrelevant.

Zweitens: Es gibt schon sehr viele positive Filme – ich glaube, Eure Exzellenz sieht zu wenig Kinofilme – zum Beispiel der letzte positive Film war „Im Dutzend billiger“ mit Steve Martin; da haben sie zwölf Kinder, und die Frau wird wieder berufstätig, und er soll die Kinder hüten, scheitert dann daran und zum Schluss ist die Ordnung wieder hergestellt.

Publikum:

Ich bin Leiter des Männerbüros der Katholischen Kirche in Vorarlberg. Für uns hält sich die Kirche nicht an ihren Leisten, sie leistet sich ein Männerbüro. Zum ganzen Komplex Trennung und Scheidung: Ich denke, für Österreich und auch die Schweiz, die klare Forderung – die gemeinsame Obsorge muss weiterentwickelt werden zum deutschen Modell. Es geht nicht, dass ein Elternteil sagt „Ich mag nicht“ und dann

gibt es keine. Weiter, eine alte Forderung der österreichischen Männerszene: Eine familientherapeutische Grundausbildung für Familienrichter; diese fällen Entscheidungen, die weit in das Familiensystem hinein reichen und sind dafür nicht ausgebildet.

Dritte Forderung auch zu diesem Themenkomplex: Eine geschlechterparitätische Besetzung von Jugendwohlfahrtstelle. In Zeiten von „gender mainstreaming“, Co-Mediation etc. ist es nicht mehr korrekt, bei einem strittigen Fall in einer Familie zwei Damen anzusetzen; das sollten eine Dame und ein Herr sein – die Fürsorge sollte also zukünftig geschlechterparitätisch besetzt sein. Wir haben in diesen Tagen einiges geredet über die Folgen von Vaterlosigkeit für Kinder und Jugendliche – die Forderung aus der Männerszene: Zivildienst in Kindergärten.

Es wird der Zivildienst jetzt neu diskutiert, vielleicht kommt ein anderes Modell mit Sozialjahr, und genau das wäre eine Möglichkeit, mehr Männlichkeit in die Kindergärten zu bringen. Und auch nachzudenken: Was kann man tun, damit mehr Männer Volksschullehrer werden? Das hängt mit dem Geld zusammen; ein Volksschullehrer verdient so wenig, dass kein vernünftiger Mann diesen Beruf ergreift. Jetzt wird die Ausbildung geändert von der pädagogischen Akademie auf die Fachhochschule; das wäre ein Anlass darüber nachzudenken, was hier wieder konkret umgesetzt werden könnte.

Zum Thema der Vereinbarkeit: Kontrollieren wir unseren Sprachgebrauch; wer „Väter“ meint, darf nicht „Eltern“ oder „Familie“ sagen. Im Moment ist es so, dass bei diesen Begriffen bei den Vätern nichts klingelt im Kopf. Sie müssen explizit genannt werden, damit sie sich auch gemeint fühlen. Zum Thema Familienfreundlichkeit in Betrieben: Da „familienfreundlich“ oft nur für Frauen gilt, unsere Forderung – ein Projekt und einen Preis dazu ausschreiben für „väterfreundliche“ Betriebe.

Publikum:

Die Steiermark hat letztes Jahr als erstes österreichisches Bundesland ein Väterkarenz-Projekt ins Leben gerufen. Wir haben als erstes im Rahmen des erwähnten Wettbewerbes „Taten statt Worte – Frauen im familienfreundlichsten Betrieb“, wie er im Moment noch heißt, aber es wird umgestellt auf „familienfreundlichster Betrieb“, damit auch die Männer mit einbezogen werden, einen Sonderpreis „Väterkarenz“ ausgeschrieben. Es gibt auch schon Gespräche, das in anderen Bundesländern einzuführen.

Noch eine Aktion: In Zusammenarbeit mit der Brau Union Österreich und der Marke „Schlossgold“ sind 500.000 Bierdeckel ausgelegt worden in allen 7500 steirischen belieferten Gastronomiebetrieben. Auf dem Bierdeckel steht der Homepage-Name. Denn so erreichen wir auch die „normalen“ Männer, nicht nur solche, die heute hier sind.

Publikum:

Stiefvaterschaft gestaltet sich sicher anders als Vaterschaft in nicht geschiedenen Familien. Mich würde interessieren: Wo liegen die Chancen von Stiefvaterschaft, und unter welchen Bedingungen kann der Stiefvater förderlich für die kindliche Entwicklung sein?

Peter Ballnik:

Die Chance bei der Stiefvaterschaft ist die, dass für das Kind klar sein muss, wer wer ist. Der Vater muss der Vater bleiben, und der Stiefvater ist der Stiefvater; das Kind muss auch zuerst aggressiv sein dürfen gegen den Stiefvater, ihn ablehnen dürfen. Die Kunst ist, in einer Form dranzubleiben, dass Beziehung entstehen kann – das

Schönste ist, wenn das Kind oder der Jugendliche sich schließlich von beiden das holen kann, was er braucht. Das ist das, was wir in unserer täglichen Arbeit versuchen zu erreichen.

Publikum:

Ich habe zwei konkrete Fragen – zuerst an den niederländischen Kollegen: Sie haben einmal gesagt, dass sich in den Niederlanden gezeigt hat, dass Frauen sozusagen die „neuen Männer“ so stark ablehnen. Gibt es da Studien dazu, und wie sehen diese Studien aus?

Und dann wollte ich noch Herrn Wetterberg aus Schweden fragen, ob sich jetzt auch diese stärkere Beteiligung von Vätern an der Karenz – doch mit 17 % wesentlich stärker als in Österreich und Deutschland – auch in der Rechtssprechung bei den Entscheidungen auswirkt; ob im internationalen Vergleich Väter öfter die Kinder zugesprochen bekommen?

Publikum:

Diese Studien gibt es; die allgemeine Aussage dieser Studien ist, dass Frauen keine „Hausmänner“ wollen. Sie wollen starke Männer, die auch für das Einkommen zuständig sind und irgendwie eine „Macho-Ausstrahlung“ haben. Ich schicke Ihnen diese Studien zu.

Tomas Wetterberg:

I've also seen these studies but I didn't see the same thing as you did; but we can discuss this later. As we have seen in Sweden, it has something to do with the divorces. There are less divorces when your man is caring about the household and the children. Women in Sweden like men who have more broader roles. There was a research a couple of years ago which showed that divorces in Sweden are because of men who take no care of the household together with the women.

The woman likes more gender equality and the man, because of the old male role I think, is not prepared to take this responsibility. But on the lower ages, those kids, who have been to kindergarten, there you can see a difference, you can see that a younger man takes already care in a better way than the older men do. So the divorces in future, I think, will be lower because of the gender equality in the families. It's the opposite of what some people say. I think that this kind of discussion of that women don't like men who are in another way than a macho, a hegemonic man, I think that it's not right.

Johannes Kaup:

Es sind noch Fragen offen geblieben. Wie kommt man besser an Männer aus sozialen Randschichten heran, die sich aus Risikoschwangerschaften zurückziehen?

Tomas Wetterberg:

We have some projects in Sweden with young men and young fathers. What they do is, when the young people are getting pregnant, the mid-wife contacts a man, who is father – not a professional or a psychologist – and, together with other young men, talks about what is becoming your responsibility when you become a family.

If you have this kind of networks here in Vienna, it's a good idea to take discussions with this men who are fathers and who can take discussions with young men about these responsibilities. That is one way we have tried in some parts of Sweden and it works out very good. But it is important that the mid-wives and the men can work

together because the mid-wives are the professionals and the men are just the professionals of being father. That is a very big discussion in Sweden right now.

Johannes Kaup:

Wie ist die Situation für österreichische geschiedene Männer, und können Sie sich vorstellen, väterpolitische und männerpolitische Anliegen und Vereinbarkeitsfragen in Brüssel zu vertreten?

Heike Trammer:

Da kann ich eine positive Nachricht geben, denn wenn wir die österreichische Präsidentschaft haben, wird von unserer Seite das Familienthema ein Männerthema sein. Zur EU insgesamt: Es ist weder die Frauenpolitik noch die Familienpolitik in Wahrheit wirklich vorhanden. Frauenpolitik wird von der Kommission „Beschäftigung und Soziales“ abgehandelt. Die Frauenpolitik ist als solche also nur ein Unterpunkt, von der Männerpolitik, der Männerrolle und der Familienpolitik braucht man gar nicht zu reden. Die Sozialminister, die zusammenkommen, um Sozialpolitik zu machen, haben auch nur beratende Funktion. In Wahrheit bestimmt der ECOFIN-Rat, es bestimmen die Finanz- und Wirtschaftsminister, wo es lang geht. Die Wirtschaft bestimmt noch immer zum großen Teil die Politik. Deswegen mein Eingangs-Statement: Wir müssen die Interessensvertretungen der Wirtschaft auch sensibel machen, dass die Familienpolitik in Wahrheit für die Zukunft einmal die wirkliche Wirtschaftspolitik sein wird.

Dann: Ist man geschieden, ist man wieder Alleinverdiener. Dann kommt es darauf an, wem die Kinder zugesprochen werden. Der Unterhaltspflichtige kann den Unterhalt von der Steuer absetzen; und derjenige, der dann wieder Alleinverdiener ist mit den Kindern, der hat – wenn er unter eine gewisse Grenze fällt mit der neuen Steuerreform 2005 – gewisse Vorteile. Wir haben also diesen Betrag hinaufgesetzt; es ist aber nicht ein Rückfall in ein anderes Steuersystem oder eine andere Steuerklasse, wie es in Deutschland der Fall ist. Was wir versucht haben oder durchgesetzt haben mit dieser Steuerreform 2005, dass gerade die Alleinerzieher oder Alleinverdiener im unteren Lohnniveau wesentlich besser gestellt sind als in den Jahren zuvor.

Zu den Vortragenden

Univ. Prof. Dr. Gerhard Amendt, Wien

Direktor des Instituts für Geschlechter und Generationenforschung an der Universität Bremen; zahlreiche Buchveröffentlichungen zu Themen der Geschlechterbeziehungen, des Mutter-Sohn-Verhältnisses, der Psychodynamik von Abtreibungen etc.; letzte Buchveröffentlichungen: Vatersehnsucht, 1999 und Scheidungsväter 2004; Gründer des Bremer Pro Familia Zentrums für Familienplanung und Abtreibungen 1979; Berater der Weltgesundheitsorganisation Europa (WHO); Ongoing Projects: Wissenschaftlicher Schlussbericht zum Scheidungsväterprojekt 2004, sowie Gewaltepisoden in partnerschaftliche Beziehungen.

Email: igg@aon.at oder adamek@uni-bremen.de

Mag. Peter Ballnik, Salzburg

Geboren 1960; Studium der Psychologie; Studium der Wirtschaftspädagogik; Jugendleiterausbildung; praktische Jugendarbeit in einem Kinder- und Jugendtheater; seit 1987 selbstständige Tätigkeit in der Konzeption u. Leitung von Seminaren, Workshops u. Arbeitsgemeinschaften; Beratung bei Entwicklungs- u. Schulungsmaßnahmen; Ausbildung zum Integrativen Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten am Fritz Perls Institut; Assistent an der Wirtschaftsuniversität Wien am Institut für Personalwirtschaft; seit 1993 selbstständige psychotherap. Arbeit in eigener Praxis; seit 1994 therap. Kinder- u. Elternbegleitung bei Trennung/Scheidung; Fortbildung in psychoanal. Familientherapie; seit 2000 Mitbegründer u. Obmann des Instituts für psychosoziale Gesundheit; seit 2000 aktives Mitglied der Familienwerkstatt.

Email: dialog@ballnik.com

Andreas Borter, Burgdorf/Schweiz

Geboren 1951; Studium der evangel. Theologie in Bern u. Heidelberg; Weiterbildung in Pastoralpsychologie (USA); Weiterbildungen in den Bereichen Erwachsenenbildung, Gruppenarbeit, Genderarbeit, sowie Nachdiplomausbildungen in Organisationsberatung u. Weiterbildungsmanagement; tätig als Gemeindepfarrer; Studienleiter für Kirchliche Erwachsenenbildung; 1998-2003 tätig an der Berufs-, Fach- u. Fortbildungsschule Bern als stv. Leiter der Abteilung Weiterbildung; seit 2003 selbstständig tätig als Supervisor u. Organisationsberater; Ausbildungs- u. Expertentätigkeit im Bereich des pers. u. des betriebl. Kompetenzmanagements; Referent u. Workshopleiter im Bereich Gender-/Väterarbeit; Mitinitiant u. Mitarbeiter in Väterprojekten; Mitautor des Männer-Gesundheitsmanifest.

Email: borter@besonet.ch

Dr. Allan Guggenbühl, Zürich

Geboren 1952; seit 1980 Verlagsleiter und Herausgeber der Zeitschrift Gorgo; seit 1984 Leiter der Abt. für Gruppenpsychotherapie für Kinder u. Jugendliche an der kantonalen Erziehungsberatung & Poliklinik der Universität Bern; seit 1994 Dozent am C. G. Jung Institut Zürich u. an der Hochschule für Angewandte Psychologie; seit 1980 freier Mitarbeiter der Neuen Zürcher Zeitung Zürich; seit 1996 Gründer und Direktor des Instituts für Konfliktmanagement & Mythodrama; staatlicher Schulberater des MNG Gymnasiums Rämibühl Zürich; seit 1996 psychol. und psychotherapeutische Praxis in Zürich; seit 1998 Berater der Axel Johnson Stiftung, Stockholm; seit 2001 Präsident der Peter-Hans Frey Stiftung, Zürich; seit 2002 Professor an der Pädagogischen Hochschule des Kantons Zürich (50%); seit 1993 rege Vortragstätigkeit.

Email: info@ikm.ch

Univ. Prof. Dr. Gertrud Höhler, Berlin

Buchautorin; Beraterin von Wirtschaft und Politik, Berlin; Studien der Literaturwissenschaften und Kunstgeschichte in Bonn, Berlin, Zürich, Mannheim; Professor für Allgemeine Literaturwissenschaft und Germanistik; seit 1985 freie Unternehmerin; Beraterin von Wirtschaft und Politik; u.a. Verwaltungsmitglied der Ciba Speciality Chemical und Báloise Insurance, beide in Basel, sowie der Georg Fischer AG in Schaffhausen; Auszeichnungen u.a. 1996 Frau des Jahres, 1999 Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland, 2002 Verleihung des Fairness-Ehrenpreises.

Prof. Dr. Walter Hollstein, Berlin/Bremen

Univ.-Prof. für Soziologie; Studium der Sozial- und Geisteswissenschaften in Basel und Münster/Westf., Promotion; Wiss. Assistent; Journalist in Basel, Genf und Beirut; seit 1971/72 Univ.-Prof. für politische Soziologie in Berlin; ab 2000 am Institut für Geschlechter -und Generationenforschung an der Universität Bremen; Träger des Deutschen Sachbuchpreises; mehrfacher Gutachter des Europarates für Generationen- und Geschlechterfragen.

Email: walter.hollstein@t-online.de

Univ.-Prof. Dr. Reinhold Knoll, Wien

Geboren 1941; Studium der Geschichte u. Kunstgeschichte an der Uni Wien; Univ. Assistent am Institut für Soziologie der sozial- u. wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Uni Wien; Habilitation für Geschichte und Theorien der Soziologie 1984; Univ.-Dozent; seit 1994 Ass. Prof. mit der Abteilung für Kultursoziologie am Institut beauftragt; 1997 a.o. Univ.-Prof. am Institut für Soziologie u. Mitglied der Wiener Katholischen Akademie; 1998 Lehrbeauftragter an der Karoli Gaspar-Universität Budapest; Lehraufträge an der Universität Gödöllő für Kulturwissenschaften; Mitherausgeber der Geschichte österreichischen Philosophierens; zahlreiche Veröffentlichungen; Teilnahme an wissenschaftl. Filmen und Rundfunksendungen.

S.E. Weihbischof Univ.-Prof. Pater Dr. Andreas Laun O.S.F.S., Salzburg

Titularbischof von Libertina; Bischofsvikar für die Seelsorge an Ehe und Familie; geboren 1942 in Wien; in Salzburg Volksschule und Gymnasium am Borromäum; von 1960 bis 1962 Studium der Philosophie an der Universität Salzburg; von 1963 bis 1966 Studium der Theologie in Eichstätt; am 17. 9. 1966 Ablegung der Ewigen Gelübde bei den Oblaten des Heiligen Franz von Sales; 1967 Empfang der Priesterweihe in Eichstätt; 1981 Habilitation für Moraltheologie an der Universität Wien; 1981 - 1985 Professor für Moraltheologie an der Hochschule Heiligenkreuz; 1995 Ernennung zum Weihbischof für Salzburg.

Email: andreas.laun@aon.at

Univ.-Doz. Dr. Roger Csáky-Pallavicini, Budapest

Geboren 1943; TU Budapest; Pázmány-Péter-Universität für Theologie; Fachweiterbildung für Mentalhygiene; Studium der Soziologie mit Spezialisierung Sozialpolitik an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest; Lehranstalt für Systemische Familientherapie der Erzdiözese Wien; Gründung u. Leitung des Kirchlich-Städtischen Familienhilfszentrums „Brücke“ für Familientherapie u. Methodik in Budapest; seit 1994 mit Frau Teodóra Tomcsányi Erarbeitung des Lehrplans für die Lehrtätigkeit in der Sozialarbeiterausbildung an der Erzbischöfl. Theol. Hochschule Veszprém; dort Leiter des Lehrstuhls für Sozialarbeit; 1997 Kandidat (PhD) der Soziologie; erst wissenschaftl. Hauptmitarbeiter, dann Universitätsdozent am Lehrstuhl für Mentalhygiene der Ungarischen Sportuniversität (Simmelweis-Universität).

Email: csaky.roger@axelero.hu

Dipl.-Psychologin Zsófia Csáky-Pallavicini, Budapest

Geboren 1978; Studium der Psychologie a. d. Eötvös-Loránd-Universität Budapest; Studium der Theologie a. d. Pázmány-Péter-Fachhochschule für Theologie; gruppenanalytische Ausbildung; geschult in Familientherapie; Arbeit als Kinder- u. Jugendpsychologin in einer Budapester Beratungsstätte; freie Mitarbeiterin der Seelsorgefortbildung Semmelweis-Universität; über 10-jährige Erfahrung in Kinder- u. Jugendgruppenleitung in der katholischen Jugendgemeindenbewegung Regnum Marianum; Redaktionsmitglied der ökumenischen Vierteljahresschrift Embertárs (Mitmensch); Vizepräsidentin der Ungarischen Pastoralpsychologischen Gesellschaft.

Dr. Gabriele Peitz, München

Geboren 1969; Diplom-Psychologin; seit 1995 wissenschaftliche Mitarbeiterin der LBS-Familien-Studie „Übergang zur Elternschaft“ in München; ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Familienforschung, Partnerschaftsentwicklung, interpersonelle Wahrnehmung und Frühpädagogik.

Prof. Dr. Horst Petri, Berlin

Geboren 1936; Neurologe; Arzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychoanalytiker; lehrte von 1981-2001 Psychotherapie und psychosomatische Medizin an der FU Berlin; arbeitet als Psychoanalytiker und Autor in Berlin; verfasst zahlreiche wissenschaftliche Publikationen; seine Bücher sind in mehrere Sprachen übersetzt; u. a. „Väter sind anders“ (Kreuz, 2004), „Das Drama der Vaterentbehnung“ (Herder, 4. Auflage 2003).

Prof. Dr. Roland Proksch, Nürnberg

Professor für Familien- und Sozialrecht an der Evangelischen Fachhochschule Nürnberg; seit 1991 auch deren Präsident; anerkannter Mediator (BAFM/BMWA); seit 1989 Geschäftsführer des Instituts für Soziale und Kulturelle Arbeit Nürnberg, das u.a. in den Bereichen Beratung, Planung, Forschung auf allen Gebieten der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe arbeitet; Mediation als Familien- und Nachbarschaftsmediation; Mediation in Organisationen und im Täter-Opfer-Ausgleich für Erwachsene.

Email: roland.proksch@evfh-nuernberg.de

Father Richard Rohr OFM, USA

Father Richard Rohr is a Franciscan of the New Mexico Province. He was the founder of the New Jerusalem Community in Cincinnati, Ohio in 1971, and the Center for Action and Contemplation in Albuquerque, New Mexico in 1986, where he presently serves as Founding Director. Richard was born in 1943 in Kansas. He entered the Franciscans in 1961 and was ordained to the priesthood in 1970. He received his Master's Degree in Theology from Dayton that same year. He now lives in a hermitage behind his Franciscan community in Albuquerque, and divides his time between local work, and preaching and teaching on all continents.

Email: jwhaleofm@aol.com

Dipl.-Pol. Eberhard Schäfer, Berlin

Geboren 1962 in Niedersachsen; Studium der Politikwissenschaft, Soziologie und Philosophie in Braunschweig und Berlin; Diplom in Politologie; Vater eines erwachsenen Sohnes und seit 12 Jahren teilzeit-erwerbstätig; Berufstätigkeit in der Jugendarbeit, der außerschulischen und internationalen Bildungsarbeit sowie als Journalist; seit 2002 Leiter des Projektes "Familienbildung für Väter" bei Mannege e.V., Information und Beratung für Männer, Berlin.

Email: eberhard.schaefer@mannege.de

Dr. Edit Schlaffer, Wien

leitet als Sozialwissenschaftlerin seit über 20 Jahren die Ludwig Boltzmann Forschungsstelle für Politik und zwischenmenschliche Beziehungen in Wien; zahlreiche Forschungsprojekte und Publikationen zu geschlechtsspezifischer Erziehung; Modernisierung der Geschlechtsrollen und Entwicklung von Strategien für eine geschlechtergerechte Welt; Anfang 2002 Gründung von Frauen ohne Grenzen, einer internationalen Initiative für Frauen in Politik und Zivilgesellschaft (www.frauen-ohne-grenzen.org).

Email: office@frauen-ohne-grenzen.org

Univ.-Prof. Dr. Heinz Walter, Konstanz

Geboren 1942; seit 1973 Professor für Pädagogische Psychologie an der Universität Konstanz; Psychoanalytiker; Eltern- und Lehrerfortbildung; Studium an den Universitäten Bochum, Graz, Münster; 1968 – 1973 an den Universitäten Göttingen und Konstanz in der Lehre (Motivationspsychologie, Sozialpsychologie) und in Forschungsprojekten zur schulischen Sozialisation tätig; Vertreter einer sozialwissenschaftlichen, historisch und ökologisch/systemisch orientierten Theorie der menschlichen Entwicklung; tätig als Autor und Herausgeber u.a. Übersicht- und Ideengeber zu verschiedenen einschlägigen Forschungsschwerpunkten, zuletzt zum Themenkomplex „Männer als Väter“.

Email: heinz.walter@uni-konstanz.de

Tomas Wetterberg, Stockholm

has a Bachelor of Social Science and is secretary of the Sweden's Minister for Gender Equality; 1994 he started a local body of the Male Network Association, an organization where he also has been a member of the national board; he has a long experience of Gender Equality issues focusing on the role of men; during the years 1999-2003 he was a Special Adviser to the Sweden's Minister for Gender Equality; responsible for the project "Men and Gender Equality" initiated by her; during this project he was among other things responsible for an EU conference on Men and Gender Equality and a seminar in the EU parliament and in the UN.

Email: tomas.wetterberg@education.ministry.se

Bibliographie

- Besuchscafé-Folder
- Der gebrauchte Mann? Männliche Identität im Wandel - Männerpolitik in Österreich
- Erster österreichischer Männergesundheitsbericht
- Geschlechtertheorie
- Jugendliche Familienfähigkeit unter besonderer Berücksichtigung der Väterthematik
- Männer Guide 2004/05 - Der Ratgeber für Gesundheit, Fitness und Lifestyle des Mediamed-Verlags
- Männerarbeit in Österreich
- Psychosoziale und ethische Aspekte der Männergesundheit
- Scheidungsfolgen für Männer - Juristische, psychische u. wirtschaftliche Implikationen
- Suizide von Männern in Österreich - Statistisch-epidemiologische Untersuchung
- Vaterentbehmung - eine Literaturanalyse
- Der Männerratgeber

Impressum

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz
Männerpolitische Grundsatzabteilung (Sektion V, Abteilung 6)
1010 Wien, Franz Josefs-Kai 51

Redaktion

Mag. Marion Schirnböck-Madjera

Lay-out

Ideenwerkstatt

Druck

Hausdruckerei des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und
Konsumentenschutz

ISBN

3-85010-134-7

Verlagsort, Herstellungsort

Wien

Dieses Handbuch kann beim BMSG-Bestellservice unter 0800-20 2074 oder
www.broschuerenservice.bmsg.gv.at bezogen werden.

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwertung (auch auszugsweise) ist ohne schriftliche
Zustimmung des Medieninhabers unzulässig. Dies gilt insbesondere für jede Art der
Vervielfältigung, der Übersetzung, der Mikroverfilmung, der Wiedergabe in
Fernsehen und Hörfunk, sowie der Verarbeitung und Einspeicherung in elektronische
Medien, wie z. B. Internet oder CD-Rom.